This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

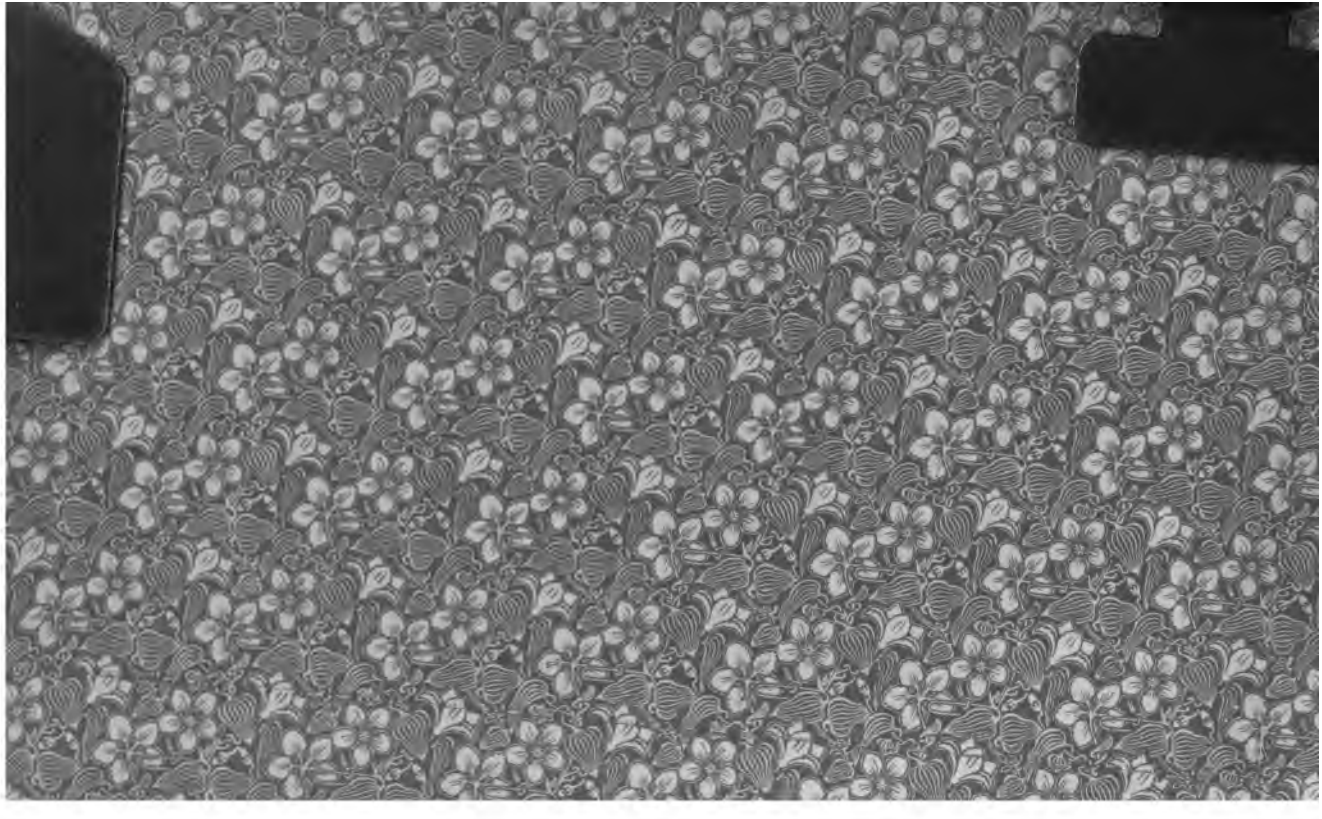
Über Google Buchsuche

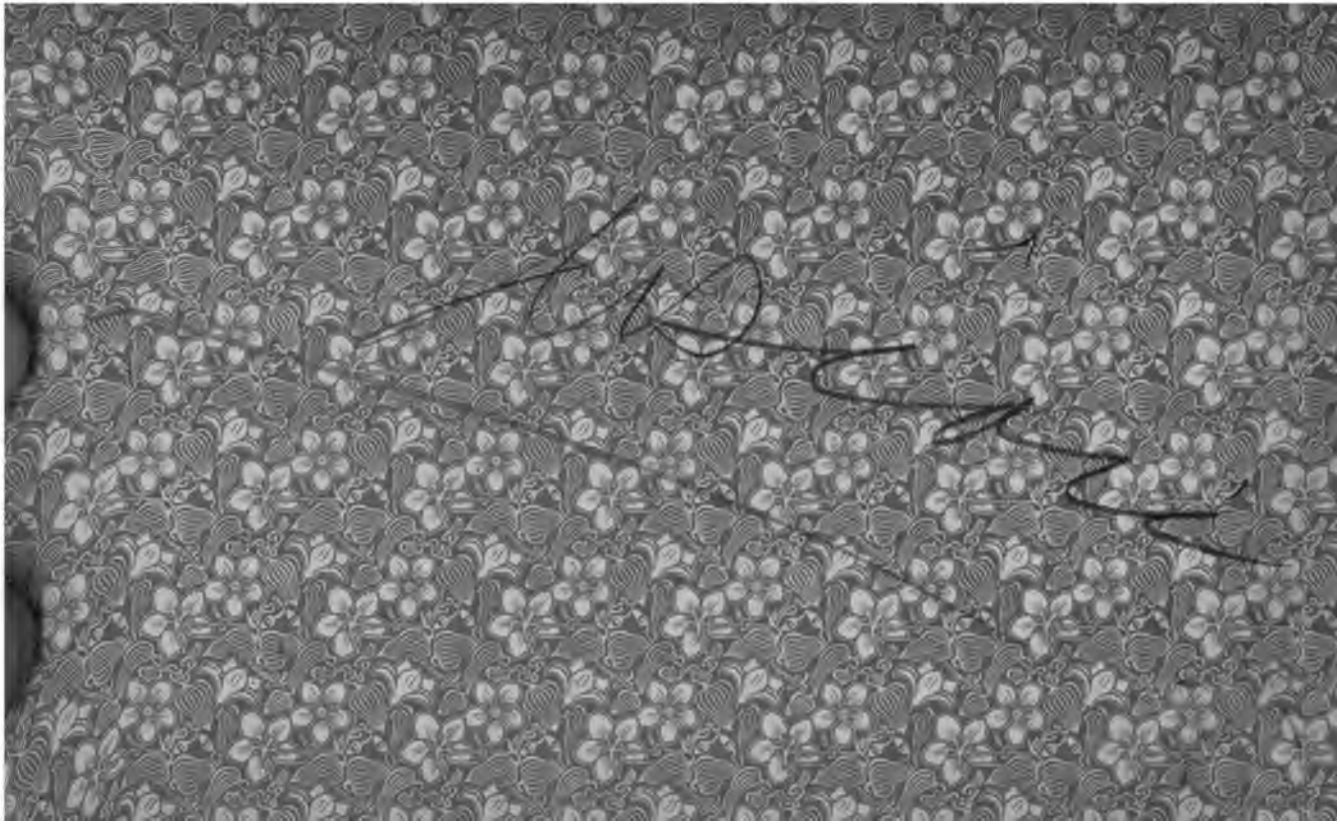
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 06823839 7

F. Bettex,

Naturstudium und Christentum





1. Christianity and science

S ND

Naturſtudium und Chriſtentum.

ZEK
B

aſing.

F. Bettex.

Naturstudium und Christentum.

Von

F. Vetter.

Neunzehntes bis einundzwanzigstes Tausend.

Mit einem Porträt.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1905.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
330196B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1945 L

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Wer über ein schon bekanntes Thema schreibt, fühlt das Bedürfnis, dem lesenden Publikum zu sagen, warum er zu so vielen noch ein Buch verfaßte, und was er damit bezweckt.

Dieses Werk ist der durch langjährige Beschäftigung mit der Natur und der neueren naturwissenschaftlichen Literatur gewonnenen Überzeugung entsprungen, daß es heute mehr als je nötig ist, den von dem angeblichen Gegensatz zwischen Natur und Offenbarung, Wissenschaft und Glauben erschütterten, unsicher und ängstlich gemachten christlich gesinnten unter den Gebildeten zuzurufen: Erschrecket nicht! Gibt es einen Gott, so ist die Natur sein Werk; Schöpfer und Schöpfung widersprechen einander nicht. Trotz und bei allen Fortschritten der Naturwissenschaft bleibt eine christliche und biblische Naturanschauung nicht nur möglich, sondern wahrer und befriedigender als jede noch so keck auftretende und sich breit machende materialistische. Prüfet selber, ruhig und besonnen, und seht, wie wenig Wahrheit und Weisheit hinter den lautesten und gangbarsten Schlagwörtern der Gegner steckt. — Gott bleibt das Zentrum, das Licht und die Sonne der Welt; in diesem seinem Licht sehen wir das Licht, und vor diesem ewigen Licht erbleichen die trüben *und rauchenden* Lämplein menschlicher Weisheit.

Ist das hier nach Maßgabe unserer Kraft festgestellt, so werden wir uns später diese göttliche Natur ansehen und suchen aus dem Vielen, was sie uns sagt, ein Weniges zu verstehen.

Daß volle Erkenntnis hinieden keinem zuteil wird, wissen wir; dennoch darf, ja soll ein Christ Erkenntnis in Demut suchen und das Gefundene mit Freimut anderen mitteilen. Das habe ich hier versucht.

Stuttgart, September 1895.

F. Bettex.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die vorliegende zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten nur durch Verbesserung übersehener Fehler und hier und da kleiner erläuternder Zusätze, ist also im wesentlichen ein unveränderter Abdruck der ersten.

Stuttgart, Juni 1896.

F. Bettex.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Kapitel I.	Fortschritt?	1
„ II.	Evolution und moderne Weltanschauung . . .	44
„ III.	Christliche Naturforschung	119
„ IV.	Wissenschaft	195
„ V.	Materialismus	264

I.

Fortschritt?

Unbeweglich, majestätisch ruhig erscheint uns die Erde. Ob wir vom hohen Berggipfel aus die weiten Ebenen, die dunkeln Wälder und die dahin sich schlängelnden Flüsse überschauen, ob, von hoher Klippe aus betrachtet, der uferlose Ozean weithin sich vor uns ausdehnt, auf dessen tiefblauer Fläche Segel wie weiße Punkte fast unmerklich sich bewegen: fest gegründet, unerschütterlich steht sie da wie zur Zeit Homers, diese „menschenernährende Erde!“

Und fast ebenso ruhig und sicher lebt darauf der größte Teil der Menschheit. Vom Treiben und Lärm der Städte entfernt, bearbeiten Millionen geduldig Tag für Tag im Schweiß ihres Angesichts den Boden, den schon ihre Vorväter gepflügt, wohnen behäbig in den von ihren Ahnen gebauten Häusern, schauen zu, wie alljährlich Sommer und Winter, Saat und Ernte wiederkehren, wie allmählich ihre Kinder heranwachsen; und langsam und friedlich fließt ihr Leben dahin.

Aber in Wahrheit und von den ewigen Höhen aus betrachtet, ist diese Erde nichts weniger als ruhig oder gar unbeweglich. Nein! dieser unser Wohnsitz, diese Weltkugel mit ihren Polen und Eismeeren, Kontinenten und Ozeanen, sie eilt, sie fliegt, sie rast unaufhörlich, rastlos durch den unendlichen Raum, vom Mond, dieser erstarrten Felsen- und Kraterwelt

in weiten Kreisen umwirbelt, in noch weiteren die mächtige Sonne umtanzend, die, auch sie, im Weltall weiter und weiter eilt; wohin? wir wissen es nicht! — Bis der Sekundenzeiger einmal vorrückt, ist diese unsere Erde und wir darauf 29 Kilometer weiter geflogen, und niemals wieder wird sie und werden wir an die Stelle im Weltraum zurückkehren, die wir jetzt passieren. — Gewährte uns Gott, der allein die Ruhe ist, im ewig wirbelnden Weltall einen festen Punkt, von dem aus wir diese unsere „Terra" sehen könnten, was dann? Dann würde ein zuerst fast unsichtbarer kleiner Stern, rasch heller werdend, bald so groß wie der Mond uns erscheinen, um in ein paar Stunden den halben und dann den ganzen Himmel einzunehmen; und die Erde flöge, die säumige Kanonenkugel weit hinter sich lassend, in ihrer erschreckenden Majestät an uns vorbei. Vor unseren erstaunten und verwirrten Blicken würden mehrere Minuten lang sonnenbeschienene Ebenen im schnellen Wirbel mit sturmbewegten Meeren abwechseln, Sandwüsten mit Schneegebirgen, einsame Wälder mit volksreichen Städten, stille Landschaften, finstere Felsschluchten und düsteres Gewölk flögen unbegreiflich rasch vorbei. Und ehe wir uns von unserem Erstaunen, von unserem Schrecken erholt hätten, würden die Bilder rasch erbleichen; zu dunkeln und hellen Flecken würden bald Kontinente und Meere, und die große Weltkugel würde wieder sichtbar, rasch abnehmend, immer mehr von uns sich entfernend, bald wieder nur noch ein Sternchen am Himmelszelt, wie es seine Bahn durchfliegt, von Gottes Hauch durch die Abgründe des Raumes und des Weltalls weiter geweht. — Eine Welt wäre an uns vorbei! mit ihren Stoffmassen und ihren Formen, mit ihrem Weh und ihren Freuden, mit ihrer Schuld und Sünde, mit anderthalb Tausend Millionen Menschenseelen, Bilder Jehovas, darauf,

alle ewiger noch als diese Welt. — Ein Schauspiel, unsterblicher Augen würdig!

Wie aber diese Welt durch die Abgründe des Raumes, so stürmt auch die sie bewohnende Menschheit durch die Tiefen der Zeit, aus einer schweigenden Ewigkeit emportauchend, in eine andere ebenso unbekannte versinkend. Wo war diese Menschheit vor nur zehntausend Jahren, eine Sekunde am Himmel, kaum ein Tag in dem dreißig Millionen von unseren Jahren zählenden Sonnenjahr? Seitdem ist am Himmel der schöne Stern Wega kaum die Hälfte vom Monddurchmesser in seiner unermeßlichen Bahn vorgerückt. Und wo wird diese Menschheit sein, wenn wieder eine solche Sekunde am großen Himmelszifferblatt vorbei?

Ja, kurz ist ihr Dasein; und jedes Stück Steinkohle, das vor deinem Ofen liegt, ist ein Teil von Bäumen, die auf Erden wuchsen, als weder Engel noch Cherubim wußten, was ein Mensch sei; denn Adams Seele lag noch unerschaffen in den Tiefen der Gottheit und noch hatte Gott nicht gesprochen: „Laßt uns Menschen machen nach unserem Bild!" — Seitdem vor sechstausend Jahren, — denn nicht ein Denkmal, nicht ein Menschenwerk kennen wir, das nachweisbar älter sei — Adam erstaunt und entzückt im gottgepflanzten Garten die Augen zum seligen Leben aufschlug, sind auf Erden bis zu Christus nur vierundsiebzig Menschengeschlechter einander gefolgt. (S. Lukas 3, 28—38.) Nach „herodotischer" Berechnung sind seit Christus bis heute (1894) etwa siebenundfünfzig Generationen vergangen (1894 : 33,3 = 58,88). Also hundertdreiunddreißig, oder sagen wir rund: hundertundvierzig Menschen nur, unsere Ahnen, trennen mich und dich von Adam, bilden deinen und meinen ganzen Stammbaum! Eine kleine Versammlung, nicht die Hälfte vom deutschen Reichstag, fände

Platz in mäßig großem Saal; und doch, wie ehrwürdig diese wenigen Vertreter des ganzen Menschengeschlechts! — Vornen die neun vielhundertjährigen Recken, die voll Urkraft und titanischen Übermutes, von Eden bis zur Sündflut die Erde mit Gewalttat anderthalb Jahrtausende hindurch füllten; dann mag mancher wilde Nomadenhäuptling, Städtegründer und Gesetzgeber, darunter auch Dichter und Weise und auch mancher Bettler und elende Verbrecher, gottlose Tyrann, ehrliche Bauer, derbe Arbeiter, hochmütige Ritter dabei sein. Wie interessant, hätten wir ihre Lebensbeschreibung, von ihnen selbst erzählt; zusammen eine Biographie der Menschheit! — Nur Geduld! Einst, in den Wundern der Ewigkeit, werden wir sie alle sehen und auch ihr damaliges Tun in ewigen Photographien schauen; denn nichts geht verloren im göttlichen Weltall. „Im Weltäther," sagten schon die Ägypter, „liegen die Archive der Götter."

Sind's aber der Männer wenig und kurz, erst seit gestern her, diese Menschheit auf Erden, was hat sie dennoch für eine unbegreifliche, überwältigende Masse von Taten, Worten und Gedanken angehäuft!

Wieviel hat sie in dieser kurzen Zeit gebaut und zerstört, gepflanzt und entwurzelt, geredet und geschrieben, gelitten und genossen, geseufzt, geweint, gelacht, gebetet und geflucht! Wie sind da Reiche und Thronen entstanden und wieder spurlos vergangen, ganze Zivilisationen und Völker geboren und auch gestorben. Wahrlich noch imposanter als die an uns vorbeistürmende Erde im Weltraum ist der wirbelnde, vorübersausende Tanz der Geister in der Welt- und Menschengeschichte. Unbegreiflich schnell bauen sich auf und stürzen wieder zusammen ganze Weltreiche, treten die Menschen auf die Weltbühne und wieder ab. Innerhalb zehn Jahren, also während der Schulzeit eines Knaben, bricht Alexander mit seiner gepanzerten Phalanx

in Asien ein, der fliegende Leopard, von Daniel in den Gesichten Gottes vorausgeschaut; zertrümmert mit wuchtigen Schlägen die Persermacht, vernichtet die stolze Tyrus, baut dafür auf einer Sandwüste Alexandrien, jetzt noch eine See- und Weltstadt, erobert und verschenkt Königreiche, wie ein Gewitter die Oberfläche der Erde verändernd; und verschwindet dann wieder, noch ein Jüngling, und sein Weltreich geht im Blut unter.

Und in kaum mehr Zeit tritt vor hundert Jahren aus Korsika ein unbekannter Artillerieleutnant auf, reißt an sich die Macht, schlägt seine Feinde nieder, marschiert mit Hunderttausenden von Kriegern über die Erde, Könige absetzend, Könige einsetzend, einen neuen Zustand der Dinge schaffend, bis auch seine Macht plötzlich zusammenbricht und er einsam auf der Felseninsel stirbt. Wo sind nun die von ihm gemachten Könige Louis, Murat, Joseph, Jerome, ihr Hofstaat und ihr Beamtenheer? — Sind verschwunden wie Träume der Nacht. — Wo die Hunderttausende, die sich bei Austerlitz und Leipzig bekämpften, die er nach Rußland hinbefahl; wo die schweren Kürassierregimenter, die der stolze Korse bei Waterloo mit erderschütterndem Ritt in den Tod schickte, um seine zusammenbrechende Macht zu retten? — Er und sie alle sind nur noch Schatten im Scheol! Auf Erden kaum etwas Staub davon übrig!

Und haben wir's nicht gesehen, wie vor fünfunddreißig Jahren zum Staunen von Freund und Feind, unerwartet, fast über Nacht, ein mächtiges Deutsches Reich durch Blut und Eisen entstand? Aber schon sind die meisten Männer ins Grab gesunken, die damals Gut und Blut daran setzten; noch wenige Jahre und nicht einer mehr wird erzählen, wie's dabei herging; denn unaufhörlich rieseln an der Weltesche Yggdrasil

die welken Blätter herab und Tausende keimen dafür auf. Auf diese dahinsausende Welt steigen unaufhörlich die Engel herab, noch schlummernde Kindesseelen bringend, und kreuzen sich mit denen, die Lazarusseelen nach überstandenem Erdenleben in Abrahams Schoß tragen. Zwischen einem Sonnenaufgang und Untergang werden Zehntausende von Menschen geboren und Zehntausende sterben weinend dahin, „die vollbracht ein banges Quälen, die vollendet süßen Traum, lebenssatt, geboren kaum", darunter viele, ach zu viele! von den Engeln des Verderbens gierig als Beute davongeschleppt; die, so kurz auch das irdische Leben, doch Weg und Mittel fanden, darin eine ganze Ewigkeit zu verderben.

Sieht man sich so das Leben des Einzelnen, wie auch der ganzen Menschheit an, so stimmt man Bildad bei: „Denn wir sind von gestern und wissen nichts, denn ein Schatten sind unsere Tage auf Erden." (Hiob 8, 9.)

Um so mehr wird man von Erstaunen ergriffen über die Anmaßung, mit der dieser Mensch, dessen Geschlecht gestern noch nicht da war und morgen nicht mehr sein wird, der noch nicht Zeit gehabt hat, sich seinen Wohnsitz, die Erde, und die Geschöpfe um ihn her recht anzusehen, der von den anderen Millionen von Weltkörpern und vom Weltall überhaupt so gut wie nichts weiß, geschweige von den Himmeln und den Höllen, kühn statuiert und wissenschaftlich dekretiert: „Der Stoff ist ewig! — Ewig sind die Naturkräfte. — Von jeher lehrt uns das die Beobachtung. — Noch nie hat ein Wunder stattgefunden! — Es ist ausgeschlossen, daß je die Naturgesetze sich ändern! — Niemals hat ein höchstes Wesen sich sichtbar geoffenbart!" — Wie wenn Eintagsfliegen, von denen manche Arten nur zwei, ja eine Stunde leben, am Strande eines Teiches auf dem runden Blatt einer Seerose versammelt,

andächtig einem verehrten Redner zulauschten, der ihnen beweist, daß es niemals eine Zeit gegeben habe, zu der diese unübersehbare Wasserfläche trocken, noch wo die gewaltigen, sie umgebenden Pflanzengebilde dürr, laub- und saftlos gewesen; noch weniger aber sei jemals dieser Teich, ihr jetziger Wohnsitz, von einer steinharten und zugleich durchsichtigen Masse bedeckt worden, von der eine abergläubische Sage berichte, es sei hart gewordenes Wasser gewesen! (Große Heiterkeit!)

Wie mögen da so spöttisch — doch nein! — so wehmütig mitleidig in der Liebe lächelnd, so blitzsprühend, in heiligem Zorn funkelnd die „Söhne Gottes" dreinschauen, die einst jauchzend der Gründung der Erde zusahen (Hiob 38, 7), die Fürsten der Völker und der „Rat der Sehenden", die Daniel schaute (Daniel 4, 17; 10, 5. 6), die Cherubim und die Seraphim, die, aus Gott entstanden ehe unser Weltall war, in Gott Vergangenheit und Zukunft schauen, und denen die höchste Analysis eines Newton, das tiefste Denken eines Plato wie das Lallen eines neugeborenen Kindleins vorkommen. Denn sie, Äonen überschauend, sehen Sonnen wie Saatkörner im Sternennebel entstehen, sehen wie diese Sonnen Planeten und Monde erzeugen, auf denen tausendfältiges Leben sich regt, und wie sie dann altersschwach, mit Schlacken bedeckt, nur noch trübrot leuchtend, erstarren; während sie bleiben, göttlich jung, ja mit den Äonen ewig jünger. Wohl uns, denen auch solches ewige Leben verheißen!

Wenn aber in unaufhaltsamem Flug die Erde um die Sonne und die Sonne mit ihr durch den weiten Raum dahineilt, wohin dann die ewige Reise? Wer schon fünfzig Jahre auf Erden, ist auch über zweitausend Millionen Meilen von dem Platz im Weltraum entfernt, wo er zuerst das Licht der Welt erblickte. Das ist die große Reise, von der alles Reisen

auf Erden nur ein kleines Abbild, auch sie wert- und bedeutungsvoll wie alles Existierende, und doch ihr Ziel und Zweck, ihr Ende uns gänzlich verborgen. Sinkt in Riesenspiralen Phöbus, unsere Sonne, mit anderen Sonnen oder allein, mit ihren alternden, langsam erstarrenden und nacheinander in sie stürzenden Planeten in die äußerste Finsternis hinab, wo, wie in Dantes Hölle, tief in der Kälte alles erstarrt; ein im ewigen Eis kalt gestelltes Weltall? — Oder irrt sie, verloren in der Unendlichkeit, immer weiter, ohne Ziel? — Oder erhebt sie sich einem Adler gleich in immer weiteren Kreisen durch die Sonnenhaufen hindurch, an heißen Sternennebeln vorbei zu immer lichteren Höhen, wo immer vollkommeneres Leben und immer gewaltigere Kräfte pulsieren? — Wir wissen es nicht. Denn uns Erdgeborenen sind Sonnenschicksale zu hoch.

Und ebenso verborgen sind uns die Bahnen der unaufhaltsam weitereilenden Weltgeschichte. Wohl wissen wir aus Gottes Wort, daß am Anfang Gott Himmel und Erde schuf, und daß er am Ende „alles in allem" sein wird.

Wozu und warum aber im ewigen Reigen Weltreiche entstehen und vergehen, warum Nationen unaufhörlich geboren werden und dahin sterben, warum in mysteriösen Kreisen um Jerusalem, als Mittelpunkt der Erde, die Weltgeschichte sich dreht, von Ägypten nach Assyrien, dann nach Syrien und Palästina überziehend, dann nach Griechenland, Rom und Karthago, gegenwärtig exzentrisch nach Deutschland, England und Frankreich hinausreichend, um bald, wenn alle Zeichen nicht trügen, sich wieder dem Orient zuzuwenden, ganze Kontinente, Amerika, Australien, China im Einklang mit der biblischen Anschauung als weltgeschichtlich unbedeutend ignorierend, wissen wir nicht. Warum häuft und staut sich die Mensch-

heit und ihr geistiges Leben um gewisse Zentra, Berlin, London, Paris, und klagt dabei über Übervölkerung, und es liegen doch brach und gänzlich oder fast unbewohnt Länder, die wie einst Mesopotamien, Assyrien, Syrien, Ägypten, Nordafrika, zu den bevölkertsten, reichsten und fruchtbarsten der Erde gehörten? War früher ein Land übervölkert, so zogen unter der Führung eines Mannes und Helden die Tausende weiter und gründeten sich neue Heimat. Wo ist jetzt ein Führer, der den versumpfenden, stagnierenden Kräften, Stromern und Proletariern, oder wie Erich der Rote den entlassenen Verbrechern zuruft: Mir nach! Wir wollen uns auf der weiten Erde einen freien Platz suchen und auch ein Volk sein in eigener Macht. Aber dazu fehlt uns Kraft und Mut, und trefflich wissen wir unsere Schwäche, mit „anderen Zeiten", „veränderten Umständen", „politischen Schwierigkeiten", „Mangel an Kapital" usw. zu beschönigen. War alles auch schon damals vorhanden.

Warum siechen und verdorren unrettbar, wie von unsichtbaren Bazillen verzehrt, und verschwinden vom Erdboden die Naturvölker, die unsere „christliche Zivilisation" berührt, so die Indianer Nordamerikas, so die Eingeborenen von Australien und Vandiemensland, so die Maoris von Neuseeland, so auch einst die Negerstämme Afrikas? — Wir wissen es nicht!

* * *

Ob dabei Fortschritt oder Rückschritt oder Stillstand in der Geschichte der Menschheit, wer will es entscheiden? — Wohl rufen Fortschrittsapostel täglich es überlaut in die Welt hinaus, daß wir größer, gescheiter und aufgeklärter sind als unsere Väter alle und bereden damit Tausende, die soviel wie nichts von der Vergangenheit wissen und daher unfähig sind, von ihr sich eine richtige Vorstellung zu machen. Aber so hat es, seit

Menschen auf Erden, jedes Jahrhundert getrieben, schon infolge der geistigen Perspektive, die uns das Nahe groß und das Entfernte klein darstellt. Manchem besser Unterrichteten dagegen will es dünken, als ob's mit einem wahren Fortschritt nicht weit her sei. Mit und trotz Eisenbahnen und Telegraphen, Aktiengesellschaften und Bankcoupons, Repetiergewehren und Torpedobooten sind noch nicht Glück, Wohlstand und Frieden unter den Menschen eingezogen, und auch für die nächste Zukunft sieht es nicht danach aus. Trotz der gerühmten Fortschritte der Staatswissenschaft und Regierungskunst, der Theologie und Jurisprudenz steigt die sozial-anarchistische Flut und droht die Gesellschaft zu ersäufen; Thronen und Religionen, Glauben und Gesetze wanken, Verbrecher und Stromer mehren sich und verhöhnen Gott und die Menschen. Die Medizin feiert stets neue Triumphe, und in der Pädagogik werden neue bahnbrechende Theorien aufgestellt; und dabei doch überall Klagen über die zunehmende Kopf- und Nervenschwäche, Kurzsichtigkeit und Blutarmut, langsame Abnahme der Lebensdauer und der Leistungsfähigkeit, und ebenso über zunehmende Verrohung und Unbotmäßigkeit der Jugend, und die Zahl der jugendlichen Verbrecher steigt in zehn Jahren (1882—1892) von dreißigtausend auf sechsundvierzigtausend! (nach Gerichtsrat Dr. Felisch). Im Jahrhundert der Humanität erfinden wir immer grausamere Waffen, wahre Marterwerkzeuge (s. Professor Billroths Vortrag), und im nächsten „unvermeidlichen Weltkrieg" werden nicht nur Hunderttausende, sondern Millionen einander erwürgen, wobei, sagen Fachleute, eine genügende Pflege der zahllosen Verwundeten zur Unmöglichkeit wird.

Kurz, bei dieser modernen angeblich vom verdummenden Aberglauben befreiten und unter der Leuchte der Wissenschaft die Pfade der Aufklärung und des Fortschritts wandelnden

Menschheit nehmen Unzufriedenheit und Verbrechen zu, und es mehren sich in erschreckender Weise Schwindel und Betrug, Neurose, Wahnsinn und vor allem Selbstmord. — Welche Widersprüche!

Soweit wir wissen, waren dagegen schon vor viertausend Jahren Ägypter und Inder ebenso gesund, wo nicht gesünder, ebenso gescheit und verständig wie wir; waren wie wir reich oder arm, glücklich oder unglücklich, gottesfürchtig oder gottlos; dabei logisch in der Rede, weise im Rat, tapfer im Feld; ließen sich auch Essen und Trinken schmecken, hatten schöne Wohnungen und praktische Kleider, dazu vernünftige Gesetze, gute Erziehung und moralische Grundsätze; auch sie kauften und verkauften, pflanzten und bauten, freiten und ließen sich freien, haßten und liebten, lebten und starben wie wir auch; und liest man in den ältesten Quellen vom Tun und Treiben der damaligen Menschheit, so ruft man erstaunt mit dem Franzosen aus: tout comme chez nous!

Ach, Mensch ist und bleibt Mensch. Auch eine ägyptische Mutter vor viertausend Jahren liebte ihr Söhnlein und war auf ihn stolz, gerade wie heutzutage die vornehmste Dame oder die einfachste Arbeiterfrau. Auch damals waren Jünglinge tatkräftig, rasch und freudig und Greise geschwätzig, bedächtig, griesgrämig; schon damals dichteten Verliebte, Sappho, Tibull, Properz, auf ihre Geliebten sentimentale Liebeslieder, und es gab Bonvivants und Egoisten, edle und gemeine Seelen, geniale Geister und Dummköpfe, scharfsinnige und oberflächliche, unterhaltende und langweilige Menschen usw. Ob sie dabei Garum oder Kaviar speisen, Cypernwein oder Champagner trinken, ob sie in alten oder modernen Villas wohnen, in den Zirkus oder ins Theater gehen, auf das Forum oder auf die Börse, welche Moden sie mitmachen, und ob sie

ihre Matronen oder ihre Gattinnen mehr oder weniger fürchten, was liegt daran? — „Es gibt nichts Neues unter der Sonne!“ sagt Salomo. „Was ist's, das geschehen ist? eben das hernach geschehen wird. Was ist's, das man getan hat? eben das man hernach tun wird!“ — Das Innere bleibt sich gleich, und auch das Äußere verändert sich nicht so sehr! Alte Moden kommen wieder auf. Auch die Ägypter hatten elegante Rohrstühle und Badeeinrichtungen, wie sie in die modernste Villa paßten, Sonnenschirme und Angelruten, hübsch geschnitzte Schachspiele und Sofas; und auch schon bei ihnen nippten Damen bei Kränzchen zierlich aus schönen Täßchen und zeigten sich mit Wohlgefallen und mehr oder weniger Neid ihre Finger- und Ohrringe, wie auf ägyptischen Wandgemälden zu sehen. Wir sehen es ja im Leiblichen, das ein Abbild und Spiegel des Seelischen: die Menschheit hat sich nicht verändert. Die ältesten uns bekannten Menschenschädel der sogenannten Steinzeit sehen wie die heutigen aus; und zwar könnten die edlen darunter nach Gehirnraum und Gesichtswinkel auch die eines heutigen Gelehrten sein, während die niedrigen denen der heutigen Papuas und Buschmänner gleichen. Die Statuen Griechenlands weisen eine Vollkommenheit und Harmonie der menschlichen Formen auf, wie sie durchschnittlich nicht mehr vorhanden; und die Taten der Ritter und Landsknechte bezeugen eine Körperkraft und Gewandtheit, die sich vorteilhaft mit der unserigen messen kann.

Was aber Zivilisation betrifft, so täuscht man sich sehr, wenn man die früheren Zustände der Germanen, Gallier und Angelsachsen mit den heutigen derselben Völker vergleicht. Wie heutzutage noch neben unseren Zivilisationen es genug Wilde in Afrika, Neuseeland und Australien gibt, so bestanden von Anfang an die verschiedensten Grade der Zivilisation nicht nach-,

sondern nebeneinander. Jahrhunderte lang, ehe die Helvetier auf Pfahlbauten hausten, die sich in Europa bis 750—1000 nach Christo erhielten, blühten in den Palästen von Theben und Memphis, von Babylon und Ninive, von Tyrus und Karthago kolossale Zivilisationen, die sich vor den unserigen nicht zu schämen brauchen, ja die sie an Pracht und Lebensgenuß weit übertrafen.

Wohl hausten einst die alten Germanen, in Bärenfelle gehüllt, in Hütten, kaum besser als die des jetzigen Neuseeländers; aber Jahrtausende früher hatten die Ägypter ihre Pyramiden, Riesentempel und prächtigen Paläste errichtet, und den ungeheuern See Möris und schon einen Suezkanal gegraben. Und so hatte Nebukadnezar am Euphrat Babylon umgebaut, das ein Viereck von zehn Stunden Umfang bildete, mit dem 600 Fuß hohen Belusturm in der Mitte, von einer hohen goldenen Statue des Sonnengottes überragt, von zwölf Tempeln verschiedener Götter umgeben, mit den berühmten, allerlei fremde Bäume und Gewächse enthaltenden, durch gewaltige Maschinen bewässerten „hängenden Gärten", mit prächtigen Palästen, die sich eine Stunde weit am Fluß hinzogen. Und diese herrliche Residenz samt weiten Feldern zum Unterhalt der Bewohner im Belagerungsfall bedeckte eine Fläche, über zweimal größer als die von den so weitläufig angelegten Befestigungen von Paris eingeschlossene (J. Menant), und war von einer 400 Fuß hohen Mauer umgeben, so daß die Geschosse der persischen Belagerer nicht hinaufreichten, und dabei 50 königliche Ellen, also etwa 29 Meter oder 100 Fuß breit! Also eine Weltstadt, planmäßiger und großartiger aufgebaut als die in häßliche und charakterlose Vorstädte auslaufenden modernen Städte Berlin und Wien, Paris und London, und bei deren Beschreibung von dem oft angezweifelten, aber immer mehr als

glaubwürdig erkannten Herodot man den Ausruf Nebukadnezars versteht: „Ist das nicht die große Babylon, die ich erbauet habe zur königlichen Wohnung durch meine große Macht und zu Ehren meiner Herrlichkeit?“ (Dan. 4, 27.)

Wohl nährten sich einst die alten Gallier von Eicheln und Pferdefleisch, aber lange vor ihnen gab der König Ahasveros, der von Indien bis Äthiopien über hundertundzwanzig Provinzen herrschte, ein Fest, zuerst allen seinen Fürsten und Gewaltigen hundertundachtzig Tage lang, und dann ein Gastmahl allem Volk in seiner Hauptstadt Susa, acht Tage lang; dabei waren weiße, grüne und himmelblaue Vorhänge mit Schnüren von Byssus oder Seide und Purpur an silbernen Ringen und Marmorsäulen befestigt; Ruhebetten von Gold und Silber lagen auf einem Pflaster von Alabaster und weißem Marmor und Perlmutter. Und man reichte zu trinken in goldenen Gefäßen, und königlicher Wein war in Menge da, nach königlicher Würde. Und das Trinken geschah ohne Zwang, à discrétion, nach dem Befehl des Königs (Esth. 1, 4—8). — Ein solches Fest kann sich doch mit den glänzendsten Hofbällen oder Banketten der Jetztzeit messen oder vielmehr, es übertrifft sie ebensosehr an Pracht und Großartigkeit, wie die ehrfurchtgebietenden in Ninive und Khorsabad ausgegrabenen Burg- und Tempelpaläste von Sennacherib, Assur-banipal und Sargon, mit an siebzig Sälen, großen Pylonen und Reihen von geflügelten Riesenstieren die spießbürgerlichen Residenzen unserer modernen Herrscher überragen. Die Herstellung dieses Luxus aber setzt eine Entwickelung der Kunst und des Geschmacks, zugleich auch der Industrie und der Gewerbe, des Handels und Verkehrs innerhalb dieser Weltreiche voraus, den unseren ebenbürtig.

Allerdings waren tausend Jahre vor Christo die Ufer der Seine, wo jetzt die stolze Hauptstadt Frankreichs steht, sumpfige,

undurchdringliche, von Renntieren, Bären und Auerochsen und einigen mit Steinbeilen bewaffneten Wilden bewohnte Wälder; aber hundert Jahre vorher fand schon der chinesische Astronom Tshen-Kong die Schiefe der Ekliptik = 23° 54′ 2″. (Jetziger Wert 23° 27′ 22″.) Und sechshundert Jahre früher gab's schon in Ninive, wie aus den Tafeln des Königs Sargon von Agane zu ersehen, eine öffentliche Bibliothek, wo man gegen Einschreiben von Namen und Adresse von den diensttuenden Bibliothekaren wissenschaftliche Werke bekam, so Tafeln und Beobachtungen über den Planeten Dilbat oder Istar (Venus). (Flammarion, Les étoiles, S. 759 und J. Menant, Ninive et Babylone, S. 141.)

Wohl waren zur Zeit Hengists und Horsas die jetzt so mächtigen Engländer ein noch barbarisches Volk, das in seinen aus Pferdehaut über Weidengeflecht ausgespannten curraghs das Meer befuhr; aber sieben Jahrhunderte vorher war schon das stolze Tyrus die Königin der Meere, und ihre Kaufleute wohnten wie Fürsten in Palästen und gingen mit Millionen um wie nur heutzutage irgend ein amerikanischer Krösus. Ihre prächtig ausgerüsteten Galeeren (S. Hesekiel 27, 5—9) befuhren die Meere, holten aus Spanien soviel Silber, daß sie ihre Anker daraus machten, aus England Zinn, an der Küste von Königsberg Bernstein, aus Indien Affen und Pfauen, und umsegelten unter Hanno ganz Afrika, Gorillas entdeckend, fünfundzwanzighundert Jahre ehe ein solcher nach Berlin gebracht wurde.

Und diese Völker waren nicht die einzigen. Was die Griechen in der Architektur leisteten und wie sehr sie uns in der Skulptur überragten, ist allbekannt; schmücken wir doch immer noch unsere Gärten und Paläste mit ihren Statuen. Aber daß sie auch in Malerei und Musik Schönes leisteten,

ist erst in neuer Zeit erkannt worden. Bei den zweitausend Jahre alten, mit Wachs und einigen Ockern gemalten, trefflich erhaltenen Porträts der El Fajum-Gräber finden sich unter Pfuschereien auch meisterhafte Bilder, so ein Greisenkopf mit so durchsichtigen, seelenvollen Augen, wie Lenbach sie nicht besser malt. Von dem in Delphi ausgegrabenen Apollo-Hymnus, diesem ältesten griechischen Gesang, sagt bei der Aufführung in Stuttgart ein Kenner: „Die Wirkung der Musik ist tief und eigentümlich; feierlich getragene, an die Lamentationen im katholischen Gottesdienst erinnernde Klänge erfüllen das Ohr und stimmen mit ihrem erhabenen, ritualen Charakter die Seele noch heute zur Andacht. Die Hymne gibt eine hohe Vorstellung von dem künstlerischen Wert der altgriechischen Musik, und man kann nur das Urteil Reimanns unterschreiben, der sagt: „Der volle Chor in voller Stärke, dazu das ganze Kitharen- und Flötenorchester, der glänzende Festzug vor dem delphischen Tempel, das goldstrahlende Heiligtum selbst, alles das zusammen muß eine unendlich großartige, herrliche Wirkung hervorgebracht haben.“ Auch Pariser Kritiker waren entzückt und fanden die Musik à la Wagner, aber schöner und reiner. Und dabei ist zu bedenken, daß wir sicherlich nicht mit diesen Porträts und der Apollo-Hymne sofort die höheren oder gar höchsten Kunstleistungen jener Zeit entdeckten. Welche und wie viele Kunstpfuschereien wird man einst aus dem neunzehnten Jahrhundert ausgraben!

Und so könnte man, das weiß jeder Geschichtskundige, Bücher füllen mit der Beschreibung der großartigen Zivilisationen der Inder und Ägypter, der Assyrer und Perser, der Phönizier und Karthager, der Griechen und Römer, ihrer Pracht und ihrer Macht, ihrer weisen Gesetze und Verordnungen, ihrer Bau- und Gartenkunst, ihrer Paläste und Tempel, Theater

und Bäder, ihrer schnellen Galeeren mit ehernen Sporen, wie jetzt wieder unsere Panzerschiffe, und ihrer so kriegstüchtigen und prächtig bewaffneten Phalanxen und Legionen, der Schätze eines Krösus, des Luxus eines Nero und der Gastmähler eines Lucullus. Man könnte und hat es auch getan, ganze Bücher schreiben über ihre Kunst in der Her- und Aufstellung riesiger Erzstatuen, wie die des mit Recht als Weltwunder berühmten Kolosses von Rhodus, dessen Trümmer achthundertundachtzig Jahre nach seinem Sturz noch siebentausendzweihundert Zentner wogen; schöner Panzer, wie der des Demetrius Poliorketes, der auf sechzig Schritte vom Wurfgeschoß einer Kriegsmaschine kaum geritzt wurde; im Bau von Schiffen, wie die Alexandria Hieros des Zweiten (250 v. Chr.), so groß wie unser Panzerschiff „König Wilhelm", und des noch bedeutend größeren des Ptolemäus Philopator, von viertausend Matrosen bemannt, über welches Vize-Admiral von Henk bemerkt: „Das Altertum scheint es besser verstanden zu haben als wir, so große Massen in Holz zu verbinden!" Und dieses Riesenschiff wußte sein Erbauer behufs Reparatur wieder ans Land zu ziehen; keine geringe Leistung! Man könnte viel erzählen von ihrer Geschicklichkeit beim Weben so feiner Stoffe, daß eine ägyptische Dame sich in ihren Schal ganz einwickeln, aber auch ihn durch ihren Fingerring durchziehen konnte; bei der Fabrikation von so ausgezeichneten Farben, daß sie nach viertausend Jahren noch unverändert glänzen (hätten sie mit unseren Anilin- und Alizarinfarben gemalt, so wären diese längst verschwunden, und wir meinten hochmütig, diese Völker hätten ja gar keine Farben machen können). So waren sie auch in Goldarbeiten große Künstler, wie unter anderen der Schmuck an der Stiftshütte und die in der Pyramide von Dochschur neu entdeckten Schmucksachen der Prinzessinnen Hathor-Sut und Sent-Senbet der

zwölften Dynastie, also vor viertausend Jahren, beweisen; Halsbänder in Gold, Amethyst und Türkisen, reizende goldene Muscheln, Miniaturmöbel und Brustschmuck in Zellenschmelz (émail cloisonné) von unübertroffener Schönheit; Werke, von denen ein Berichterstatter bemerkt, daß sie „weder in Bezug auf technische Vollkommenheit, noch auf Reinheit und Anmut des Geschmacks, selbst in unserer auf ihre Technik so stolzen Gegenwart, je wieder erreicht würden!“ So konnte die Technik der Etrusker in Goldbroschen, Bienen auf Blumen darstellend, trotz aller Versuche in Paris nicht nachgeahmt werden, wie dieselben, tausend Jahre vor Christo, sich trefflich darauf verstanden, künstliche Zähne vermittelst Goldstiften einzusetzen, was an alten Schädeln zu sehen. So sind noch die Alten unübertroffen im Gravieren von Edelsteinen, wie die prächtige Gemma Augusta mit über zwölf Figuren im kleinsten Raum, der Achates Tiberianus (in Paris) und viele andere beweisen. So stand vor Jahrtausenden schon die bis vor wenigen Jahren in Deutschland unbekannte Fischzucht in hoher Blüte in China und auch in Ägypten, wo der künstliche große See Möris den Pharaonen bedeutende Einkünfte aus Fischpachten einbrachte. So ließen die Pharaonen mit Diamant- oder Saphirsägen ihre Riesengranit- und Porphyrquader haarscharf zersägen, drei Jahrtausende, ehe wir am Gotthardtunnel die Anwendung von Diamantbohrern als einen „neuen Triumph der Wissenschaft“ priesen. Und wer kennt nicht Salomo und seine Pracht?

Und ebenso in der Neuen Welt. Als Kortez Mexiko entdeckte, beschreibt uns Bernal Diaz, einer seiner Waffengefährten, den Reichtum und den Luxus, das goldene Tafelgeschirr und die mit Kolibrifedern gestickten Mäntel des Kaisers, jeder zehntausend Goldstücke wert, die Kunst der Maler und die feinen Speisen, und wie die Spanier beim Anblick der Stadt Mexiko,

ihrer mit Gold- und Silberplatten bedeckten Tempel und Paläste sprachlos vor Bewunderung stehen blieben, „obgleich wir," sagt er, „in Spanien Sevilla und Granada, die Perle der Welt, gesehen hatten!"

Da gehört doch viel Selbstüberhebung oder Ignoranz dazu, so mächtige und großartige, die Weltgeschichte Jahrhunderte hindurch beherrschende Zivilisationen einfach deshalb zu verachten, weil wir jetzt Eisenbahn fahren, Telegramme abschicken und Nähmaschinen und Photographiealbums besitzen!

Wo sind nun aber diese gewaltigen Reiche, diese reichen Zivilisationen? — Wo einst Tyrus, die Königin der Meere, sich erhob, stehen ein paar ärmliche Fischerhütten; wo die Paläste Nebukadnezars früher standen, haust der Löwe und der Schakal und der räuberische Araber in den fieberbringenden Sümpfen, im Schilf des Euphrates; Mesopotamien, Persien und die angrenzenden Länder sind zum großen Teil Einöden; im Lande der Pharaonen leben arme Fellachen in zerfallenen Lehmhütten; öde und leer liegt die Stätte der einst mit unerhörtem Luxus prangenden Welt- und Handelsstadt Karthago; Mexiko ist zur kleinen Hauptstadt dritten Ranges herabgesunken, und Länder, die einst die Kornkammern der Welt waren, vermögen kaum heutzutage eine spärliche Bevölkerung zu ernähren. Und selbst in dem zivilisierten Italien bedecken die wegen ihrer Fieberluft verlassenen Maremmen das Land, wo einst das mächtige Volk der Etrusker mit seinen Riesenbauten und prächtiger Goldschmiedekunst in zahlreichen Städten wohnte.

Was würden die stolzen Phönizier Kaufleute oder die Fürsten Karthagos, Nebukadnezar oder Cyrus oder Alexander der Große vom Fortschritt der Menschheit denken, kämen sie wieder und sähen den jetzigen elenden Zustand ihrer einst so blühenden *Länder?*

Allerdings sind dafür Deutsche, Franzosen und Engländer, die damals unbekannte Barbaren waren, zu zivilisierten Völkern geworden; aber auch vierhundertundfünfzig Millionen Chinesen und hundertundachtzig Millionen Hindus und über hundert Millionen Afrikaner, also über die Hälfte der Menschheit, sind gänzlich stationär geblieben. So dürfte das Geistesquantum, das Gott den Geschöpfen und dem Menschen zur beliebigen Verwertung geschenkt hat, eine ebenso konstante Größe sein wie das 217 Milliarden Pferdekräfte betragende Kraftquantum, welches die Sonne der Erde jährlich für ihre sämtlichen Ausgaben spendet, und welches es uns ebenso frei steht, zum Weltverkehr oder Beleuchtung unserer Städte zu gebrauchen oder auch brach liegen zu lassen, ohne daß dasselbe dadurch irgendwie vermehrt oder vermindert würde.

Wie aber die Alten uns ebenbürtig waren im Erringen leiblicher Genüsse und in der Intelligenz, mit der sie auch damals den Stoff und die Naturkräfte zu ihren jeweiligen, von den unserigen allerdings oft verschiedenen Zwecken zu benützen wußten, so auch auf geistigem Gebiet. Heutzutage noch könnten ein Solon, Plato oder Pythagoras, ein Pindar oder eine Sappho in den feinsten Salons von Berlin und Paris in modernem Gewand erscheinen, ohne Befremden zu erregen; würden vielmehr ebenso gebildet sich benehmen wie wir, würden nach kurzer Orientierung und ebenso wie damals durch ihre brillanten Aperçus, durch ihre geistvollen und interessanten Gespräche über Kunst und Politik, Poesie und Volksdichtung begeistern, würden uns durch ihre geflügelten Worte, ihren Witz und Humor ebenso entzücken wie damals ihre Zeitgenossen. Mit leichter Mühe würde sich ein Aristoteles in unserer gesamten heutigen Wissenschaft, ein Hannibal, den Napoleon I., doch gewiß ein Sachverständiger, für den ersten Feldherrn aller Zeiten hielt, in

unserer heutigen Kriegskunst, ein Archimedes in unseren jetzigen Dampfmaschinen und sonstigen Erfindungen zurechtfinden, und würden dann ebenso geistig groß dastehen wie damals. Oder stehen uns etwa die Männer, deren Leben Plutarch erzählt, an Adel der Gesinnung, an Witz und Geist, an Mut, Entschlossenheit und Standhaftigkeit, kurz an Tugend und Geisteskraft nach? — So faßt der große Historiker L. von Ranke die Völker als große Familien der Menschheit, welche wachsen, aufblühen und dann ebenso vergehen, ohne daß ihre Eigenschaften auf andere übergehen. Und allerdings wird wohl niemand behaupten, daß wir die Tugenden der Inder und Ägypter, den Schönheitssinn der Griechen und die Willensstärke der Römer zusammen geerbt haben. Noch absprechender drückt sich Professor Holzer (Ulm, Festrede am 25. Februar 1897) aus: „Von Zielen der Menschheit überhaupt zu reden, ist sinnlos; auch ist der Begriff Fortschritt eine haltlose Redensart; denn das Unterliegen reif gewordener Kulturen gegenüber der leiblich stärkeren Barbarei ist in der Geschichte geradezu Regel."

Nicht die Anzahl von Tatsachen und Schlüssen, Erfindungen und Entdeckungen, die wir seit Jahrtausenden mit saurer Mühe angehäuft und unter deren Last wir fast erliegen, ist für den geistigen Standpunkt und die geistige Größe maßgebend, sondern die Geisteskraft, mit der der Mensch das Vorhandene, mag's viel oder wenig sein, verwertet. So wußte Newton aus dem Fall eines Apfels mehr geistiges Kapital zu schlagen, als Millionen von Gebildeten heutzutage aus ihrer gesamten Naturanschauung. Diese Geisteskraft aber hat nicht zugenommen, denn, und das ist für den tiefer Schauenden schon entscheidend, unsere Sprache, dieser zuverlässige Maßstab für die geistige Bildung und den gesamten Stand eines Volks, ist keine höhere geworden. *Vielmehr meint* Schopenhauer: „Die allmähliche

Degradation der Sprachen, die, je älter, desto vollkommener, wie am Sanskrit zu sehen, ist ein bedenkliches Argument gegen die beliebten Theorien vom „stetigen Fortschritt der Menschheit". (Par. u. Paral., §§ 307.) Wir reden nicht poetischer als Homer und Sakuntala, nicht philosophisch logischer als Phädo, nicht dramatischer als Ödipus auf Kolonos, nicht kürzer noch treffender als die Lacedämonier, geschweige, daß wir Bücher schrieben wie die Psalmen Davids oder wie Hiob. Diese geistige Größe der Alten wird am besten durch die Tatsache bewiesen, daß wir noch heute nur den Gebildeten als vollgültig erachten, der die besten Jahre seiner Jugend auf das Studium der griechischen und römischen Sprache, Literatur, Geschichte und Philosophie verwendet hat. Wie reimt sich das mit der Annahme, daß wir geistig den Alten weit überlegen wären? Daß wir vielmehr den großen Problemen des Seins nicht näher gekommen sind, vor den großen Rätseln des Weltalls ebenso ratlos dastehen wie die alten Philosophen und Denker, das geben auch bedeutende Gelehrte und Forscher zu. So schließt der bekannte Astronom Proktor sein Buch mit den Worten: „Nach allem müssen wir uns nun fragen, ob wir mit größerem Rechte behaupten können, das ganze Weltall vollständiger ergründet zu haben als die Astronomen des Altertums? Wir wissen vieles, was unbekannt war, und verstehen manches, was unerklärbar schien, aber der Sternenhimmel, wie wir ihn jetzt sehen, ist noch geheimnisvoller und noch wunderbarer, als er sich den Astronomen alter Zeit zeigte." (Our place amongst infinities, S. 187.) So sagt Dubois-Reymond: „Vor der Frage, was der Stoff sei, stehen wir so ratlos wie die alten jonischen Physiologen." „Seit Homer scheint unsere Spezies ziemlich stabil. Seit Epikur, der schon die Konstanz von Materie und Kraft kannte, ward das Wesen der Körperwelt, seit Plato

und Aristoteles das des Geistes nicht verständlicher!" — Und anderswo: „Nicht mehr als im Verstehen von Kraft und Materie hat im Herleiten geistiger Vorgänge aus materiellen Bedingungen die Menschheit seit zweitausend Jahren, trotz allen Entdeckungen der Naturwissenschaft, einen wesentlichen Fortschritt gemacht. Sie wird es nie." (Über die Grenzen des Naturerkennens, 1891, Leipzig, Veit u. Co.)

Aber wir hätten uns die ganze Diskussion ersparen können und nur die Frage aufwerfen: Ist die Menschheit jetzt glücklicher als früher? Denn Zunahme an Glück, das ist wahrer Fortschritt. So verschieden die Anschauungen und Wünsche der Menschen, in diesem Punkt sind sie gleich: glücklich wollen sie sein, gleichviel ob durch Kunst oder durch Wissenschaft, Ehre oder Macht, ob durch Reichtum oder freiwillige Armut. Aber auch auf diese Frage lautet die Antwort: Nein, der sogenannte Fortschritt hat uns kein Glück gebracht! Das sagen nicht nur die Millionen, die, mit ihrem Los unzufrieden, die jetzige Weltordnung umstürzen möchten, um eine neue darauf aufzubauen, sondern auch diejenigen, die das Denken der Menschheit darstellen. Die ganze heutige Philosophie ist pessimistisch. So nennt Kant (Werke, Bd. VII, S. 393) das Leben „eine Prüfungszeit, der die meisten unterliegen, und in welcher auch der Beste seines Lebens nicht froh wird"; so spricht Schelling von der tiefen, unzerstörbaren Melancholie alles Lebens und sagt ferner (Bd. I, S. 266): „Freilich ist es ein Schmerzensweg, den jedes Wesen zurücklegt; davon zeugt der Zug des Schmerzes, der auf dem Antlitz der ganzen Natur und auf dem Angesicht der Tiere liegt."

„Die Toren," sagt Schopenhauer, „nehmen die Welt als vollkommen real und setzen den Zweck derselben in das armselige Erdenglück, *welches, selbst* wenn noch so sehr von Menschen be-

günstigt, doch ein falsches, täuschendes, hinfälliges und trauriges Ding ist, aus welchem weder Konstitutionen und Gesetzgebungen, noch Dampfmaschinen und Telegraphen jemals etwas wesentlich Besseres machen können." (Die Welt als Wille, Bd. II, Kap. 38.) Ed. v. Hartmann erwartet die Erlösung der Welt davon, „daß endlich das Bewußtsein der Menschheit von der Torheit des Wollens und dem Elend alles Daseins durchdrungen, eine so tiefe Sehnsucht nach dem Frieden und der Schmerzlosigkeit des Nichtseins erfaßt habe, daß jene Sehnsucht zur widerstandslosen Geltung gelangt." (Phil. des Unb. 4. Aufl., S. 751.) — Also Selbstmord wäre das Endziel des Daseins! Ist das ein Fortschritt, der die Menschheit und seine eigenen Apostel zu einem solchen Aufschrei der Verzweiflung treibt? So rufen auch diese Männer, wie einst Salomo: „Es ist nichts Neues unter der Sonne! Es ist alles eitel!"

Doch sind es die Fortschrittsapostel unter den Naturforschern, die sich am stärksten widersprechen. Einerseits predigen sie den endlichen Sieg der Aufklärung und der Wissenschaft; andererseits lehren sie, daß die Erde, wie das Sonnensystem, ja das ganze Weltall dem Erstarrungstod entgegengeht; Jahrtausende lang vor diesem werde die frierende Menschheit sich immer mehr nach den Tropen hin konzentrieren und schließlich nur noch darauf bedacht sein, ihr ärmliches Dasein zu fristen. So prophezeit, wie wir später sehen werden, der Darwinist Clemenceau kraft der Evolutionstheorie der Menschheit ein Ende „im höchsten Elend". So schreibt Spiller: „Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die letzten Menschen als Äquatorialeskimos leben werden." Die Entstehung der Welt, S. 503.) Ein schöner Fortschritt fürwahr und ein herrliches Ende aller Aufklärung und Wissenschaft. Auch hier sagen wir: Welche Widersprüche!

Merkwürdig ist die Übereinstimmung aller Religionen darin, daß keine einen Fortschritt des Menschen zum Bessern annimmt. Alle betonen nicht nur, daß der Mensch aus einem ursprünglichen und seligen Zustand gefallen, sondern auch, daß er, im stetigen Fallen begriffen, immer schlechter wird. So die griechischen und römischen Mythologien mit ihrem goldenen, silbernen, kupfernen und eisernen Zeitalter. So die indischen Religionen. Eine fortschreitende Verschlimmerung der Welt von ihrem Anfang an bis in die jetzige Zeit wird in Indien schon bei Manu durch die vier Weltalter dargestellt, von denen das jetzige, mit der Sintflut anfangend, Kali-juga, das Streitalter heißt. Ganz so auch stellt uns die Bibel den Verlauf der Weltgeschichte im Traumbild Nebukadnezars dar in der Bildsäule mit goldenem Haupt, silberner Brust, ehernem Leib und tönernen Füßen. Damit ist doch, mag auch die Menschheit sich immer bequemer in dieser Welt einrichten, ihre geistige Degradation klar angezeigt.

Aber auch, was bloße Zivilisation betrifft, ersehen wir aus der Weltgeschichte, daß die Summe der Intelligenz, womit die abwechselnd an der Spitze der Menschheit stehenden Völker auch abwechselnd bald nach Genuß, bald nach Macht, das eine mehr nach Kunst und Schönheit, das andere mehr nach Industrie und Handel strebten, von jeher eine nahezu konstante Größe ist. — Immer gab's irgendwo auf Erden große Zivilisationen, und nie war die ganze Menschheit zivilisiert.

* * *

Wie aber mit dem primitiven Menschen der Stein- und Bronzezeit?

Nun, darüber denken auch Naturforscher jetzt nüchterner. Die ungezählten Jahrtausende, während welcher die paläolithischen

Menschen nie (!) darauf verfielen, Feuersteine mit einem Handgriff zu versehen, um ein Beil daraus zu machen, sind eben eine hübsche Phantasie gewisser Gelehrten. Sie widersprechen schon aller Proportionalität im Entwickelungsgang der Menschheit. Bedenkt man, daß die historische Zeit für Europa höchstens dreitausend Jahre beträgt, und daß wir mit diesem so kurzen Zeitraum erwiesenermaßen bis in die Bronze- und selbst in die Steinzeit zurückgelangen, so sieht man ein, wie durchaus unwahrscheinlich es ist, daß der Mensch fünfzig- oder gar dreihunderttausend Jahre und darüber gänzlich stationär geblieben sei. Dieser Urmensch müßte weit weniger entwickelungsfähig als der Hund oder die Rose, und überhaupt ein ganz anderer Mensch als der jetzige gewesen sein. Dann wäre die Menschheit einem Kinde vergleichbar, das, nachdem es fünfzig Jahre unbeweglich geblieben wäre, plötzlich zu laufen und zu sprechen anfinge. Aber auch sonst erweisen sich diese Behauptungen als nicht haltbar. Wir haben gelernt einzusehen, daß manche Zustände, die wir successive berechneten, gleichzeitig stattfinden, wie es ja noch heutzutage alle möglichen wilden Stämme auf Erden gibt, und zwar auch solche, die früher höher standen. „Gegenwärtig," sagt der so unparteiische Alb. Lange, „ist eine starke Reaktion gegen die Hunderttausende von Jahren betragenden Zeiträume eingetreten. In der Tat scheinen die Ansichten von besonderen, Jahrtausende dauernden Perioden des Mammut, des Höhlenbären, des Renntiers unhaltbar. Alle diese Tiere haben zusammen gelebt, und der Zustand ihrer Knochen gibt kein Kennzeichen ihres Alters. Wenn Prof. Fraas auf Zeiträume herabkommt, welche sich innerhalb der sechstausend Jahre der biblischen Schöpfungsgeschichte bewegen, so ist dagegen, soweit gute Gründe vorliegen, nichts zu erinnern." (Geschichte des Materialismus, II. Band, S. 317.) — So sagt

Dr. J. Ranke (Der Mensch, Leipzig 1887): „Der Beweis, daß der Mensch schon zur tertiären Zeit lebte, ist noch nicht gefunden." Und anderswo: „Die ältesten Menschenspuren reichen nicht über das Diluvium hinaus." Ja, er sagt S. 386: „In den älteren und ältesten Epochen, also der obersten und letzten Erdschichte des Diluviums, hat man bisher die Spuren des Menschen noch nicht gefunden." Boyd Dawkins aber bestreitet selbst den diluvialen Menschen und weist nach, daß in vielen Fällen der sogenannte Höhlenmensch nicht gleichzeitig mit den Tieren lebte, deren Knochen in diesen Höhlen gefunden werden, sondern später; wie jetzt noch, nicht nur im Innern Afrikas, sondern auch in Frankreich, längs der Loire, Hunderte von Menschen in Höhlen ein ärmliches Dasein fristen. So hielt Herr E. Robert die Feuersteinsplitter der bedeutendsten französischen Station der Steinzeit, Grand Pressigny, für Überreste einer Musketfeuersteinfabrikation des vorigen Jahrhunderts, und selbst der bekannte Geolog Elie de Beaumont stimmte ihm bei. Ist das auch kaum richtig, so zeigt doch der Fall aufs klarste, wie wenig sich das Alter dieser Steinwerkzeuge bestimmen läßt, und wie gänzlich hypothetisch die beliebten Jahrtausende sind. Rechnete Morlot (Das graue Altertum, 1865) an achttausend Jahre für die Stein- und Bronzezeit zusammen, so greift der bekannte Archäolog Troyon in seinen Untersuchungen über Steinzeit und Pfahlbauten nicht weiter als fünfzehnhundert Jahre vor Christo zurück, und Prof. Fraas verlegt diese Ansiedelungen von germanischen Stämmen an und auf den Seen auf sechs- bis achthundert Jahre vor Christo und fügt hinzu: „Nichts, gar nichts nötigt uns, die Anfänge der Pfahlbauten über tausend Jahre vor Christo zu setzen." (Vor der Sintflut, S. 469.) Also zur Zeit des Tempels Salomonis und Jahrhunderte nach der Blüte der ägyptischen Kultur! Andere

Forscher lassen die Pfahlbauten der Schweiz bis zu Karl dem Großen existieren. Tatsache ist es, daß die sogenannte Steinzeit und wahrscheinlich ebenso die Renntierära in einigen Teilen Galliens bis zu Cäsar gedauert hat. Bis zum neunzehnten Jahrhundert hat sie aber in Neuseeland bei den Maoris angehalten. Ja, die Bauern Südtirols bedienen sich zum Feuerschlagen ebensolcher Feuersteinmesser, in Bozen kaufbar, wie die Menschen der Steinzeit, und die Fischer am Zürichersee ebensolcher Steinringe, wie die Pfahlbauer zur Zeit Christi, nur daß die heutigen, wie Troyon dem Schreiber dieses mitteilte, weit nicht so sauber ausgearbeitet sind. Auch, beiläufig bemerkt, ein Beweis, daß unvollkommenere Werkzeuge und Produkte nicht immer älter sind als die besseren. Welche Schlüsse werden wohl daraus die Archäologen des Jahres 3000 über das arme neunzehnte Jahrhundert ziehen! und wie viele Jahrhunderte werden sie einschalten zwischen diesen Bauern und Fischern und den hochgebildeten Kurgästen Merans und den Millionären Zürichs!

Wie wertlos auch die aus einigen Schädeln gezogenen Schlüsse, darüber einiges. Den berühmten, 1831 gefundenen Engisschädel hält Prof. C. Vogt entschieden für affenähnlich; Lyell hält ihn für einen Kaukasier; der Darwinist Prof. Huxley dagegen findet ihn so schön, daß er „einem Philosophen angehört haben könnte"; ja, der Petersburger Anatom Theodor Landzert vergleicht ihn mit den klassischen Schädeln der schönen Griechen! (Ranke, Der Mensch, S. 443.) Von dem ebenso berühmten Neanderschädel, den man zum Typus des affenähnlichen, vorsintflutlichen Menschen machen wollte, sagt Virchow: „Selbst wenn man ihn als typischen Rassenschädel aufstellt, was ich für ganz unzulässig halte, darf in keiner Weise aus demselben eine Annäherung an irgend einen Affenschädel abgeleitet werden."

Dr. Pruner-Bey hat ihn ausgegossen und findet seinen Hirnraum größer als der mittlere heutige, und hält ihn für den eines Kelten in historischer Zeit. (Figuier, l'homme primitif, S. 101.) Professor Davis aber hält ihn für den Schädel eines Idioten, der vielleicht in neuer Zeit in der Felsenspalte verunglückt ist! — Über solche Resultate spottet mit Recht Professor Fraas, selbst ein Kenner, und fügt hinzu: „Diese Ansichten der Gelehrten liefern den besten Beweis, daß wir über diese ältesten Bewohner so gut wie nichts wissen.“ (Vor der Sintflut, S. 478.) Schädel tragen ebensowenig wie sonstige Knochen oder Steinbeile eine Jahreszahl, und zu allen Zeiten gab's Rund- und Langschädel, begabte und unbegabte Köpfe, und auch Krüppel und Idioten! „Man kann bestimmt behaupten,“ sagt Dr. Pruner-Bey, „daß es keinen Schädeltypus gibt, der sich nicht in den Höhlen von Solutré finde. Ebenso haben sich alle Versuche, Lang- oder Rundschädeln andere Eigenschaften anzuerkennen und darüber Rassentheorien aufzubauen, im einzelnen wie auch in der Welt- und Völkergeschichte als völlig aussichtslos erwiesen. (Siehe darüber „Die Psychologie der Völker“ von A. Fouillée.) Ja, zwei Anthropologen, O. Ammon und V. Poschinger, stritten in letzter Zeit darüber, ob Bismarck Lang- oder Rundschädel sei! — Frei schaltet und waltet auch hier der Geist über den Stoff, spottet unserer Theorien, macht stets geistreiche Ausnahmen, und selbst der Korse Napoleon I. hatte blaue Augen.

Und wie unzuverlässig die Berechnungen aus Schlammansatz und Niederschlägen sind, hat Professor Fraas am Nilschlamm nachgewiesen.

* * *

Wenn aber Figuier u. a. den ältesten Menschen für einen Zeitgenossen des Höhlenbären und des Mammut halten,

von dem Knochen und auch ein gutes Bild auf Elfenbein geritzt, in der Höhle von Pruniquel gefunden wurden, so ist damit ein Alter über die biblische Chronologie hinaus noch in keiner Weise gegeben. Es ist vielmehr höchst wahrscheinlich, und wir haben auch nicht einen Beweis dagegen, daß die noch mit Haut und Haar und gefrorenem Blut in den Arterien im Eis der Tundren des Taymir, der Lena und Petschora erhaltenen Mammut, mit deren Fleisch Tungusen und Jakuten noch bisweilen ihre Schlittenhunde füttern, und deren Elfenbein Gegenstand eines großen Handels nach London bildet, Zeitgenossen sind der biblischen Sintflut, ja daß sie gerade in und bei dieser Sintflut zu Grunde gingen. Somit hätte der Mensch (nach der Bibel) vor der Sintflut fünfzehn Jahrhunderte lang mit dem Mammut und wahrscheinlich auch mit dem Höhlenbären und -löwen gelebt, eine Zeit, die überreichlich zu den Stein- und Bronzeepochen auf der ganzen Erde reicht.

Die Ansicht, daß diese ersten Menschen einige Ähnlichkeit mit dem Affen gehabt hätten, ist jetzt siegreich widerlegt. So schreibt Figuier von dem Mentonskelett, das für den ältesten Menschenüberrest gehalten wird: „Man ist ganz überrascht von seiner Ähnlichkeit mit den schönsten Schädeln der jetzigen Menschen. Der Stirnwinkel scheint sich nicht zu unterscheiden von dem Typus der intelligentesten Rassen. Wo bleibt nun, fragen wir, die behauptete Abstammung vom Affen? (L'homme primitif, S. 119 und 120.) Diese vorsintflutlichen und Diluvialmenschen waren vielmehr gewaltige Naturen voll trotziger, selbstbewußter Kraft, wie sie uns in Lamechs Lied und 1. Mose 5 geschildert sind und wie alte, starke Skelette und Schädel beweisen; so die von Cromagnon, von welchen Broca sagt, daß sie gleichzeitig in der unteren Hälfte eine fast bestialische Gier und Kraft und in Stirn und Schädel die höchste und schönste

Ausbildung mit großem Hirnraum zeigen. Das sind jene vielhundertjährigen Recken, die in allen Mythologien, mit ihren Kämpfen gegen Löwen und Ungeheuer und auch unter sich, ja gegen die Götter als Riesen und Titanen, als halbe Götter, Herkules, Theseus, Odin, Thor usw., ja auch selbst als Götter fortleben, so der Enkel Kains, Thubal-Kain, der Meister in allerlei Schmiedekünsten (1. Mos. 4), dessen Namen sich im römischen Vulkan oder Vulkain, französisch Vulcain, erhalten hat. Dieses Titanengeschlecht hat schon bald, wie die Bibel erzählt, Städte gebaut, allerlei Metalle geschmiedet und Musikinstrumente erfunden, während die geringeren Rassen darunter, die Paria unter der Menschheit, sich vor ihnen scheu in entferntere Gegenden und auch in Höhlen flüchteten und lange wild lebten. Denn die paar Hundert Bewohner der Höhlen von Cromagnon, Aurignac und Solutré stellen sicherlich nicht die ganze damalige Bevölkerung Galliens dar, sondern nur Ausnahmezustände, und Professor Fraas nimmt an, daß diese Jägervölker sonst ihre Toten sorgfältig bestatteten. Jene Starken aber, die auch als Kebirim, Cabire, die Großen, Starken, im Orient und noch später in Rom göttlich verehrt wurden, wie sie cyklopische Städte bauen konnten, Archen, größeren Tonnengehalts als unsere Panzerschiffe, und nach der Sintflut den Babelsturm, so konnten sie wohl sofort in Ägypten Tempel und Pyramiden errichten und bedurften nicht „verschiedener Jahrhunderte" oder gar „ungezählter Jahrtausende", um allmählich sich zu zivilisieren. Denn nie fehlte es der Menschheit an einem geistigen Haupt, an leitenden und herrschenden, begabten Völkern.

Aber ebensowenig haben wir Grund anzunehmen, daß je die ganze Menschheit zivilisiert sein wird. Man ist doch in den letzten fünfzig Jahren vielfach von dem Wahn zurückgekommen, als ob wilde Völker sich nur so geschwind mit frisch importierten

Gesetzen und Einrichtungen und oktroyierten europäischen Kleidern, Sitten und Schulen zu Kulturvölkern promovieren ließen; ja man hat erkannt, daß seltsamerweise einzelne vorziehen auszusterben. Andererseits stellen Anarchisten und Nihilisten, die Kommune und die Petroleusen, die hunderttausend Stromer Deutschlands und die Zehntausende, die in Berlin, Wien, Paris, London, New York in Zuständen leben, schlimmer, als die der wilden Völker, diese menschlichen Ratten der Großstädte, dem zivilisierenden Einfluß unserer Zeit ein trauriges Zeugnis aus. Und endlich wird die soziale Revolution, von der man uns verheißt, daß die französische nur ein Kinderspiel dagegen sein wird, schwerlich zivilisierend einwirken.

Wie beim Menschen das denkende Haupt, der Kopf, ungefähr ein Zehntel vom Körper ausmacht, so scheint es, daß auch ungefähr einem ebensolchen Teil der Menschheit das leitende Denken zugewiesen ist; und eine Veränderung dieses Verhältnisses dürfte für sie ebenso verhängnisvoll werden, als wenn das Hirn auf Kosten der übrigen Körperorgane sich vergrößerte. So wird es wohl immer bleiben; aber die elementäre Menschheit darüber zu bedauern, als ob ihr unrecht geschähe, ist ebenso unvernünftig, als den eigenen Fuß oder Arm zu beklagen, weil sie nicht Hirn oder Auge sind. Glück liegt weder in der Zivilisation noch in der sogenannten Bildung, sondern in der Sittlichkeit und Gottesfurcht. Das sehen wir ja an den Bewohnern so mancher friedlicher Täler der Schweiz, Tirols, Norwegens u. a., verglichen mit den Salon-, Bureau- und Geldmenschen Berlins und Paris'. Der einfachste Steinhauer kann ebenso glücklich sein, als ein Michel Angelo, ja hat mehr Chancen dazu, wie Bismarck launig bemerkt, daß er wohl viele zufriedene Förster, aber noch nie einen zufriedenen Minister oder Politiker gekannt hat. Und was die ewige Seligkeit

betrifft, hängt sie bekanntlich weder vom irdischen Stand noch von Bildung ab, und ist eher den Armen als den Reichen und Vornehmen dieser Welt verheißen.

* * *

Manche datieren in der Frage, ob Fortschritt oder nicht, einen solchen vom Erscheinen des Christentums an und schreiben demselben eine gewaltige zivilisatorische Mission zu. — Wir teilen nur sehr bedingt diese Ansicht. Hätte Christus die Welt zivilisieren wollen, wie leicht wäre es ihm gewesen als Sohn eines römischen Imperators auf der Welt zu erscheinen (deshalb hätte er doch am Kreuz sterben können), um als Weltherrscher eine neue Ära der christlichen Zivilisation und des geistigen Fortschritts einzuführen, mit trefflichen Staatseinrichtungen, mit wahrhaft humanen Gesetzen und sofortiger Aufhebung der schändlichen Sklaverei, mit erleuchteter Begünstigung von Kunst und Wissenschaft, mit Beförderung von Handel, Gewerbe und Industrie! Wie hätte er uns mit wenigen Worten auf Dampfkraft, Elektrizität und andere Naturkräfte, die wir noch nicht kennen, und auf ihre Verwertung hinweisen können! Wie hätte er alle sozialen Fragen lösen und auch dem leiblichen Elend ein Ende machen können durch eine rationelle, von Wunderkräften unterstützte Heilmethode, durch regelmäßige, wunderbare Vermehrung von Lebensmitteln usw. Das alles lag ihm völlig frei, denn als Gott leitet er die Weltgeschichte und ist nicht, wie kluge Köpfe herausgebracht haben, „ein Produkt" derselben. — Aber nichts von dem allen. Christus ignoriert, verachtet, hätten wir fast gesagt, Kunst und Wissenschaft, Politik und Gesetzgebung, verweigert jede Einmischung, selbst in klare Rechtssachen, mit dem herben Wort: „Mensch, wer hat mich zum Richter über euch gesetzt?" Und als er vor dem Ver-

treter des mächtigsten Weltreichs steht, weist er ihn, anstatt ihm die ungeheuern Vorteile des zivilisierenden Christentums darzulegen, mit dem kurzen Wort ab: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

„Was nützte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Bekehrt sich der Mensch, so ist er auch zivilisiert genug, bekehrt er sich nicht, so hilft ihm weder Bildung noch Zivilisation. Das ist Christi Standpunkt. Nicht Zivilisation, sondern den Himmel wollte er der Menschheit bringen; aber sie nahm die Gabe nicht an. Vielmehr ergibt sich bei einigem Nachdenken, daß bei einer Menschheit aus wahren Christen Kunst und Gewerbe, Handel, Industrie und Weltverkehr sich nicht so entwickelt hätten, wie sie es getan haben. Mit einer bescheidenen Existenz sich begnügend, das Ewige als Hauptsache und das Irdische nur als Nebensache betrachtend, hätte diese Menschheit auf elektrische Beleuchtung, Telegraphen, Telephone, Eisenbahnen usw. keinen besonderen Wert gelegt, wie an Herrnhutern und anderen christlichen Gemeinden zu sehen. Das Christentum gestattet dem Christen Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst zu treiben; aber es verbietet ihm in seiner Kunst, in seiner Wissenschaft und überhaupt in seinem irdischen Beruf aufzugehen. Auch der Christ spricht: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Diejenigen, die, zum Teil indem sie Christi Gottheit leugnen, sich bemühen darzutun, daß unsere jetzige Zivilisation, unsere Kunst, unsere Wissenschaft auf Christentum beruhen, stellen damit letzterem ein Armutszeugnis aus; denn dann müßten a priori christliche Kunst und christliche Wissenschaft, die ganze heutige Kultur und Zivilisation und der heutige sogenannte christliche Staat ebenso himmelhoch über allem bisher

Dageweſenen daſtehen, wie chriſtliche Wahrheit über heidniſchen Irrtümern. Daß dies nicht der Fall, ſieht jeder ein. Nicht einmal die chriſtlichen Kirchen, ein St. Peter und der Kölner Dom, ragen über dem Parthenon, dem Dianatempel zu Epheſus, der Tempelhalle zu Carnak und den prächtigen Tempeln Indiens irgendwie ſo hoch empor, wie das Chriſtentum über heidniſche Religionen. Raphaels und Murillos Madonnen ſind nicht beſſere Kunſtprodukte als die mediceiſche Venus und Apollo von Belvedere, noch Michel Angelos Moſes als ein Zeus von Phidias. Was die „kirchliche“ Kunſt des Proteſtantismus betrifft, ſo ſteht ſie, wie bei ſeinem geringen Verſtändnis für Symbolik vorauszuſehen, mit ihren mitunter hübſchen aber kahlen Kirchen, mit ihren Glasfenſtern, geſchnitzten Kanzeln und Altardecken an Kunſtinſpiration und an Kunſtleiſtungen ſo weit hinter der katholiſchen Kunſt zurück, daß nach obiger Anſicht notwendig ihr auch weit weniger chriſtlicher Geiſt und Wahrheit zugeſprochen werden müßte. Der Vollendung der Dome zu Köln und Ulm aber nimmt der Umſtand jede chriſtliche Weihe, daß ſie nur mit Hilfe von Lotterien zuſtande kam.

Wohl ſind Kunſt und Natur göttlichen Urſprungs, und in der letzteren ſtecken alle Geſetze der erſten. Aber göttlich iſt nicht chriſtlich. Göttlich iſt die allgemeine, der ganzen Menſchheit zugängliche Offenbarung Gottes, das Weltall; chriſtlich iſt die ſpezielle, dem Einzelnen nur durch den heiligen Geiſt vernehmbare Offenbarung Gottes in Chriſto. Wie es keine chriſtliche Natur gibt, ſo auch keine chriſtliche Kunſt, ſondern nur eine in den Dienſt der Kirche ſich ſtellende kirchliche. „Bei fortſchreitender Bildung,“ ſagt Herder, „kommt immer ein Zeitpunkt im Leben eines jeglichen Volks, wo die Kunſt über ſich hinausweiſt. Draſtiſch ſagt F. von Baader: „Es gibt nur eine chriſtliche Kunſt; das iſt die Kunſt das Kreuz zu tragen.

Was wollt ihr Madonnen, Engel, Heilige mit Finsternis und Schwerkraft malen? Mit irdischen Farben eine überirdische Welt! Ich verachte diese ganze Kunst." Und nicht mit Unrecht ruft der realistische Maler Courbet aus: „Male mir nur kein Künstler einen Engel, noch mache er mir ein Porträt Christi; hat er doch nie weder den einen noch den anderen gesehen!"

Bedeutsam ist die nicht zufällige, sondern von Gott verfügte Tatsache, daß, während wir von Pharaonen und Herrschern von Ninive und Babylon gute Bilder und zum Teil selbst gut erhaltene authentische Mumien noch haben, wir dagegen von keinem Gottesmann, von keinem Propheten noch Apostel irgend eine figürliche Darstellung besitzen und ebensowenig vom Heiland selber. Deshalb ist jeder Versuch, die Bibel zu illustrieren, anfechtbar. Eine naturalistische und naturtreue Darstellung, wenn sie überhaupt möglich wäre, müßte den Geist dämpfen, in Äußerlichkeiten gefangen nehmen und vom hohen Sinn des Worts ablenken; eine idealisierte und stilisierte aber ist unwahr. Gott weiß, warum Er keine Bilderbibel herausgab; hätte Er doch leicht dazu einen oder viele Bezaleel mit seinem Geist erfüllen können. Sondern durch die ganze Bibel hindurch, von dem Verbot an: „Du sollst dir kein Bild machen von irgend etwas auf Erden" und dem prophetischen: „Es war in ihm keine Gestalt noch Schöne, die uns gefallen hätte," bis zum Wort Christi: „Gott ist Geist und soll im Geist und in der Wahrheit angebetet werden," und dem Pauli: „Wenn wir auch Christum nach dem Fleisch gekannt haben, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr also," weht ein Hauch der Befreiung und Loslösung von der Äußerlichkeit und von der irdischen Form. — Wohin dagegen das dem Menschen natürliche Suchen und Verehren dieser Form führt, zeigt der Bilderkultus der römischen

und griechischen Kirche, und in grober und ursprünglicher Form aller Fetisch- und Götzendienst.

Was die sittliche Höhe und die Humanität der angeblichen Christenheit betrifft, so waren schon die Zustände am Hof Konstantins schlimmer, als oft die ägyptischen, griechischen oder die römischen in der Republik und selbst unter Titus, Antonin, Adrian, Trajan und Marc Aurel. Noch schlimmer wurden sie in dem sogenannten christlichen Rom der Borgia. Das ganze mit einigem Recht finster genannte Mittelalter mit der Inquisition, den Hexenprozessen und dem Dreißigjährigen Krieg, drei der entsetzlichsten Erscheinungen der Weltgeschichte, von einer irrigen Auffassung des Christentums veranlaßt, war vom Standpunkt der Zivilisation aus ein großer Rückschritt gegen ägyptische, griechische und römische Zustände; wie Goethe, Schiller, Strauß u. a. nicht mit Unrecht bedauern, daß das Christentum, d. h. das, was sie fälschlich dafür ansahen, nicht einmal so schöne und harmonische Zustände herbeizuführen vermocht habe, wie das klassische Altertum.

Es ist absurd zu glauben, daß das Christentum ein Volk beglücke, das dasselbe nicht hat. Der Glaube macht glücklich hinieden und selig drüben, aber nur den, der glaubt, und nicht auch durch eine Art Ansteckung den Nachbar, der über diesen Glauben spottet oder ihn haßt und verachtet; der hat nur, und das gilt auch von Völkern, eine größere Verdammnis davon. Bitterer Hohn ist es, wenn man die ganze heutige Kultur und Zivilisation der sich christlich nennenden Völker Europas von Gibraltar bis Archangel mit ihrer Ohnmacht und Ratlosigkeit der steigenden Flut des Sozialismus und Anarchismus gegenüber, mit ihrem Börsenschwindel und Gründern, mit den entsetzlichen Zuständen ihrer Weltstädte, mit ihrer unchristlichen, zum Teil Gott und Kaiser verhöhnenden Volksvertretung, gott-

feindlichen Wissenschaft und antichristlichen Literatur, mit ihrer sinnlichen und unsittlichen Kunst, kurz, mit ihrer ganzen offenen oder versteckten Gottesentfremdung und Gottesha& als ein Produkt der wahren Lehre Christi unserer Verehrung vorhalten will. Von diesem Scheinchristentum, denn das wahre kennt er nicht, schreibt David Strauß im „Alten und Neuen Glauben“: „Das Christentum fristet seinen Bestand unter den heutigen Kultur- und Industrievölkern nur noch durch die Korrekturen, die eine weltliche Vernunftbildung an ihm anbringt, welche ihrerseits großartig oder schwach oder heuchlerisch genug ist, dieselbe nicht sich, sondern dem Christentum anzurechnen, dem sie vielmehr entgegen sind.“

Sondern Christus sandte seine Jünger in die Welt, „als Schafe unter die Wölfe,“ sandte sie als ein Licht, die Schäden und die Finsternis der Welt zu beleuchten, als ein Salz, die Fäulnis aufzuhalten, und das sind sie seit achtzehnhundert Jahren gewesen. Daß sie dabei einen guten und veredelnden Einfluß auf ihre Umgebung ausgeübt haben, wer wollte es leugnen? Daß aber ihre Mission niemals darin bestand, die Welt zu zivilisieren, ist ebenso wahr; und sobald sie es dafür ansahen, so mußten, wie die einzelnen, so auch die verschiedenen Kirchen es erfahren, daß die göttliche Quelle des Lebens ihnen alsbald versiegte.

Christus hätte wahrlich gern bei seinem Scheiden seine Apostel damit getröstet, sie würden mit seinem Wort die Welt erobern und eine christliche Weltära einführen. Davon weit entfernt verheißt er ihnen bis ans Ende Haß, Trübsal, Verfolgungen und fragt sie: „Meinet ihr, des Menschen Sohn werde (wenn er wiederkommt) Glauben finden auf Erden?“ Eine Frage, die er anderswo verneinend beantwortet: „Sondern gleichwie sie in den Tagen vor der Flut waren: sie aßen, sie

tranken, sie freiten und ließen sich freien bis zu dem Tag, da Noah in die Arche hineinging und sie es nicht erkannten, bis die Flut kam und alle hinwegnahm, also wird auch die Ankunft des Sohnes des Menschen sein" (Matth. 24, 37—39). Mit dieser großartigen Vergleichung vom zukünftigen Schluß der Weltgeschichte mit dem Untergang in ihren Sünden einer früheren Welt voll Gewalttat und Unrecht, verneint er den von so manchen geträumten christlichen Fortschritt. Und wozu denn am Ende der Weltgeschichte die furchtbaren, vernichtenden Gerichte über die gesamte Menschheit und Natur, die Christus in Matth. 24 und Luk. 21 schildert und deren die Offenbarung voll ist, wenn bis dahin sich diese Welt, diese Menschheit immer mehr verzivilisiert und verchristlicht? Die Welt ist nicht und wird nie „die Braut des Lammes".

So lehrt die Bibel eine menschliche und sichtbare, von Abfall zu Abfall absteigende Weltgeschichte; aber daneben eine göttliche und unsichtbare aufsteigende, die in immer schärfer umgrenzten Typen uns von der gottesfürchtigen Menschheit vor der Sintflut zum Volk Gottes und von diesem zur Gemeinde Christi aufwärts führt.

* * *

Sagt nun mancher: Das ist aber eine betrübte Ansicht. Wie! Die Menschheit soll wie ein Pferd in der Tretmühle ewig ihre Kreise beschreiben, ohne vom Platz zu kommen; soll sich in vergeblichem Streben nach nie zu erreichenden befriedigenden Zuständen erschöpfen: das ist ja entsetzlich: — so antworten wir zunächst: Ja! wer ist daran schuld? Gott doch wahrlich nicht! Oder befiehlt er denn dieser Menschheit, sich in blutigen Kriegen stets zu zerfleischen und in Europa allein jährlich Milliarden an Geld darauf zu verwenden und Millionen

von kräftigen Jünglingen tagtäglich darauf zu üben, wie sie ihre Mitmenschen am zweckmäßigsten töten können? Will er etwa, daß die Menschen in Genuß und Habsucht, in dummem Hochmut und lächerlichen Eitelkeiten, in konventionellen Lügen und erlogenen Gesellschaftsformen sich für alles Höhere, Große, Wahre und Schöne abstumpfen? Ermahnt er uns in seinem Wort, wir sollen möglichst unnatürlich, verschraubt, verkünstelt unser Leben einrichten, unsere Gesundheit und die unserer Kinder schädigen und durch erbitterten Kampf ums Dasein, durch Niedertreten aller Konkurrenten, durch Leben und Weben nur in der Sucht nach Vorteil und Gewinn, uns und anderen schaden? — Nein, sondern das Gegenteil. Dieser Gott und Vater aller Menschen befiehlt, ermahnt, bittet, fleht uns an auf jeder Seite seines Worts, wir möchten bedenken, was zu unserem Frieden dient, Gerechtigkeit üben, vom Bösen lassen, einander lieben und des anderen Last tragen, uns vergeben und gegenseitig segnen anstatt fluchen, die einzelnen wie die Völker; und verheißt uns tausendfältig, dann wolle auch er uns segnen über alles Bitten und Verstehen, alles Übel und Gefahr, Krankheit und Pestilenz und alle Plagen fern halten, „denn er nicht von Herzen die Menschen plagt und betrübt!“ (Klagl. 3, 33.)

Und sollten wir noch zweifeln an seiner Macht, das zu tun, so ruft er uns eindringlich zu: „Meine Hand ist nicht verkürzt, daß ich nicht helfen könnte, noch sind meine Ohren dicke geworden, daß ich nicht höre, sondern eure Untugenden scheiden euch und euren Gott voneinander, und eure Sünden verbergen mein Angesicht vor euch, daß ihr nicht gehört werdet.“ (Jes. 59, 1. 2.) „So kehret euch nun zu mir, denn ich bin barmherzig und will nicht ewiglich zürnen.“ (Jer. 3, 12.)

Aber wer glaubt es ihm? Wir sind ja allweise und sehr klug, und der heutigen Wissenschaft ist nichts mehr unmöglich!

Mit Kornzöllen und Handelsverträgen, mit Staatsökonomie und rationeller Landwirtschaft wollen wir uns schon unser Brot sichern; mit Tuberkulin und Antipyrin und Heilserum uns vom Tode erretten; mit weisen Verfassungen die Völker beglücken, mit Zeitungsartikeln, mit evangelisch-sozialen und Friedenskongressen die Sozialfrage lösen, mit wissenschaftlicher Kritik Gottes Wort meistern, ja mit freier Forschung es herausbringen, ob er überhaupt existiert. Wir wollen uns schon allein behelfen!

Was Wunder, daß bei solcher Gesinnung der Menschheit kein Fortschritt, vielmehr, hauptsächlich auf sozialem Gebiet, ein Rückschritt bemerklich. Wie für die Erde eine Zunahme an Licht, Wärme und Lebenskraft nur in der Annäherung an die Sonne möglich, jede Entfernung derselben kälte- und todbringend ist, so gibt es für die Menschheit keinen anderen Fortschritt, als die Annäherung zu Gott. Näher zu Gott! Eine andere Formel des Fortschritts gibt's im Weltall nicht.

Indessen kann auch alle Verkehrtheit des Menschen die göttlichen Ratschlüsse in ihrer Ausführung nicht hemmen noch hindern. Und gerade darin ist wieder die Bibel dem Unglauben überlegen. Nichts weiß sie davon, daß durch Fortschritt von Gewerbe, Industrie und Handel, von Kunst und Wissenschaft die Welt im Lauf der Jahrtausende sich zu einem riesigen, mit allem Komfort eingerichteten, allen Anforderungen der Wissenschaft und der Hygiene entsprechenden Hotel garni mit elektrischer Beleuchtung und billigsten Pensionspreisen für eine aufgeklärte und endlich vorurteilsfreie Menschheit einrichten lasse; aber ebensowenig davon, daß in noch ferneren Jahrtausenden oder Millionen diese arme, sich selbst überlassene Menschheit infolge von unabweislichen kosmischen Vorgängen auf der immer dunkleren Erde die schon unter Polareis begrabenen Weltstädte Berlin,

Paris, London verlassen wird, um am Äquator sich frierend und hungernd zusammenzuziehen, und endlich auch dort zähneklappernd zu erstarren. Sondern wie Gott alles nach Maß und Gewicht gemacht hat, so hat er auch allem unter der Sonne und an den Himmeln seine Zeit gesetzt. Ihre Zeit hat schon die Eintagsfliege und die einjährige Blume; seine Zeit hat das Tier und der Baum und der Mensch und auch die Weltreiche; am Himmel wandeln die Monde, die Planeten und die Sonne in Monaten und Jahren und Tausenden und Millionen von Jahren ihre Bahnen. Wie sollte da die Menschheit nicht auch ihre Zeit haben? Darauf weist bestimmt die Schrift hin. Die Weissagung spricht es aus, daß nach den vier Weltreichen der Babylonier und Perser, Griechen und Römer (dieses letztere unterbrochen durch die Zeit des Zorns über Israel, um in den zehn Königreichen des Antichrist wieder aufzuleben; den zehn Zehen der Weltstatue und den zehn Hörnern des vierten Tieres entsprechend) kein anderes Weltreich mehr folgen wird, sondern „der Gott des Himmels werde ein Königreich aufrichten, welches ewiglich nicht zerstört wird". Weiter zeigt uns die Weissagung an, daß der Herrscher in diesem Reich der Messias, der wiedergekommene Christus sein wird. Endlich werden wir gewarnt, die Weissagung nicht zu verachten und belehrt, welche Zeichen diesem Abschluß der Weltgeschichte vorangehen mit der Bemerkung, daß in den letzten Zeiten „viele über die Worte der Weissagung kommen und großen Verstand darin finden werden" (Dan. 12, 4).

Ob nun, wie aus der Analogie der Schöpfung, des mosaischen Gesetzes und der bisherigen Dauer obiger Reiche zu schließen, und wie auch die altjüdische Weisheit von jeher lehrt, diese Geschichte der Menschheit seit dem Sündenfall aus einer Erdwoche der Sünde, des Leids und des Schmerzes von sechstausend

Jahren besteht, auf die ein entsprechender tausendjähriger Sabbat der Erholung und der Erquickung folgen wird, ist zwar nicht ausdrücklich gelehrt, hat aber vieles für sich. Das steht aber fest, daß Gott uns in seinem Wort eine baldige, endliche, herrliche Erfüllung aller seiner Verheißungen und seines ganzen Vatererbarmens verspricht. Freilich erst nach gewaltigen Gerichten, wie sie in der Offenbarung beschrieben sind. Aber auch hier ist nicht Gott schuld. Warum haben sechstausend Jahre lang die Menschen die Erde befleckt, jeden Stein daran mit Blut besudelt, die Welt mit ihrem Haß und Grimm und Trotz und Unreinheit erfüllt! Solche Schuld heischt eine Sühne. Und so wird, wenn der Tag der Erde sich neigt, das Gewitter des Zornes des gerechten Gottes am Abendhimmel aufsteigen; es werden seine Donner rollen und grollen durch das Weltall und seine Blitze werden die frechen Feinde zerschmettern, und die Erde und alles, was darin ist, wird erbeben vor dem Zorn ihres Schöpfers. Aber er wird wieder gnädig lächeln; . . . dann steigt empor das Hohelied der erlösten Schöpfung und aller Kreaturen, nunmehr auf ewig frei vom Joch der Eitelkeit, und durch das Weltall wird tönen, vom Donnergesang der Sphären begleitet, das große „Te Deum laudamus!“

Und das nennen wir Fortschritt, einen Fortschritt, der ganz und vollkommen alles menschliche Sehnen befriedigen wird, wie niemals die kühnsten Träume aller Fortschrittsapostel auf Erden.

II.

Evolution und moderne Weltanschauung.

Die Leugnung eines Fortschritts der Menschheit im vorigen Kapitel hat wohl manchen befremdet; denn freilich scheint und ist auch Fortschritt das Gesetz der Schöpfung. Ein jedes Wesen fühlt, daß es zur Vollkommenheit dessen, was es ist, reifen soll, ja, daß es zu etwas Höherem berufen sei, als was es ist, ein Sehnen, das im Wachsen des Kristalls, der Pflanze, des Tieres seinen Ausdruck findet; und insofern sieht man auf den ersten Blick nicht ein, warum die Menschheit, die doch, das beweist die Weltgeschichte, ein organisches Ganze bildet, allein diesem Gesetz nicht folgen soll. Darauf ist zu antworten, und diese Tatsache bildet den Schlüssel zu manchem Rätsel der Existenz, daß die Menschheit sich eben nicht in einem normalen, natürlichen, von Gott gewollten, sondern in einem abnormalen, unnatürlichen, gottwidrigen Zustand einstweilen befindet. Wer den Sündenfall leugnet, wird nicht fertig mit den Fragen des Daseins. Wer ihn glaubt, wird es zwar auch nicht, aber er hat das vor dem anderen voraus, daß er weiß, warum sie da sind, und warum er sie nicht lösen kann. Daß die Menschheit, wenn nicht gefallen, allmählich in Wahrheit aufgeklärter, besser, göttlicher geworden wäre, das unterliegt keinem Zweifel. Henoch, dieser Mann, der, weil er mit Gott wandelte, von Gott zu sich genommen und nicht mehr gesehen wurde, ist uns als Sinnbild des seine

Bestimmung erfüllenden Menschen, also auch der ihre Bestimmung erfüllenden Menschheit gegeben, er, der nachdem er das göttliche und höhere Jahr, dreihundertfünfundsechzig Jahre (siehe 1. Mos. 5, 23) als höheren Zyklus, ein Jahr für einen Tag, gelebt hatte, zu Gott genommen wurde. So wären wir auf einer Jakobsleiter, endlos und ohne Tod, als verklärte Menschen wie Elias zu höheren, himmlischeren Stufen des Daseins aufgestiegen. Aber — die Menschheit fiel von Gott ab, vom Licht, von der Quelle aller Erkenntnis und aller Wahrheit. Sie fiel; und wie tief, das können wir kaum ermessen. Was ein unmittelbar von Gott ausgehauchtes, sündenloses, nach Gottes Bild geschaffenes Wesen gewesen sein mag, davon haben wir, in der Sünde empfangene, durch die Sünde vergiftete Wesen kaum eine Vorstellung. Und ebensowenig davon, wie groß eine paradiesische Seligkeit, in der Gott ohne Beschränkung mit seinem Geschöpf und dieses mit der ihm zum ewigen Leben geschenkten Schöpfung verkehrte. Beweis genug dieses unseres Falles ist, daß wir uns Adam höchstens als fröhliches, unschuldiges Kind denken. Wer mit Gott, mit dieser Zentralsonne des Alls, mit dieser ewig tätigen Ursache aller Ursachen, eines direkten, unmittelbaren Verkehrs fähig ist und gewürdigt wird, steht ipso facto himmelhoch über den größten Menschen der Jetztzeit, sieht in seinem Licht das Licht, überschaut aus solcher Höhe Welt und Leben und Dasein, wie von fern nicht auch der genialste heute.

So ist freilich Fortschritt ein Fortschreiten zu Gott, durch alle Formen der Existenz, vom Atom zum Cherub, Gesetz des Daseins; freilich dadurch nur möglich, daß Gott selber seine Geschöpfe zu sich zieht; aber dieser göttliche Fortschritt hat durch den Sündenfall eine Sistierung erfahren. Weil indessen Gott nie Zeit verliert, noch umsonst wartet, benützt er diese

Pause zur Evolution, zur Entwickelung der irdischen Wesen im Guten und in dem von ihnen gesuchten Bösen, zu ihrer Selbsterkenntnis, zur Erreichung höherer Ziele später. Eine Offenbarung alles dessen, was im Menschen ist, ist jetzt geistiges Gesetz, ebenso ein Auswachsen aller Keime, ein Reifen aller Früchte, sei es für Gottes Tisch oder das höllische Feuer; nicht aber zunächst das Erreichen neuer und höherer Formen. So mußte zuerst die Idee der brutalen Körperkraft, der rohen Gewalt, der Macht des Einzelnen, ohne Staat, sich vor der Sintflut offenbaren und sozusagen austoben. Das waren nach der Kabbala die zweitausend Jahre des tohu, auf welche die zweitausend Jahre des Gesetzes folgten, worauf die zweitausend Jahre des Messias erwartet wurden, und auf diese sechs Tage der Arbeit soll der große Sabbat folgen. Nach der Sintflut trat die große Idee der nie seitdem wieder vorgekommenen mächtigen Vereinigung der ganzen Menschheit zu einem einzigen Zweck, dem Turmbau, in den Vordergrund; dann die eines Volkes Gottes, von allen anderen abgesondert, und dabei der stets fortschreitenden, göttlichen Offenbarung des Gesetzes; hierauf bei diesem Volk die Ideen der Theokratie, des Richteramtes, des Königtums, in David des Dichters, eine der höchsten, heutzutage verkannten Aufgaben, und des Königs, in Salomo die des Philosophen und Weltweisen als Herrscher (s. Plato); daraufhin offenbarte sich die Idee des strafenden, warnenden und weissagenden Sehers und Propheten, und als das Volk Israel verworfen, in den vier Weltreichen Daniels vier weltbeherrschende Ideen, in tiefer Symbolik durch die entsprechenden vier Tiere in Verbindung mit den entsprechenden Metallen dargestellt (Daniel Kap. 2 und 7). Man vergleiche damit den unter verschiedenen Völkern herrschenden Glauben an ein goldenes, silbernes, kupfernes und eisernes Zeitalter. Nach

dem Zusammensturz des römischen Reiches endlich mußte die Idee der Weltkirche und des Statthalters Christi evolvieren, um endlich der der Reformation Platz zu machen. Dies alles sind nicht, wie eine pessimistische christliche Auffassung meint, wiederholt mißlungene, fehlgeschlagene Versuche Gottes, den Menschen wieder an sich zu ziehen, bis Er, überdrüssig und erzürnt, die ganze Geschichte im Endgericht zerschlägt; sondern Gott veranlaßt planmäßig und sehr wohl wissend, was daraus folgen werde (s. 5. Mos. 31, 16—21, 29), die aufeinander folgende Evolution aller der im Sündenfall, den wir uns nicht groß genug denken können, — eine Welt fällt von ihrem Schöpfer und Erhalter ab! — enthaltenen Keime des Bösen und offenbart parallel damit seine immer größere Macht, Weisheit und Gnade. Und das geht fort, bis, zugleich innerhalb festgesetzter Zeiten und Zahlen, das ganze Geheimnis der Bosheit sich geoffenbart (2. Thessal. 2, 7—12) und Gott alle diese successiven Evolutionen desselben im Endgericht nacheinander beleuchtet, straft und aus jeder neue, großartige, ungeahnte Gnadenschöpfungen hervorgehen läßt, so daß Satan am Schluß der Betrogene ist. — So soll vollendet werden das Geheimnis Gottes (Offenb. 10, 7).

Mit dieser Evolution des Guten und des Bösen, welche die Bibel uns teilweise enthüllt, läuft bei den Völkern eine Evolution verschiedener Weltideen parallel. So kam in Altägypten die Idee der strengsten Hierarchie, des abgeschlossenen, in allen Teilen wohlgeordneten, vom Priesterkönig regierten Staates zur Geltung, wie wir sie seitdem nirgends mehr antreffen; so in Babylon unter Nebukadnezar die höchste, absolute, von Gott gebilligte Autokratie (s. Daniel 2, 37 und 38); so in Griechenland die allbeherrschende Idee der Schönheit; so in Rom, wie schon im Namen ausgedrückt, der Kraft; so in

der Renaissance der Kunst; so heutzutage der Wissenschaft und Naturerforschung und im nächsten Jahrhundert des auch geistigen Weltverkehrs; wobei sich nicht sagen läßt, daß die eine oder die andere Idee höher sei; sondern sie sind alle schön, groß, göttlich, wie sie alle im Schlußbild der Offenbarung, in der Herrlichkeit der oberen und der neuen Schöpfung wieder auftreten.

Somit ist Evolution nicht in dem Sinn Fortschritt, daß aus Einem allmählich ein Anderes und Höheres wird, daß eine Schöpfung sich von selbst aus der anderen ergebe. Wohl aber ist sie ein Wachstum, eine Entwickelung, eine Offenbarung, nicht eines allgemeinen, sondern einzelner Prinzipien und Grundzahlen nacheinander, wie wenn aus der schon im Keime alle Formen enthaltenden Eichel der ganze Eichbaum entsteht, wie wenn aus einem Kinde ein Mann wird, der zwar keine anderen Eigenschaften, Tugenden und Kräfte besitzt, aber sie nach verschiedenen Seiten hin offenbart. Eben darin unterscheidet sich die biblische Anschauung wesentlich von der darwinistischen.

Nicht schuf Gott einst eine winzige Urzelle, legte in sie alle Kräfte und Keime der zukünftigen Schöpfung und sah dann und seitdem ruhig zu, wie dieses Ei, dieser Same sich weiter unter dem Einfluß von Naturkräften, Umständen und Zufälligkeiten zu Tausenden von sonderbaren, schönen, zweckmäßigen Wesen entwickelte. Daß er auch das vermocht hätte, bezweifeln wir nicht; denn wir glauben an einen allmächtigen Gott. Aber fürs erste erklärt sein Wort, an das wir auch glauben, daß er alles nacheinander und nach seiner Art geschaffen hat; fürs zweite beweist uns das Studium der Schöpfung, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, daß es sich wirklich so verhält. Die Evolution des Weltalls ist das Aussprechen immer höherer Grundzahlen durch Gott: „Und

Gott sprach!" Somit glauben wir, daß dieser Schöpfer Himmels und der Erden mit gewaltigen, durch die Äonen widerhallenden Donnerworten vor der staunenden und erwartenden Engelwelt zuerst sprach: Es werde Licht, das kreatürliche nämlich, von dem himmlischen wohl zu unterscheiden. Und es folgten die Schöpfungen; Engel und Cherubim, die Söhne Gottes und die Gewaltigen und Thronen sahen erstaunend zum erstenmal, diese Wesenheiten tief und durchdringend erschauend, Luft und Meere und Kontinente; und es entsproßten Pflanzen, wunderbare Gebilde. Immer höhere Worte oder Zahlen, denn beide sind dasselbe, sprach Jehova, und es wurden Tiere und evolvierten in Tausenden und Tausenden von Formen, und werden es noch ewig tun auf der neuen Erde. Dann sprachen die Elohim das höhere Wort aus: Lasset uns Menschen schaffen!

Und so hätte Jehova fortgemacht und nach gehöriger Evolution des Menschen im Paradies auch mit Bezug auf die Erde das Wort „Engel" in noch anderer als der jetzt bestehenden Form ausgesprochen, wenn nicht durch das Eingreifen Satans ein Stillstand eingetreten wäre, zugleich der siebente Tag, während dessen Gott als Schöpfer ruht.

Ist aber die große Erdwoche des Leides und der Sünde vorbei, so wird Gott seine Schöpfungstätigkeit wieder aufnehmen und nach der Siebenzahl des Gesetzes in großartigen, von Sabbaten und Hall- und Jubeljahren unterbrochenen Schöpfungsperioden alles Erschaffene durch die Äonen der Äonen immer höher, d. h. sich immer näher bringen, ohne daß wir jedoch ihn in Ewigkeit erreichen, so wenig wie die noch so gesteigerte Zahl jemals eine unendliche wird.

Wir stehen also in der durch das Böse für kurze Zeit sistierten Schöpfungs-, in der durch dasselbe getrübten Evolutionsperiode der Menschheit. Sie soll die ihrer Fassungskraft, ihrem

Geistesquantum angemessene Quantität und Qualität des in Schöpfung und Offenbarung enthaltenen Göttlichen, bald von diesem, bald von jenem Gesichtspunkt aus durchmachen, studieren, erleben, geistig essen und trinken, also sich assimilieren, ehe sie zu einer höheren Existenzstufe durch Gottes Schöpfungswort berufen wird.

Denn nicht unendlichen Stoff bietet diese Erde der Menschheit zur geistigen Bearbeitung dar. An sich zwar tut es diese göttliche Natur, denn sie enthält in allen Stücken, Atom, Kristall, Pflanze, Tier, Mensch, so hohe und so tiefe, so weittragende und ewige Ideen Gottes, daß es einst eine unserer seligen Aufgaben durch die Ewigkeiten hindurch sein wird, diese Ideen in der himmlischen und wahren Natur zu lesen, zu begreifen und zu bewundern; und so hätte auch ein höheres Wesen an einem Kieselstein auf Jahrzehnte, ja -hunderte und -tausende hinaus genug zu studieren und zu bewundern; enthält er doch die ganze Physik, die ganze Chemie, alle Mysterien und Gesetze des Stoffes, und für ein sehendes Auge auch die ganze Vergangenheit dieses Stoffes vom ersten Augenblick der Schöpfung an.

Aber der durch die Sünde erblindete, taub und stumm gewordene Mensch kann diese Erde, diese Natur nicht mehr göttlich, sondern nur noch menschlich, kleinlich und egoistisch auf sich bezogen anschauen und verstehen, soll auch einstweilen nicht viel weiter; denn wie einem neugeborenen, dazu kränklichen und schwächlichen Kind ist ihm alles Zuviel ungemein schädlich. So kann und darf er nur einigen Schimmer vom Glanz der ewigen in dieser Natur verborgenen Ideen wahrnehmen, und diese auch nicht sowohl gleichzeitig, als vielmehr sukzessiv und in dem Maß, wie Gott sie ihm nacheinander zu seinem geistigen Unterhalt schenkt.

Hat dann einmal die Menschheit diese ihr geschenkte Welt der Terra gehörig durchsucht und untersucht und findet nichts mehr daran zu studieren, mit anderen Worten: fängt sie einmal an, sich auf diesem Planeten gründlich zu langweilen und wird lebenssatt, so ist das Ende da; die Gottesgabe ist assimiliert, die Klasse ist absolviert; und vor dem Eintritt in die nächste tritt die große Prüfung, das Weltgericht, ein.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß heutzutage ein Erschöpfthaben der bisherigen Themata und Geistesformen sich fühlbar macht. So in der Poesie und in der dramatischen Kunst; so in der plastischen; die Skulptur hat zur Genüge Mann, Weib und Kind dargestellt und nur noch die individuelle Darstellung des Porträts interessiert uns; so in der Malerei; die Madonnen und Kreuzabnahmen, das Genrebild und das Stillleben fangen an uns ziemlich kühl zu lassen. Neue Schulen suchen noch nie Dagewesenes und fallen ins Phantastische, Unnatürliche und Widerliche; so auch im Roman; die verschiedenen Gattungen sind zu bekannt; Wahnsinn, Laster und Verbrechen, gespensterhafte Humoristik, geisteskranke Humanistereien und psychopathische Studien sind jetzt Mode, weil etwas Neues. Selbst die Architektur, diese große, früher fast ausschließlich in den Dienst der Gottheit gestellte Kunst, sucht bizarre Formen, um nicht immer das Gotische und die Renaissance zu kopieren. Auch so im Geistigen; der Mangel an philosophischem Interesse beruht zum Teil darauf, daß in der Philosophie alles gesagt ist; so auch in der Religion als bloßes Wissen aufgefaßt, und umsonst bemühen sich religiöse Philosophen, für ewige Wahrheiten neue zeitgemäße Formen und Worte zu erfinden.

Aber Gott, der täglich seine Menschheit ernährt, sorgt auch für ihr geistiges Brot. Er hat uns durch Kopernikus, Newton, Kepler u. a. große, erhebende Einblicke in seine Schöpfung

eröffnet, die zur Betrachtung und zum weiteren Studium derselben anspornen sollten und hat uns dazu das Fernrohr und das Mikroskop geschenkt; denn auch jede Entdeckung geschieht: „Da die Zeit erfüllet war." Damit hat er uns Geistigmüden ein neues Feld der geistigen Tätigkeit angewiesen, und es läßt sich wohl sagen, daß die Aufgabe der Neuzeit in der Erforschung der Natur, in der Benützung derselben und ihrer Kräfte besteht; auch ein schönes und großes Thema für den Menschengeist.

Haben uns je und je früher Völker übertroffen, so die Ägypter an geschlossenem Staatswesen, die Griechen in der Kunst, die ersten Römer an Bürger- und Staatssinn, die späteren, wie auch die Perser und Assyrer an Luxus und Genuß, und selbst das Mittelalter an philosophischem und religiösem Interesse, so übertreffen wir sie dafür an Erkenntnis der Natur. Das besagen schon Namen von Wissenschaften wie Chemie, Geologie, Geognosie, Mikrographie usw., die früher unbekannt waren, wenn auch die Alten in der Natur keineswegs so unwissend waren, wie mancher Unwissende glaubt, und Namen wie Hippokrates, Aristoteles, Aristarch von Samos, Hipparch, Archimedes, Vitruv, Euklid usw. stets in Ehren bleiben werden. — Doch datiert der große Aufschwung der Naturforschung erst von Kopernikus, Newton, Kepler, Linné, Herschel, Cuvier, Laplace, Arago, Humboldt, Kirchhof, Bunsen, Liebig, Tyndall, Helmholtz, Edison und wie sie alle heißen.

* * *

Um den Fortschritt auf diesem großen Gebiet zu ermessen, gibt es ein einfaches Mittel. Will man nämlich wissen, wie tief ein Volk sich mit der Naturforschung eingelassen hat, so braucht man nur nach dem zu fragen, von dem die Sprache treffend sagt, es sei sein „Maßstab". Dazu nimmt der Wilde

seine Hand- oder Fuß-, seine Arm- oder Schrittlänge, eine stets schwankende Größe, wobei jedes Individuum also auch sein eigener Maßstab ist. Bis vor hundert Jahren genügte dem Gelehrten und Naturforscher die nicht einmal scharf definierte „Linie", als ein Zehntel des ebenso ungenauen „Zolles" (Daumenbreite; franz. pouce); dann entstand, und zwar hauptsächlich infolge der Fortschritte der Astronomie, dieser ganz auf exakten Messungen beruhenden Wissenschaft, das Bedürfnis nach genauerem Maß, und aus dem genau berechneten Erdumfang entstand als Maßeinheit das Vierzigmillionstel desselben — das Meter, und für den Naturforscher das bis auf ein Hundertstel genau festgestellte Millimeter. Für den heutigen Mikrographen auf allen Gebieten ist das aber schon ein viel zu großes Maß, weshalb derselbe sich des Mikrons oder des Tausendstel eines Millimeters bedient. Aber auch das Mikron wird uns bald zu groß werden; haben wir doch schon Mikrometer, die ein Zehntausendstel eines Millimeters sehr genau messen. Für diese unsere heutige Naturforschung ist also das früher gänzlich unsichtbare Blutkörperchen im Vergleich zu kleinen Bazillenarten ein großer Körper, dessen Durchmesser und verschiedene Dicke gemessen, und dessen Veränderungen kontrolliert werden können. Und doch gleicht dieses Blutkörperchen an Inhalt einem Würfel von nur ein Fünfhundertstel Millimeter Seite, ist also, wie leicht nachzurechnen: ein Hundertfünfundzwanzigtausendbillionstel eines Kubikmeters, also eine Zahl, die ein Mensch in Jahrtausenden nicht der Reihe nach aufzählen könnte! Denn zum Zählen einer Million braucht man über eine Woche. Wie erst bei den unter dem Mikroskop meßbaren Bazillen, von denen der größte, der Milzbrandbazillus, zu hundert Millionen in einem Kubikmillimeter Platz hätte! — Soweit sind wir schon in die Tiefen des Kleinen gedrungen. —

Nicht minder aber auch in die Weiten des Raumes: Eine Sekunde am astronomischen Meridian, und Astronomen rechnen mit Zehnteln einer Sekunde, ist gleich einem Zwanzigstel der Dicke eines Haares, und doch zeigt eine solche Sekunde als Parallaxe eines Sternes beobachtet, daß dieser Stern von uns vier Billionen und zweihunderttausend Millionen Meilen entfernt ist, was eine „Sternweite" genannt und wieder als Einheit gebraucht wird, um Entfernung und Durchmesser der Sternenwelten oder Nebelflecken zu messen.

Um in der Natur einen stets leicht zu findenden, unveränderlichen Maßstab zu haben, schlagen nun einige Gelehrte vor, die Wellenlänge des gelben Strahls im Natriumlicht $= \frac{590}{1\,000\,000}$ mm zu nehmen. Schon messen wir mit Lichtzeiten die ungeheuern Entfernungen der Gestirne. Sodann würden wir buchstäblich den Lichtstrahl zum Meß- und Maßstab nehmen und mit ihm sowohl das Größte im Weltall wie das Kleinste im Wassertropfen messen. Eine große, poetische Tatsache!

Aus solchen Messungen, denn genaues Messen und Zählen ist die unentbehrliche Grundlage aller Naturforschung, weil die Zahl die Norm und das Gesetz der Schöpfung ist, hat sich in unseren Tagen eine großartige, und eben weil auf die Zahl begründet, mathematisch beweisbare und bewiesene Weltanschauung aufgebaut, die, Wahrheit und Schönheit vereinigend, für den Geist erhebender und kräftiger ist, als die kühnsten Phantasien der Dichter. Denn es ist eine Täuschung zu glauben, daß unsere Zeit an Poesie ärmer sei als eine andere. Die Quantität Poesie in der Welt ist wohl eine konstante Größe und vielleicht ebenso die Empfänglichkeit für dieselbe in der Menschheit. Wie ein ferner Berg duftig blau erscheint, bei näherer Besichtigung aber aus eben denselben Erd- und Steinarten besteht wie der nahe Boden, so kommen uns alte

Zeiten größer und poetischer vor, weil aus denselben eben das Große und Poetischwahre sich erhalten hat, während das Kleinliche und Prosaische verloren ging. Die alten Ägypter und Babylonier waren wohl ebenso gescheit und poetisch, aber auch ebenso prosaisch und trocken als wir. Der welterobernde, uns so imponierende Römer war bei aller Größe oft und auch in seiner Politik ein rechter Spießbürger, so vor allen der weise Cato; und Cäsar wendete beim Alpenübergang, anstatt sich an diesen ihm neuen Naturschönheiten zu erfreuen, seine Zeit, wie er meinte, mit Niederschreiben einer Abhandlung über Grammatik nützlicher an. Unsere jetzige Weltanschauung, unsere Maschinen und Kriegsschiffe und unsere Schlachten haben auch ihre gewaltige Poesie für den, der sie versteht. Der Gotthardblitzzug, wie er sich, von schnaubenden, kohlenfressenden, wassersaufenden Kolossen gezogen, tief ins Herz der Granitberge durch Kehrtunnels hineinbohrt, sich darin spiralförmig hinauf- und hinunterwindet und brausend und kreischend herausfährt, um durch Felsenspalten, über Abgründe und schäumende Bergbäche unaufhaltsam weiterzusausen; die Windhunde des Ozeans, wie „Kaiser Wilhelm II." und „Deutschland", diese stählernen, lebendigen Paläste, die, von Maschinen von zwanzig- bis dreißigtausend Pferdekraft (!) beseelt, pfeilschnell durch Sturm und Wellen, Eisberge und Nebel hindurch mit Hunderten von Passagieren in fünf bis sechs Tagen von der Alten zur Neuen Welt eilen, sind so schöne, poetische, großartige und geistig erhebende Erscheinungen, wie irgend welche im Altertum.

Sehen wir uns ein Panzerschiff an, so einen modernen Behemoth mit dicker Stahlhaut, Rauch und Dampf aus seinen Nüstern speiend, elektrische weithin leuchtende Blitze aus den Augen sprühend, mit Kanonendonner sprechend, mit scharfem Sporn tödlich verwundend, bis ins Herz hinein, da wo die

Naturmächte entfesselt werden, die das Ungeheuer pfeilschnell durch die Fluten treiben! Da liegt die Maschine, der geheimnisvolle, unheimliche Riese mit seinen Zylindern gleich eisernen Bäuchen, mit seinen Gliedern gleichenden Balken und Bäumen von Stahl, mit seinen blanken Kurbelarmen, unter denen der Mensch sich wie ein Insekt bewegt, und die doch das Werk seiner Hände sind. Aber kalt und leblos, starr und stumm harrt das Monstrum des heißen Lebensodems. — Da ertönt ein Kommandowort — Ein Ruck am Hebel! und Leben, unbändige Kraft fährt in den toten Körper. Ächzend und stöhnend, zuerst langsam, wie mühselig, dann schneller und schneller schieben sich die Kolbenstangen hin und her und drehen wie gefesselte Ungeheuer an den kolossalen Kurbeln, und bald wie rasend (die Schraubenmaschinen arbeiten mit ungeheurer Schnelligkeit) scheinen sie einander in ewiger Jagd zu verfolgen; alle Stücke leben, treiben, schieben, drehen sich; wollten zehntausend Männer diese Maschine anhalten, wie Spreu und Stoppeln wären ihre Arme; sie risse sie hin oder zermalmte sie! — Doch der Mann hinten auf der Plattform rückt wieder am Hebel; die Bewegung wird langsamer, bald hört sie ganz auf; die Seele ist entwichen und der tote Körper liegt wieder bewegungslos da. — So mag es sein, wenn Gott im Weltall ein Schöpfungswort spricht; da fliegen und tanzen glühende Sonnen im Raum; um sie wirbeln Planeten; Kometen eilen von einer zur anderen; überall regt sich unendliches Leben, und Donnergesang der Sphären tönt durch den unermeßlichen Raum; ist's Gott genug, dann spricht er ein anderes Wort und alles Leben erstirbt, alles steht still, unbeweglich, leblos, Äonen hindurch!

Doch zurück zu unserer jetzigen Welt- und Naturanschauung. Während die älteren Naturforscher sich mehr die Formen der Natur, die Organismen ansahen, verglichen und sie in ihren

fast endlosen Variationen zu klassifizieren suchten, wie früher Aristoteles und unter den neueren vor allem Linné, auch Buffon, Jussien, Lamarck u. a., sucht die jetzige Naturforschung infolge der großen Fortschritte der Chemie und Physik die gemeinschaftlichen Grundbedingungen aller Erscheinungen zu erforschen. Sie möchte vor allem herausbringen, was der Stoff sei, freilich bis jetzt ohne viel Erfolg, — wie schon Plato sagt: „Der Stoff ist ein sehr schwer zu verstehendes Wesen," — vielmehr wird er immer geheimnisvoller und unbegreiflicher, je näher man ihm rückt. Schon Newton hat seine Unzerstörbarkeit gelehrt und es ausgesprochen, daß alle Phänomene der Natur auf Anziehung und Abstoßung der Atome zurückzuführen sind. Ebenso bemerkt Dubois-Reymond: „Naturerkennen, genauer gesagt naturwissenschaftliches Erkennen, ist Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf Bewegungen von Atomen, die durch Zentralkräfte bewirkt werden, oder Auflösen der Naturvorgänge in Mechanik der Atome."

* * *

Wir wollen uns diese rätselhaften kleinsten Teilchen des Stoffes samt den auf sie einwirkenden oder ihnen innewohnenden Kräften näher ansehen. „Unsere ganze heutige Weltanschauung," sagt G. Buchner, „beruht auf dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft sowohl als auf dem Prinzip von der Erhaltung der Substanz"; anders gesagt: wir müssen alle stofflichen Veränderungen in der Natur weder auf Neuerschaffung noch auf Vernichtung, sondern nur auf verschiedene Anordnung der Elemente zurückführen.

Ob nun diese Materie, dieser Stoff unzertrennlich und ursprünglich mit Kräften begabt und verbunden, ob die beiden ohne einander existieren können, ist eine Frage, ein Rätsel,

worüber schon viel gestritten wurde. In der Praxis aber kann man sagen: Die leblose Materie, der „tote Stoff" existiert nicht, oder, was auf das gleiche herauskommt, wenn er überhaupt existiert, würde er uns ewig unbekannt bleiben; wir könnten ihn weder fühlen noch hören noch sehen, noch irgendwie wahrnehmen; denn was wir am Stoff erkennen, ist nicht sein uns auf Erden ewig verborgenes innerstes Wesen, sondern nur die Lebensäußerung desselben, die Kraft oder die Kräfte, die von ihm ausgehen. So hat der Stoff ein Gewicht, das heißt, er übt eine Anziehungskraft aus. Wir sehen den Stoff. Warum? Weil seine Moleküle oder Atome, in ewiger Bewegung begriffen, den Lichtstrahl ablenken, absorbieren oder zurückwerfen, also wir sehen eine Kraftäußerung dieses Stoffes; ebenso hören wir ihn, weil seine kleinsten Teile im Zustand der rastlosen Vibrationen sich befinden und anderen Molekülen diese Bewegung mitteilen, d. h. einen Klang erzeugen. So sind Gewicht, Farbe, Klang Lebenstätigkeiten des Stoffes, die nach der schönen Entdeckung Rob. Mayers sämtlich als Modifikationen der Bewegung aufzufassen sind. Damit stimmt auch die ganze Physik und Chemie überein, und der kleinste Wassertropfen, der unaufhaltsam verdunstet, die kleinste Partikel Eisen, die unaufhörlich, wenn auch unbemerkt, verrostet, ist nicht, richtig und wissenschaftlich aufgefaßt, ein totes Teilchen einer toten Materie; nein, das ist ein Weltall von Billionen von Atomen, die von unzerstörbaren Kräften in rasendem Flug umeinander gewirbelt, in Wechselbeziehungen mit dem umgebenden Stoff stets neue Formen erzeugen und eine geradezu ungeheure Lebenskraft zeigen.

Wie sind wir zu dieser Vorstellung von einzelnen Atomen gekommen, die doch niemand je gesehen? — Einfach dadurch, daß die chemischen Elemente, d. h. die Körper, welche die Chemie einstweilen nicht weiter zerlegen kann, sich nicht in irgend be-

liebigen Mengen miteinander verbinden, wie das bei Annahme eines kontinuierlichen Stoffes sein müßte; sondern nur in bestimmten Quantitäten, nach unveränderlichem Maß. So verbinden sich 8 Teile Sauerstoff nur mit 1 Teil Wasserstoff, oder 16 *O* mit 2 *H* usw.; niemals aber $1^1/_2$ *O* mit 5 oder $7^3/_4$ *H*. 8 Gewichtsteile *O* ist folglich das Äquivalent, die Gleichwertigkeit von 1 Gewichtsteil *H*. Und so bei allen Elementen.

Interessant ist es, daß diese Atome bei solchem Eingehen von Verbindungen sehr verschiedene Neigungen (sogen. Affinität) zueinander haben, und zwar wollen gerade diejenigen, die wie Metalle die größten Ähnlichkeiten zeigen und gewissermaßen einer Familie angehören, am wenigsten oder gar nichts voneinander, und verbinden sie sich dennoch, so zeigt das Produkt, ihre Nachkommenschaft, sagt Liebig, die Tugenden und Fehler der Familie in hohem Grade; während wenn zwei Atome von entgegengesetzten, meist ein großes Verlangen zueinander tragenden Stämmen sich alliieren, ein ganz neuer Körper sich bildet, an dem man die Eltern nicht wieder erkennt. So z. B. wird aus den durchaus verschiedenen Elementen Chlor und Natrium, deren jedes für sich auf den menschlichen Körper absolut schädlich, ja tödlich wirkt, unser Kochsalz in allerreinster Form. Also chemische Wahlverwandtschaften; auch hier ziehen Gegensätze einander an, und es gehört zu den größten Mysterien der Schöpfung, daß ein Atom Eisen sich lieber mit einem Atom Sauerstoff verbindet als mit einem Atom Wasserstoff oder Silber. — Was die Zahl dieser Elemente oder vorderhand nicht zersetzbaren Körper betrifft, so haben Mendeljeff und Lothar Mayer gezeigt, daß sie sich, ihren Eigenschaften nach, stets wiederholen, und daß, wie es einen Schall gibt, der nach der Zahl in do re mi fa sol la si do sich äußert, es auch einen Stoff gibt, der nach Oktaven eingeteilt immer wieder in anderer Tonart ähnliche Erscheinungen

zeigt, eine Erkenntnis, die uns ſchon in ſtand geſetzt hat, neue (ſogenannte) Elemente zu entdecken, ſo das Germanium. Nach der Theorie des erſteren gibt es netto 100 chemiſche Elemente, nämlich 2 Gruppen à 7 und 5 Gruppen à je 17 u. *H*; davon ſind bis jetzt 70 bekannt; über einzelne jedoch iſt man noch im Unklaren.

Dieſe bisher bekannten Elemente laſſen ſich nach ihrem praktiſchen Wert in drei Gruppen teilen. Die erſte Gruppe enthält achtzehn Elemente. Es ſind die an der Oberfläche der Erde verbreitetſten Körper und zugleich die für das Leben abſolut unentbehrlichen. Dieſer wunderbaren Einheiten des Stoffes bedarf das noch wunderbarere Leben, um ſeine Gebilde aufzubauen und zu beſeelen. — Warum aber gerade dieſer? — Aluminium, Brom, Kalzium, Chlor, Eiſen, Fluor, Jod, Kalium, Kohlenſtoff, Magneſium, Mangan, Natrium, Phosphor, Sauerſtoff, Schwefel, Silizium, Stickſtoff, Waſſerſtoff. Wie man ſieht, ſind es keineswegs die uns bekannteſten.

Die zweite Gruppe umfaßt dreiundzwanzig Elemente. Sie ſind nicht ſo verbreitet wie die oben angeführten, ſind auch nicht, ſoviel wir wiſſen, zum Leben abſolut erforderlich, ſind, wie es ſcheint, mehr Luxus, Schmuck und Zierde, wenn die unerbittliche Natur ſolches kennt, ſpielen aber doch eine Rolle in ihrem Haushalte; darunter ſind merkwürdigerweiſe gerade die bekannteſten Metalle, ſo Blei, Gold, Kupfer, Nickel, Platin, Queckſilber, Silber, Zink, Zinn u. a.

In der dritten Gruppe endlich ſind zweiundzwanzig Elemente, die in ſo geringer Menge in der Natur vorkommen, daß ihre Rolle daſelbſt bisher uns unbekannt geblieben iſt, ſo Beryllium, Lithium, Tellur, Indium, Dydim, Zirkonium u. a. Myſteriöſe Geſellen, wandeln ſo ziemlich inkognito auf Erden; und doch, blieben ſie weg, ſo würden wir ſie wohl alsbald ſchmerzlich vermiſſen.

Hören wir, wie ein mit diesen Elementen vertrauter Chemiker sie charakterisiert: „Es ist dies eine ganz respektable Gesellschaft. Es finden sich da Aristokraten und Demokraten beisammen, man sieht phlegmatische und sanguinische, anspruchsvolle und bescheidene, charaktervolle und solche mit schlecht ausgesprochenem Charakter, glänzende und unscheinbare, ruhige und sanfte, dann wieder nervöse und reizbare, die sich schon bei der geringsten Aufregung einen ungeheuern Zorn einbilden, energische, selbstgefällige und eitle, harte und weiche, stolze, schwerzugängliche und gefühlvolle, die leicht besiegbar sind, ätherische und korpulente, arbeitende und feiernde, Könige und Vasallen, Vermittler und Störenfriede, — kurz Elemente der verschiedensten Art beisammen." (G. Buchner, Die chemischen Elemente.)

Viele sind gesellig und kommen fast immer in gewissen Verbindungen in der Natur vor. So Eisen mit Sauerstoff in Eisenerzen, Blei und Zink mit Schwefel, das jetzt so bekannte Aluminium mit Silizium und Sauerstoff usw. Die wenigsten wandern allein und einsam ihren Weg. So Gold, Silber, Platin, Kupfer, Stickstoff, Schwefel, Kohlenstoff.

Dabei und trotz ihrer Verbindungsfähigkeit besitzen diese Grundformen und Ichheiten des Stoffs eine geradezu unzerstörbare Individualität. Mag ein Atom Schwefel noch so oft verbrennen, als schweflige Säure (SO_2) sich verflüchtigen, als Schwefelsäure (SO_3) dahinfließen, als Eisenkies ($Fe\,S_2$) festes Gestein bilden, so verändert es sich doch nicht im mindesten und verliert nicht die allergeringste seiner Eigenschaften. Wird es von den eingegangenen Verbindungen frei, so steht dieses Atom wieder vor uns da, ganz das alte, mit seiner bestimmten Anziehung, mit seiner bekannten chemischen Affinität, mit seiner gewohnten Lichtbrechung usw., unverwüstlich, unzerstörbar, unsterblich, eine absolute Lebenskraft! Mögen Steine, Pflanzen, Tiere ver-

gehen und die ganze Menschheit von der Erde verschwinden, ja Sterne durch Weltbrand sich zu Urnebel wieder auflösen, ein Atom Wasserstoff bleibt ein Atom Wasserstoff mit allen seinen Eigenschaften, und bis in die fernste Ewigkeit kann nur ein Machtwort Gottes es töten. Das sind doch gewiß für den denkenden Menschen großartige Lebensäußerungen dieses sogenannten toten Stoffes.

Wie groß und in welcher Gestalt sollen wir uns nun diese Atome und kleinsten Teilchen der Körper denken? Die Antwort ist nicht leicht. Einige Forscher sind geneigt, sie als immaterielle Punkte aufzufassen, als Kineten oder Zentra, von denen die stofflichen Kräfte ausströmen. Wie man sieht, ist das ein Begriff, aber keine Vorstellung. Andere denken sich jedes einzelne Atom als den Mittelpunkt einer elastischen Ätherhülle, von der die Kräfte ausgehen. Die einfachste Hypothese ist die eines Franzosen, nach welcher die Atome eines jeden Elementes eben die Form haben, in der dieser Stoff kristallisiert.

Über ihre wahrscheinliche Größe wurden schon manche Untersuchungen angestellt. Gaudin schließt aus mikroskopischen Beobachtungen, daß die Entfernung der Atome nicht wohl *mehr* als ein Zehnmillionstel eines Millimeters beträgt, so daß ein Mensch zweihundertundfünfzigtausend Jahre nötig hätte, um die in einem Stecknadelknopf enthaltenen zu zählen. (Und doch enthält nach Flammarion die Sonne *ebenso viele Kubikkilometer*!) Professor W. Thomson schließt aus Betrachtungen über die Lichtwellen, die Kapillaranziehung und die Bewegung der Gase, daß Atome und Moleküle nicht unmeßbar klein sind, sondern daß der Durchmesser der Moleküle zwischen einem Millionstel und einem Hundertmillionstel Millimeter liegt. Nach Lothar Mayer wiegt eine Viertel Quadrillion Wasserstoffatome etwa ein Gramm. — Man sieht, diese Zahlen widersprechen

wenigstens einander nicht; sind sie auch einstweilen etwas unsichere Schätzungen, so täte man unrecht, sie als wertlos zu belächeln. Auch die Wissenschaft muß einmal mit Tasten anfangen und versuchen, die obere und die untere Grenze festzustellen, will sie einst zu sicheren Daten kommen.

Daß die Materie nicht kontinuierlich, sondern, wie man es heute ausdrückt, diskret ist, beweist auch die Isomerie oder die Tatsache, daß aus denselben Elementen, im gleichen Verhältnis verbunden, Körper entstehen, die andere Eigenschaften zeigen, sicherlich nur infolge anderer Stellung und Verkettung der Atome, wie z. B. der angenehm riechende Essigäther und die übelriechende Buttersäure. Umgekehrt zeigt manchmal derselbe Körper, wohl aus demselben Grunde, oft verschiedene physikalische Eigenschaften, so ein anderes spezifisches Gewicht, eine andere Kristallisation usw., wie Kohlenstoff, der bald als Diamant, bald als Graphit, bald als Kohle vorkommt, wie Phosphor, der bald gelb und kristallisierbar, bald rot und amorph ist. Also nicht nur die Quantität, sondern auch die Form und die Anordnung der Atome spielt eine Rolle in der äußeren Erscheinung und selbst in den Eigenschaften der Körper.

Aber für unsere wissenschaftliche Anschauung genügt das Atom nicht, weshalb wir Moleküle erfunden haben, „verschämte Atome," wie Schopenhauer sie nennt. Darunter verstand man noch vor Jahren die Verbindungen zweier oder mehrerer Atome verschiedener Stoffe und sprach von einem Molekül Wasser, aus einem Atom Wasserstoff und acht Atomen Sauerstoff zusammengesetzt. Jetzt aber haben wir auch Wasserstoff- und Sauerstoffmoleküle, also Verbindungen von Atomen desselben Stoffes. Wie sind wir zu dieser Vorstellung genötigt worden? Denn daß niemand je ein Molekül sah, versteht sich von selbst. Antwort: Dadurch, daß wir merkten, die Elemente befinden

sich für gewöhnlich in einem sozusagen gebundenen Zustande. So der Sauerstoff. Wäre jedes Atom desselben stets frei, so würden sie uns fressen wie verzehrendes Feuer. Ja, Feuer ist nichts anderes als die Gier, die Wut, mit der Sauerstoffatome sich auf andere Elemente werfen. Um ihre sonstige Trägheit zu erklären, nehmen wir an, je zwei sind aneinander gefesselt und neutralisieren sich gegenseitig wie zwei aneinander gekettete Galeerensklaven, von denen jeder auf eine andere Beute stürzen möchte, und die in ohnmächtiger Wut herumtanzen. Wird aber durch Wärme, Elektrizität oder durch Gegenwart anderer energischer Elemente ihre Gier aufs höchste gesteigert, so zersprengen diese Atome ihre Bande, stürzen sich auf andere Stoffe und bilden zusammengesetzte Moleküle.

Diese Atome und diese Moleküle berühren sich nicht; davon zeugt zur Genüge die Tatsache, daß der härteste Stahl sich bei der Wärme ausdehnt und bei der Kälte zusammenzieht. Aus Molekularwirkungen hat man geschlossen, daß in einem Kubikzentimeter Luft sämtliche Moleküle zusammen nur ein Drittel eines Kubikmillimeters ausmachen, also nur ein Dreitausendstel des ganzen scheinbaren Volumens. Nach anderen Berechnungen wären sie noch viel kleiner. So nimmt Flammarion an, daß ein Kubikzentimeter Luft eine Sextillion Moleküle enthalte und bemerkt dazu, daß wenn man dieselben in gerader Linie je 1 mm weit voneinander legte, sie einen Weg von 250 Trillionen Stunden bildeten, oder weit über den Sirius hinaus. Mit den Augen des Geistes betrachtet, ist also in Wahrheit eine Flintenkugel z. B. nicht eine kontinuierliche, harte, solide Masse, sondern ähnelt vielmehr jenen Mückenschwärmen, die im Sonnenstrahl spielen, oder, denn das Kleinste und das Größte berühren sich, jenen entfernten, aus Millionen von umeinander tanzenden Sonnen be-

stehenden „Sternhaufen" oder „Nebelflecken". — Auch diese Moleküle wirbeln im rasenden Flug mit einer Geschwindigkeit herum und umeinander, von der wir uns kaum einen Begriff machen können und welche bei einem Wasserstoffmolekül z. B. schon bei gewöhnlicher Temperatur zwei Kilometer in der Sekunde erreicht, also das Vierfache der Schnelligkeit einer Kanonenkugel.

Die Atome werden in den Molekülen durch Kräfte, welche bald anziehend, bald abstoßend wirken, vielleicht also Elektrizität, zusammengehalten und zu eben solchen Molekülen gruppiert. Darüber sagt Flammarion: „Von der um uns her wirkenden Energie dieser Atomkräfte macht man sich keine richtige Vorstellung. Erwärmen wir ein Kilo Eisen von 0° auf 100°; es dehnt sich ungefähr um ein Achthundertstel aus, also um einen nicht sichtbaren Teil; und doch wäre die diese Ausdehnung bewirkende Kraft genügend, um zehntausend Pfund einen Meter hoch zu heben. Die Schwerkraft verschwindet fast im Vergleich mit diesen Molekularkräften. Die von der Erde auf ein solches Kilogewicht wirkende Anziehungskraft ist ganz unbedeutend, verglichen mit der gegenseitigen Anziehung seiner Moleküle. Verbindet sich aber 1 kg Wasserstoff mit 8 kg Sauerstoff zu Wasser, so geht dabei eine Arbeit vor sich, welche genügt, um die Temperatur von 34000 kg Wasser um 1° zu erhöhen oder 14 Millionen kg 1 m hoch zu heben. Oder anders gesagt, als diese 9 kg Wasser sich bildeten, sind die Moleküle in einen Abgrund gestürzt, dem gleich, in den bei 14000 m Tiefe eine Tonne Wasser, also 1000 kg, hinabrollte." (Astronomie populaire, S. 398.)

Nach einer anderen Auffassung aber können wir ebenso gut sagen, es gebe keine Atomkräfte, sondern nur eine Ätherkraft, die Wärme, für welche die verschiedenen Atome eine

verschiedene Empfänglichkeit zeigen. So wissen wir, daß bei — 273° oder absoluter Kälte selbst die Gasmoleküle gänzlich entkräftet, tot wären. Was für Schätze der Kraft diese Wärme, als eine schnellere Äthervibration entwickelt, sieht man an der jetzt allgemein angenommenen Wärmeeinheit oder Kalorie (nach Joule). Danach genügt die Wärme, die 1 kg Wasser von 0° auf 1° C. erwärmt, um in 1 Sekunde **425 kg** 1 m hoch zu heben! (Ein Kilogrammeter dagegen ist die Arbeitseinheit, die 1 kg in 1 Sekunde 1 m hoch hebt.)

Daß Wasseratome oder Moleküle beim Übergang vom Flüssigen in den festen Eiszustand sich voneinander mit einer Kraft entfernen, die mit Leichtigkeit eiserne Bomben zersprengt, ist bekannt; aber wir kennen noch lange nicht alle Kräfte, die mit diesem wunderbaren Stoff ihr Spiel treiben. So wollte man vor kurzem in der technologischen Versuchsanstalt in Wien die Widerstandskraft des härtesten Steins, Korund, und des härtesten Stahls messen. Es stand zu erwarten, daß der viel weichere Stahl lange vorher zerdrückt würde. Nun zerbröckelte ein Würfelchen von einem Kubikzentimeter Korund schon bei 6000 kg Belastung. Das gleiche Würfelchen Stahl jedoch hielt über siebenmal mehr aus (43000 kg), und anstatt einfach zerdrückt zu werden, zerstäubte es mit kanonenschußartiger Explosion, indem es Tausende von Funken nach allen Seiten sprühte, welche die Schutzhütte durchlöcherten und in die Maschine eindrangen. — Offenbar tritt hier ein bisher unbekannter Zustand des Metalls und unbekannte Kräfte auf. — Stickstoff widersteht bei einer gewöhnlichen Temperatur einem Druck von 2890 Atmosphären (!) (Natterer), d. h. seine Moleküle lassen sich nicht so nahe zusammenbringen, daß er durch diesen ungeheueren Druck flüssig werde, so sehr streben *seine* Atome nach Freiheit; und wie erst bei Temperaturen wie

auf der Sonne! Denn wunderbarerweise steigert die Wärme die Abstoßungskraft der Atome, ihren Freiheitsdrang! Professor Dewar ist es dagegen gelungen, bei ungeheuerm Druck mehrere Liter flüssiger Luft herzustellen. Leider werden wir nie erfahren, wie dieser Trunk schmeckt, da diese über — 200° kalte Flüssigkeit auf Gaumen und Magen wie geschmolzenes Blei einwirken würde. So trug Professor Pictet von einem solchen Tröpfchen eine Brandwunde, die erst nach sechs Wochen heilte, davon. Und worauf beruht die Kraft des rauchenden und des rauchfreien Pulvers, des Melinits und Dynamits, oder des noch schrecklicheren Nitroglyzerins? Einfach darauf, daß hier Atome in eine instabile oder, sagen wir, in eine ihnen antipathische Verbindung eingezwängt worden sind; von selbst haben sie nicht die Kraft, diese Ehe zu lösen und schlummern gebunden und dumpf brütend; kommt aber vermittelst Funken, Druck oder Schlag ein Lebensodem in sie hinein, so erwachen sie; wütend zersprengen sie ihre Bande und zerstören alles in der Runde in ihrem siegreichen Versuch, sich genügenden Raum zum individuellen Leben zu gewinnen.

Bei Licht besehen sind alle irdischen Stoffe solche mehr oder weniger unglückliche Ehen, erzwungene und vergängliche Verbindungen. Etwas mehr Wärme, zehntausend Grad oder so, also eine wahre Kleinigkeit gegenüber den Millionen von Graden heißen Sonnen würde genügen, um diese stofflichen Komplexe, die wir Materie nennen, unter kolossalen Explosionen in ihre Urbestandteile aufzulösen und auch die scheinbar passivsten Stoffe, Steine usw. plötzlich in eine andere Form der Existenz zu versetzen, in der ihre jetzt so trägen und toten Atome mit gewaltiger Kraft und Freiheit sich bewegen würden. So stimmt die Ansicht des Mystikers Jakob Böhme, nach welcher durch den Fall Luzifers die Schöpfung, der edle göttliche Stoff,

von ihm in harte Bande geschlagen worden sei, wunderbar mit den neuesten chemisch-astronomischen Anschauungen überein; und ebenso die Weissagung Petri, nach welcher im Weltbrand sich „mit furchtbarem Krachen die Elemente auflösen werden".

Je weiter und je tiefer wir in das Wesen des Stoffes einzudringen versuchen, desto mehr häufen sich die Mysterien. Müssen wir ein Atom, ein Eins und Ureins, eine absolut einfache Ichheit statuieren, so ist es nicht einzusehen, wie eine solche von der anderen qualitativ verschieden sein kann, da Qualität doch auf Zusammensetzung von Verschiedenem beruht. Ebenso bleibt es undenkbar, warum und wie eine solche Ichheit, die doch ein Ganzes bildet und folglich auch gänzlich bedürfnislos sein sollte, ein Sehnen in sich fühlt nach einem anderen und fremden, ihr gänzlich unbekannten Ganzen, noch wie und warum dieses Sehnen ein stärkeres ist bei möglichst verschiedenen Atomen und sich oft bis zur Wut steigert. Auch begreift man nicht, wie es kommt, daß durch ein noch so nahes Zusammenkommen von zweierlei Atomen ein Eins wird, das ganz anders aussieht und andere Eigenschaften besitzt, als die beiden Eltern. — So sitzt allerdings der Chemiker an der Quelle aller Erscheinungen, an der Wurzel der Dinge; aber leider muß auch er von seinem Stoff gestehen, wie der alte Weise, den ein König frug, was Gott sei: „Je länger ich der Sache nachdenke, desto weniger verstehe ich's"; und muß sich begnügen, die wunderbaren und unerklärlichen Kräfte dieses Stoffes und die Gesetze, nach welchen sie sich offenbaren, möglichst zu erforschen.

Wie nun im Kleinen furchtbare Kräfte die Atome im Wirbeltanz umeinander treiben, so im Weltraum andere Kräfte die Weltkörper. So vor allem die Anziehung, dann Wärme,

Licht, Elektrizität, und sind doch nur verschiedene Äußerungen einer und derselben Urkraft! — Denn wir können sie jederzeit ineinander übersetzen. Wenn wir Steinkohle verbrennen, erhalten wir eine chemische Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff; dadurch entsteht Wärme, die von der Dampfmaschine in Bewegung umgesetzt wird; und daß wir diese in Licht übersetzen können, sehen wir jetzt täglich; dieses Licht aber erzeugt (in der Photographie z. B.) chemische Verbindungen, und damit ist der Umlaufskreis dieser Kräfte geschlossen und insofern können wir sagen: eine Kraft bewegt die Sonnen, diese Atome des Weltalls, und die Atome, diese Sonnen und Kraftzentren des Stoffes. Da wir dabei genau wissen, wie oben bemerkt, wieviel Bewegung eine gewisse Menge von Wärme abgibt, oder wieviel Wärme eine bestimmte chemische Verbindung erzeugt, so können wir im buchstäblichen Sinn des Worts Kraft und Kräfte aufspeichern, Sonnenstrahlen aufheben und zehn Jahre später oder hundert Meilen entfernt nach Belieben als Bewegung, chemische Kraft, Licht, Wärme oder Elektrizität verwerten. Diese Erkenntnis der Einheit aller Kraft und ihrer Übersetzbarkeit dürfte ebenso der größte und fruchtbarste Gedanke des neunzehnten Jahrhunderts sein, wie im achtzehnten das Finden der Anziehungsgesetze den Ausgangspunkt der jetzigen naturwissenschaftlichen Anschauung bildete. — Auch sämtliche Sinneseindrücke sind nur Wahrnehmung von Molekularbewegungen. Fühlen, Hören und Sehen sind folglich identische, immer höhere Leistungen. Zittert ein Stahlstab im dunkeln Zimmer zehn- bis zwanzigmal in der Sekunde, so fühlt der Finger eine Vibration; wenn vierundsechzig- bis zweiunddreißigtausendmal, so hört das Ohr einen immer höheren Ton; vibriert er noch viel schneller, so empfindet der Finger Wärme und bald Hitze; bei vierhundert Billionen Vibrationen

sieht das Auge einen rötlichen Schimmer, der mit zunehmender Bewegung der Moleküle immer lichter wird und mit Weißglühen aufhört, alle Farben in sich vereinigend. Somit läßt sich auch sagen, das Ohr sehe den Schall und das Auge höre das Licht, und ebenso läßt sich die Möglichkeit begreifen, daß bei anderen Wesen ein einziges Sinnesorgan nacheinander obige Molekularbewegungen als bloße Erhöhung einer und derselben Empfindung oder einigermaßen als verschiedene Nüancen einer Farbe wahrnehmen könnte.

Unter Erhaltung der Kraft wird das Naturgesetz verstanden, daß keine Kraft, kein noch so kleines Teilchen derselben je verloren geht; die Kraft setzt sich nur um. Das fünf Zentner schwere Granatgeschoß, das gegen die Platten eines Panzerschiffes anprallt, verliert freilich plötzlich seine Bewegung; dafür aber entsteht sowohl in ihm als in der Platte eine Hitze, die genau wieder die vorige Bewegung und den vorigen Stoß erzeugen würde, oder eine chemische Veränderung, die wieder das gleiche leistet, und so in Ewigkeit.

Aber dieser wenigstens sichtbare und greifbare Stoff schwimmt in einem unbegrenzten und unergründlichen Ozean von einer fast unendlich feineren, beinahe unstofflichen Materie. Von jeher haben die gebildeten Völker an einen feineren, den Weltraum füllenden Stoff, an den „Äther" geglaubt, aus dem die Gestirne entstanden, so die Inder, die Griechen; so sagt Ovid in den Metamorphosen (I, 67): „Über der Erde mit ihrer Atmosphäre verbreitete Gott den klaren, der Schwere entbehrenden Äther, welcher gar nichts besitzt von der irdischen Hefe"; wie wir auch bei Plato, Spinoza und anderen Philosophen dieselben Vorstellungen finden. Der geistreiche Secchi hat den schon von Euler und Huygens vorausgesetzten Weltäther in die Natur wissenschaftlich eingeführt als ein zwischen

allen Sternen vorhandenes Fluidum, in dem alle Weltkörper schwimmen, ja von dem sie in ihren Bahnen fortgetrieben werden, und nun nehmen einige Physiker um jedes Stoffatom und um die Moleküle eine verdichtete Ätherhülle (Dynamide) an, von der alle Kraft ausgeht. Von der materiellen Verdünnung dieses Weltäthers können wir uns keine Vorstellung machen. Babinet nimmt ja an, daß schon Kometenstoff einhundertvierzigtausendmillionenmal dünner ist als unsere Luft, weshalb er sie „des riens visibles" nannte; aber beim Äther sprechen andere Forscher auf Grund verschiedener Berechnungen von sechshundertbillionenmal dünnerem Stoff als alle auf Erden bekannten. Auch unsere Luft ist also, mit dem Äther verglichen, viele Millionen mal schwerer als Gold, gegen unsere Luft gehalten. Das muß ja sein, denn sonst würde infolge des Widerstandes dieses Äthers ein ewiger Orkan uns samt allem, was auf Erden existiert, in den Weltraum hinausfegen, und die Oberfläche unseres Planeten gliche einem aufgewühlten Chaos.

* * *

Haben wir nun die uns auf Erden erreichbaren Körper und ihre Verbindungen und die sie bewegenden Kräfte betrachtet, und daraus sowohl die Unzerstörbarkeit des Stoffes wie die Erhaltung der Kraft erkannt, so war bislang eine der interessantesten Fragen der Wissenschaft: ist der Stoff, den wir auf Erden kennen, derselbe, der im Weltraum die Weltkörper bildet, gehorcht er dort denselben Gesetzen, und besitzt er dort dieselben Kräfte? Noch vor hundert Jahren konnten wir nicht hoffen, diese Frage je beantworten zu können, und selbst ein Newton, der am Himmel die allgemeine Gültigkeit der Anziehungskraft nachwies, hätte wohl die Möglichkeit zu erkennen, ob auf einem Stern Kochsalz oder Quecksilber sich befinden, mit ironischem

Lächeln verneint. — Wer hätte geglaubt, daß diese Kunde seit Jahrtausenden uns unaufhörlich im Lichtstrahl zukomme; wer ahnt, was für weitere Erkenntnis dieser Lichtstrahl noch in sich birgt?

— Da entdeckte Frauenhofer in dem durch ein Prisma sozusagen auseinandergewickelten und in seine sieben Hauptfarben zerlegten Lichtstrahl zahlreiche feinere und dickere, schwarze und farbige Linien, deren Zahl bald auf Hunderte anwuchs und nun Tausende beträgt. Bald fanden Kirchhoff und Bunsen (1859), daß diese Linien in den chemischen Bestandteilen des brennenden oder leuchtenden Stoffes ihren Ursprung haben, und daß jedes Element solche bestimmte, unveränderliche, stets am gleichen Platz im Spektrum auftretende Linien erzeugt, so Natrium eine sehr helle, breite, gelbe, so Thallium blaue, und Rubidium drei grüne usw.

Somit können wir im kleinsten Lichtstrahl, der zitternd vom fernsten Fixstern zu uns herüberfunkelt, deutlich lesen, ob auf dieser Welt auch Sauerstoff, oder Gold, Eisen usw. sich befinden, ob gasförmig oder flüssig, heiß oder kalt; gewiß eine der merkwürdigsten Tatsachen der Natur! — Man kann sich vorstellen, mit welchem Interesse und Eifer Astronomen daran gingen zu erforschen, ob im Weltall unsere Elemente, oder andere, unbekannte, sich finden. Die Antwort war überraschend. — Die Stoffe, die auf Erden unsere Luft und unser Wasser, unsere Steine und Pflanzen, unser Blut und unsere Knochen bilden, *sind im ganzen Weltall verbreitet*, sind überall vollkommen identisch. — Eine große, bedeutende Tatsache, diese Identität des Stoffes! dieses unsichtbare, alle Weltkörper umschlingende Band!

Wie ausführlich dieses Buch des Lichtstrahles, sieht man daran, daß N. Lockyer, der bekannte Spektroskopiker, seit Jahren an einem Bild des Sonnenspektrums im großen Maßstab

arbeitet, das möglichst alle Frauenhoferlinien zeigen soll. Das fertige Bild wird über hundert Meter lang, und dazu braucht er über hunderttausend Beobachtungen und an zweitausend Photographien der Spektra verschiedener Elemente. Wie genau aber die darin enthaltenen Angaben, darüber ein weniges. Swan fand, daß die Spektralanalyse das Vorhandensein eines Zweimillionstel eines Gramms Natrium uns anzeigt! — Lang hat dasselbe von einem Fünfzigmillionstel Gramm Thallium nachgewiesen. — Kirchhoff und Bunsen aber, die deutschen Gründer der Spektralanalyse, haben durch sorgfältige Experimente gezeigt, daß ein in einer Flamme verbrennendes Dreitausendmillionstel eines Gramms Natrium noch sehr deutlich vermittelst eines Spektroskops erkannt wird, also eine Menge, die das Auge auch mit den besten Mikroskopen nicht mehr sieht, die der Geruchsinn nicht riecht, noch die Zunge schmeckt, und die weder die Sinne noch irgend ein menschliches Instrument mehr erkannten! — Man erschrickt vor dieser untrüglichen Sprache des Lichts, die auch das Verborgenste offenbart. Überdies fand Lockyer, daß die Spektralanalyse auch quantitative Analysen liefert; so konnte bei einer Gold-Kupferlegierung noch bis auf ein Tausendstel die relative Menge beider Metalle, auf Grund der Abnahme der Spektrallinien, geschätzt werden. Endlich zersetzte W. Brookes durch Spektralanalyse das für ein Element gehaltene Yttrium.

Diese Schrift des Lichts lernen wir immer besser lesen. Nicht nur beschreibt sie uns die chemischen Bestandteile entfernter Weltkörper, nicht nur sagt sie uns, ob eine tausend Millionen Meilen von uns entfernte Sonne sich uns nähert oder sich von uns entfernt, und mit welcher Geschwindigkeit sie es tut; sondern sie zeigt uns die periodisch erscheinende Verdoppelung gewisser Linien, ob der selbst in den stärksten Fernrohren un-

ermeßlich feine Lichtpunkt nicht doch aus zwei oder mehreren einander umtanzenden, oft riesigen Weltkörpern besteht. So Mizar, der mittlere Stern in der Deichsel des großen Wagens mit hundertundfünf Tagen Umlaufzeit, diese Riesensonne, an Masse siebzehnhundertmal die unsrige übertreffend, gleich fünfhundertundzehn Millionen Erden!

Und welche Horizonte eröffnet uns nicht die verblüffende Entdeckung Prof. Röntgens! Strahlen, die sich nicht ablenken, nicht durch Linsen sammeln lassen, die Metalle wie Glas durchdringen, Glas schwerer als Glimmer, Holz und Leder mit größter Leichtigkeit, eine neue Physik des Lichts!

Und doch nichts absolut Neues. — Schon Aristides, der Freund Marc-Aurels erzählt in seinen „Heiligen Reden", er habe seine inneren Organe gesehen; auch ägyptische Priester sollen dieses Sehen durch den Körper gekannt haben; Hippokrates erwähnt dasselbe; und ein langjähriger Freund des Verfassers, der verstorbene Hauptmann L., sah öfters in Gesellschaft oder im Konzert auf einige Augenblicke sämtliche Anwesenden als Gerippe, was ihm höchst peinlich war; also ein Röntgensches Sehen, was aber damals als bloße „Halluzination" achselzuckend beurteilt wurde.

Die geistige Bedeutung des Nachweises der Identität des Stoffs im Weltall können wir kaum ermessen. Wie vor wenigen Jahrhunderten noch selbst Gelehrte von noch nicht entdeckten oder nicht genau erforschten Ländern es für möglich hielten, daß sie menschenähnliche Ungeheuer mit einem Auge, oder Hörnern, oder bis auf den Boden hängenden Ohren beherbergten (siehe Mandeville's Livre des merveilles), so hielt man es noch vor hundert Jahren für möglich, daß im Weltraum es unbekannte und unbegreifliche Stoffe, ohne Analoga auf Erden, und stoffliche oder auch stofflose Zustände, Kräfte und Erscheinungen

gäbe. Wie wir dagegen jetzt erkannt haben, daß auf der ganzen Erde nur Abweichungen von feststehenden und schon erkannten Typen vorkommen, so erkennen wir mehr und mehr, daß auch in der ganzen Schöpfung nicht eine ungezügelte Phantasie, die das Wunderbare im Sonderbaren sucht, sondern eine logische und vernünftige, wenn auch reiche Entwicklung von wenigen auf Naturgesetze gebauten Grundtypen durchaus maßgebend ist. Während der Mensch mit unzähligen und ausgesuchten Mitteln meist nur sehr Einfaches zustande bringt, weiß Gott, wie wir es auf Erden sehen, mit sehr wenigen, mit den einfachsten Mitteln einen ungeheueren Reichtum der Erscheinungen hervorzuzaubern. So wenn durch bloße Stellung und Länge von drei Achsen die ganze Welt der Kristallformen entsteht! So wenn die Hunderttausende von Pflanzen samt allen Organen sich aus der einfachen Pflanzenzelle aufbauen. Und so auch im Weltraum! Die hundert Millionen von Sonnen, Planeten, Monden, Kometen usw., sie bestehen alle aus wenigen Elementen, die fast alle auf Erden schon vorkommen, denselben Gesetzen wie hier unterworfen. Die umeinander kreisenden Doppelsterne folgen genau den gleichen mathematischen Kurven wie das hier von einem Kind aufgeworfene Steinchen; dort wie hier bilden Wasserstoff und Sauerstoff durch ihre Verbindung Wasser, welches auch dort je nach der Temperatur entweder verdunstet oder gefriert. Dort wie hier rostet das Eisen bei Vorhandensein von Sauerstoff zu Eisenoxyd; dort wie hier ist die rote Farbe das Produkt von Vibrationen des Äthers, und geben gelb und blau gemischt grün; die Spektralanalyse belehrt uns, daß es auch dort wie hier Kupfer, Blei, Quecksilber, Eisen, Gold, Kochsalz usw. gibt, und endlich zeigen uns die aus dem Weltraum auf die Erde fallenden Meteoriten, daß auch im fernsten Raum diese Stoffe sich ganz nach den Gesetzen unserer Kristallographie

zu Kristallen gruppieren. Kurz, wir wissen jetzt, daß, soweit Stoff und Raum reichen, zweimal zwei gleich vier und die drei Winkel eines Dreiecks gleich zwei rechten sind; oder anders gesagt, daß Gott für seine ganze Schöpfung nur eine und dieselbe Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie gedacht hat.

Nicht mehr steht unsere Erde vereinzelt da, sondern unter den aus dem gleichen Stoff geformten und den gleichen Naturgesetzen unterworfenen Planeten oder Schwestererden ist sie nur ein harmonisches Glied der großen Sonnenfamilie, und sämtliche Planeten betrachtet nunmehr die fortgeschrittene Astronomie als schöne und gewaltige, einer und derselben Mutter entsprossene Individualitäten, die von dieser Mutter (Sonne) regiert, auch von ihr die Lebenskraft immer neu empfangen, die auf ihrer Oberfläche Tausende von Lebensformen erzeugt; womit der Gedanke nahe gelegt wird, daß diese nach gleichen Gesetzen wie die unsrige eingerichteten Welten auch dem gleichen Zweck dienen sollen, nämlich feste stoffliche Punkte im Raum zu bilden, wo der an den Stoff gebundene endliche Geist sich bis zu selbstbewußten Wesen individualisieren kann, die sich, ihren Schöpfer und den Zweck ihrer Schöpfung erkennen, wobei freilich auch wieder nach Analogie unserer Erde es sich bei jedem einzelnen dieser Weltkörper fragt, ob der Zeitpunkt bereits gekommen oder gar schon vergangen sei, in dem diese höchste Individualisierung des Geistes stattfindet.

Und noch ein Großes scheint uns der Lichtstrahl ankünden zu wollen. Die vier, neuerdings fünf Typen der Fixsterne zeigen von den roten bis zu den weißglühenden hinauf immer höhere Temperaturen; merkwürdigerweise aber auch eine stete Vereinfachung oder Dissoziation der Elemente. Auf den heißesten Sonnen gewinnt die Wasserstofflinie so sehr an Bedeutung, daß es nach Lockyer sich fragt, ob nicht bei genügender Hitze

alle unsere sog. Elemente sich in diese Grund- und Urform des Stoffs auflösen würden. — Das sind große Gesichtspunkte. — Ist die größte Entdeckung des vorigen Jahrhunderts die Einheit und die Erhaltung der Kraft, so dürfte die nicht minder große Entdeckung von der Einheit des Stoffes dem jetzigen vorbehalten sein. Damit ist freilich die so lange angestrebte Kunst, Metalle zu permutieren, Gold und auch Diamanten zu machen, nicht zugleich gefunden, da wir wohl niemals die zur Dissoziation der Metalle nötigen Hitzegrade, wie sie auf Fixsternen vorkommen, nur annähernd erzeugen können. Es dürfte nicht in Gottes Absicht liegen, daß der Mensch sich von diesen Bedingungen der Existenz frei mache, deren Aufhebung für die Entwickelung der Menschheit bedeutende Folgen hätte, deren geringste die nahezu völlige Entwertung der edlen Metalle sowie der Edelsteine wäre.

* * *

Zu einer ebenso großartig vereinfachten Erkenntnis der Pflanzen- und Tierwelt hat uns das Mikroskop verholfen. Mit Erstaunen haben wir durch dasselbe entdeckt, daß die Tausende und Tausende von Pflanzen und Gewächsen, ihre Wurzeln und ihre Blätter, ihre Blüten und ihre Früchte aus einer einzigen Form aufgebaut sind, der Pflanzenzelle. Dieses meist mikroskopisch kleine, manchmal einige Millimeter große Säckchen aus hornartigem Stoff ist es, das bald außerordentlich dünnwandig im Fleisch der Erdbeere, bald mit verdickten Wandungen wie im Pfirsichstein, in allen Farben erglänzt, je nachdem es mit bloßer Luft, wie in der Lilie und allen weißen Blüten, oder mit verschiedenfarbigen Flüssigkeiten gefüllt ist, oder grün im Gras und Blatt, wenn in seinem farblosen Saft zahlreiche grüne Chlorophyllkörner schwimmen. Dieses runde Säckchen ist es, das im befruchtenden Pollen als selbständiges, zierliches, geripptes, stachliges, vieleckiges

Kügelchen entsteht, das durch gegenseitigen Druck sich zu Hexagonalzellen gestaltet wie im Holundermark, oder zu langen zylindrischen Formen im Stengel sich streckt, ja durch Resorbierung der Wände zu langen Gefäßen und Röhren wird. In ihrer Wandung bilden sich nur leicht zugedeckte Poren oder Tüpfel und erleichtern das Einsaugen und das Ausschwitzen der flüssigen Nahrungsstoffe, und auch diese Tüpfel vereinigen sich und bilden lange Spiralspalten, während die Verdickungen der Wand zu zierlichen Fenstern, Treppen und Spiralformen werden, wie im Farrenkraut und in der Balsamine. Die Zelle, nur die Zelle und überall die Zelle, das ist der Baustein, aus dem Gott die Pflanze konstruiert hat, den Pilz und die Palme, die Rose, das Moos und die Meeresalge, die Kartoffel und die Traube.

Nicht minder einfach baut sich das Tierreich auf, auch aus Millionen von mikroskopischen Zellen. Zellen sind unsere Haare und die im Mikroskop so zierlichen der Maus und Fledermaus, Zellen sind unser Herz und unser Hirn, unsere Knochen und unsere Haut, und wie Pollenzellen in den Staubbeuteln, fließen Millionen von Zellen als Blutkörperchen in unseren Adern. Und wie die Stoffe aus Millionen von Atomen nnd die Himmel aus Millionen von Sternen, so ist unsere Welt, das Wasser und die Luft und der Erdboden, das hat uns auch das Mikroskop gelehrt, von Millionen und Billionen von einzelnen Zellchen erfüllt, von deren Dasein die Menschen Jahrtausende lang keine Ahnung hatten, jedes ein Keim, ein Ei, ein Same, zugleich ein Wesen, nicht Tier und nicht Pflanze, und doch mit furchtbarer Lebensenergie begabt; sie erzeugen furchtbare Gifte, vernichten Millionen von Fischen im Meer, von Pflanzen und Insekten auf dem Lande; und auch die Menschen fallen vor ihnen wie Gras vor der Sichel, wenn sie als Pest, schwarzer Tod, Cholera auftreten. Geheimnisvolle und unheimliche Existenzen! und solche

Zellchen, mit einem Zehnmillionstel eines Tröpfchens gefüllt, erzeugen unsichtbare Samen oder spalten sich, manche stündlich, in zwei, vier, acht, sechzehn usw., eine Fruchtbarkeit, wie wir sie sonst weder auf dem Land noch im Meer kennen. Was sind Pflanzen, die im dritten Jahr dreißig Millionen Abkömmlinge erzeugen, oder ein Fisch mit sechs Millionen Eiern gegen diese Vibrionen, Monaden, Bakterien, Bazillen und Mikroben, von denen hundert Millionen auf ein Kubikmillimeter gehen und die durch stete Verdoppelung in acht Tagen viele Trillionen Individuen erzeugen können.

So finden wir, daß je mehr wir in die Tiefen des irdischen Stoffes und der Organismen einerseits, anderseits in die Weiten des Weltalls eindringen, stets und überall größeres Wissen mit Vereinfachung gleichbedeutend ist, mit Zurückführung auf wenige Stoffe, Kräfte, Formen, ja auf einen Stoff, eine Kraft, eine Form, und immer mehr gipfelt die Schöpfung in dem großen Eins, auch philosophisch eine bedeutsame Tatsache.

Aus der zunehmenden Erkenntnis des Stoffes, seiner Kräfte und seiner Gesetze entstehen die Entdeckungen, welche die Menschen in Erstaunen setzen, die Dampfmaschine, der Telegraph, das Telephon usw. Diese und noch andere bisher nicht in die Praxis getretene und Gemeingut der Menschheit gewordene, oder schon geahnte aber noch nicht entdeckte sind es, die in den nächsten hundert Jahren der Welt und dem äußeren Leben auch des Einzelnen ein von der Menge unerwartetes Gepräge verleihen werden.

Unsere erweiterte physikalische Weltanschauung hat uns in den Stand gesetzt, wunderbare Apparate wie Phonograph, Photophon (das die in eine Flamme hineingesprochenen Worte durch Spiegelung derselben auf weite Entfernung widergibt), Telephon, Mikrophon und Megaphon (von Edison erfunden,

mit welchem man sich bis zu drei Kilometer Entfernung bequem unterhalten kann) zu konstruieren; diese Apparate wirken erweiternd auf unsere Erkenntnis zurück und belehren uns, wie innig verbunden der Schall, das Licht und die Elektrizität, wie unbegrenzt ihre Wirkungen, wie sie nachklingen, wo unsere Sinne längst nichts mehr wahrnehmen, wie Töne und Klänge sich durch wellenförmige Linien mechanisch darstellen und fixieren lassen, so daß in späteren Zeiten die Enkel die Stimme des längst verstorbenen Großvaters beliebig oft werden hören können; womit die eingefrorenen Jagdhornklänge Münchhausens zur noch wunderbareren Wahrheit geworden sind. Und was sollen wir von dem neuentdeckten Radium und seinen rätselhaften Eigenschaften sagen, die uns eine ganze Welt von neuen Anschauungen über Materie und Elektrizität erschließen. Schon einige Milligramm dieses rätselhaften Stoffes erzeugen durch die Kleider hindurch schwer zu heilende Brandwunden, zerstören die Keimkraft der Pflanzen, heilen gewisse Hautkrankheiten und scheinen unaufhörlich und unerschöpflich Millionen von materiellen Teilchen oder Energiezentren (!) mit der unfaßlichen Geschwindigkeit von 160000 km in der Sekunde fortzuschleudern! „Man erachtet es als möglich, daß die Wärme des Erdinnern, sowie daß die Energie der Sonne und der Fixsterne durch radioaktive Stoffe produziert werden, und hat berechnet, daß 1 Gramm Radiumsalz pro 1000 Kilo Sonnensubstanz genügte, um die gesamte Strahlung des gewaltigen Himmelskörpers zu erklären" (Dir. Dr. Stengel).

Nicht weniger geheimnisvoll ist die drahtlose Telegraphie Marconis. Am Ufer stehen wir, vor uns die endlose Meeresfläche, es brausen die Wellen, es schreien die Möwen, es heult der Wind, daß man kaum das eigene Wort hört, und mit einem einfachen Apparat, mit ein paar Balken und Metallstücken fängt neben uns ein Mann Worte, Sätze, eine Botschaft auf, die ein

Mensch ihm von jenseits des Meeres durch die Luft sendet! Noch wunderbarer, als Marconi von Wales nach Ancona drahtlos telegraphierte! Über Land und Meer, Strom und Wald und Berg, über den Lärm der Weltstädte, über die hohen im ewigen Schnee stillen Gipfel der Alpen flutete unsichtbar, lautlos, unbemerklich die elektrische Effluvie und trug das Menschenwort über weite Länder hin. „Da möchte man ja wieder an Wunder glauben!“ rief mit Recht bestürzt ein Forscher.

Bemerkenswert und wichtig für den vorurteilsfreien Denker ist es, daß diese moderne und größere Naturanschauung sich bedeutsam und immer mehr der mystischen nähert. Daß unser auch leise gesprochenes Wort durch den Äther bis auf der anderen Seite der Erdkugel vernehmbar sei, auch von dort wieder zu uns zurückflutet, ja im Weltraum weiter und weiter hallt; — daß die Welt ein großer Phonograph, aus dem einst alle Worte, Klagen, Gebete und Flüche wieder herausschallen werden („die Luft,“ sagt J. Böhme, „wird einst alle Worte wieder von sich geben, zu deren Machen sie gedient hat“); — daß alles Leben und Weben auf Erden Produkt der Einwirkungen und der Effluvien der Gestirne, zunächst der Sonne, und daß der Weltraum und zugleich der ihn erfüllende Weltäther oder wahre Stoff der Behälter, die Quelle und Mutter aller Kräfte sei („Gottes substantielle Gegenwart,“ schrieb ein Mystiker, „ist der Raum, von lauter göttlichen Kräften erfüllt, darum nennt ihn die Bibel ‚den Raum seiner Stärke‘“ Ps. 150); — daß Kraft Licht ist und Licht Kraft, und daß Kraft und Geisteskraft nicht vernichtet werden kann; — daß alle irdischen Elemente aus einem reinen Element entstehen, und daß diese Entstehung auf den Sternen geschehe; — daß jeder Körper Licht ausstrahlt und keiner ganz finster ist; daß es Lichtstrahlen und folglich auch ein Schauen gibt, das die dichtesten Hüllen

und selbst Metalle durchdringt; — diese mystischen Lehren sind heutzutage, dank dem Fortschritt der Naturwissenschaft, nicht mehr, wie noch vor hundert Jahren, völlig ungereimte, einen Menschen in Geruch der Unzurechnungsfähigkeit bringende Vorstellungen. Und auch das im tiefen Schauen von J. Böhme Erfaßte hat sich bewährt, nämlich, daß jeder Stern verschiedene Natur, Kraft und Eigenschaft besitze, — innerhalb der fünf großen, bisher bekannten Typen zeigt jeder Stern ein anderes Spektrum —, daß viele Sterne unsichtbar, daß im Feuer die innerste Natur eines Dinges sich offenbare; endlich daß die Zahl und Zahlverhältnisse allen Eigenschaften des Stoffes zu Grunde liegen.

* * *

So wird unsere Zivilisation und unser geistiges Leben immer mehr von einer großartigen, die zahllosen Erscheinungen auf wenige Fundamentalgesetze und Ideen zurückführenden Naturanschauung getragen und gefördert.

Diese unsere Zivilisation äußert sich mitunter da am klarsten, wo mancher es nicht vermutet. So im heutigen Bedarf an Papier und Eisen. Was wären wir im zwanzigsten Jahrhundert ohne Papier? Papier ist das im Chinesentum so hoch verehrte, geduldige Sein an sich, das der Offenbarung des Seins für sich harrt. Langsam kam es von China her; anno 650 nach Samarkand; 800 nach Bagdad; 1100 nach Kairo und erst im Jahre 1340 wurde die erste Papierfabrik in Frankreich gegründet. Und wie die Chinesen auch aus Bambusfasern und Baumrinde Papier machen, so fangen wir wieder an auf Tiroler Tannen, französische Weiden und Silberpappeln und auch auf Alfa (afrik. Grasart) und Stroh zu schreiben. Warum wir dessen

so unermeßlich mehr als unsere Ahnen brauchen, ist nicht ganz klar. Mehr als sie denken wir ja nicht; aber wir denken nicht für uns, sondern für und mit anderen; anstatt unser Denken zu stauen, bis es sich im seltenen, aber breiten, behaglichen Brief ergießt, ziehen wir vor, es in Postkarten zu spritzen, davon anderthalb Tausend Millionen jährlich. So kommen wir nach Neapel, machen einen Ausflug nach Capri. Schnell eine Karte nach Haus! — „Blaue Grotte gesehen, wundervoll! Lauter Azurblau und Ultramarin; aber die reine Halsabschneiderei; cinque lire per Bootstunde! Addio! — P. S. Wetter gottvoll! Morgen mehr vom Vesuv!“ — Damit verduftet der Eindruck, die Erinnerung schwächt sich ab und die beabsichtigte eingehende Beschreibung holt man niemals nach. Die Blüte des Epistolarstils ist vorbei; immer mehr wird die Postkarte und das Postbillet den Brief verdrängen, und schon jetzt gehört eine Korrespondenz, wie die bedeutenden Menschen des vorigen Jahrhunderts sie führten, zu den Seltenheiten. Auch das Buch verschwindet. „On ne lit plus de livres“, klagen die Pariser Buchhändler. Die leichte Novelle, das illustrierte Familien- und Witzblatt und vor allem die Zeitung verdrängen das Buch. Gebildete legen sich keine Bibliothek mehr an. Alle Ideen liegen in der Luft, können auf der Straße aufgelesen werden, sind Gemeingut aller. Auch das hat seine zwei Seiten. Noch weit mehr dürfte sich der Bedarf an Papier in unserem Jahrhundert steigern, denn dasselbe wird, wie schon lange von den Japanern, immer mehr technisch verwertet. Schon verfertigen die Amerikaner daraus Eisenbahnräder, Fässer, Vasen und Rennboote; in Europa ist die Kuppel der Sternwarte von Greenwich und ebenso die des prächtigen Justizpalastes von Brüssel solid und leicht aus Papiermaché gebaut, und der Stadtrat Londons hat dessen Anwendung für öffentliche Gebäude gestattet.

Dem Papier gegenüber gibt uns das Eisen, richtiger der Stahl, der jetzt ebenso billig direkt vom Gußstahl hergestellt wird, den nötigen Halt, den Rückgrat. Wir leben im eisernen Zeitalter. Mit 60 Pfund Eisen schützte sich früher ein Ritter gegen feindliche Speere; heute schützen wir Schiffe und Türme mit Millionen von kg Stahl, mit $^1/_2$ m dicken Panzerplatten, von denen eine 30000 kg wiegt und an 60000 Mark kostet, gegen fünfhundertpfündige Granaten aus 40000 kg schwerem Geschütz. Dazu umspinnen wir die Erde mit einem Gewebe von Eisendrähten und Stahlschienen, auf denen Tag und Nacht Tausende von eisernen Pferden schnauben, während riesige stählerne Walfische durch die Wellen aller Meere schwimmen.

Von jeher hat der Kampf mit dem Feuer und mit dem Metall dem Menschen imponiert; der Schmied war stets auch der Held, wie der erste, Tubal-Kain, bei den Römern zum Gott wurde. Aber was bedeuten die kleinen Essen früherer Zeiten gegen die Hochöfen eines Krupp oder Schneider in Creuzot; oder die früheren Hammerschmieden gegen die Riesendampfhammer von 100000 kg Gewicht, die die Erde auf 4 Kilometer ringsum erschüttern, bei deren Schlägen entfernte Häuser wanken und Risse bekommen, gegen die hydraulischen Pressen mit 5000000 kg Druckkraft, welche 20 Fuß lange, fußdicke glühende Panzerplatten sanft und lautlos zusammendrücken, umbiegen oder wie Kuchenteig zerschneiden!

Dabei heben und tragen leichthin durch Elektrizität bewegte Riesenkranen, so in Creuzot, Gußeisen- und Stahlblöcke im Gewicht von 300000 kg dahin und dorthin, und die deutsche Industrie hat eiserne Schleußtore an den Nordostseekanal geliefert, wovon jeder Flügel 100000 Zentner schwer ist, sage zehn Millionen Pfund! Und dabei vereinigt diese Eisen-

industrie mit den kolossalsten Gewichten und der gewaltigsten Kraft die zierlichste und feinste Ausführung. Die ungeheueren Dampfhammer knacken ebenso gut eine Haselnuß ohne sie zu zerdrücken; dicke Baumstämme aus Stahl werden auf Drehbänke gespannt, um spiegelblank gedrechselt und vermittelst des Palmerrades auf ein Hundertstel eines Millimeters (!) genau zentriert zu werden.

Großartig ist schon die Gewinnung des Metalls. Während im vorigen Jahrhundert ein 12 Fuß hoher Hochofen 1000 bis 1500 kg Gußeisen täglich lieferte, gibt jetzt ein 75 Fuß hoher und entsprechend breiter 125000 kg täglich. Alle Stunden frißt so ein Feuerschlund 15000 kg Erz und Koks und speit dafür alle zwei Stunden 10000 kg flüssiges Metall aus; und das geht unaufhörlich, Tag und Nacht, Sonntag und Festtag weiter, denn ausgehen darf er nicht, so lange er lebt, etwa fünfzehn Jahre; dann erlischt er und wird abgebrochen. Und große Hüttenwerke haben sieben bis neun solche Hochöfen, erzeugen also täglich an eine Million kg Metall!

Indessen sind Eisen und Stahl, Kupfer, Zink, Aluminium und wie sie alle heißen, diese Stoffe mit verdächtiger Familienähnlichkeit, diese Abkömmlinge eines mächtigen Unbekannten und Radikals, vielleicht des geheimnisvollen ätherischen Wasserstoffes, oder des leidenschaftlichen, unersättlich gierigen Sauerstoffes — denn nach Professor Dewar wird fester Sauerstoff von der Magnetnadel angezogen — doch nur Substrate, Mittel und Agentien der geheimnisvollen Kraft. Eisen, Stahl, Metalle überhaupt, sind die zähen und doch biegsamen, schmied- und dehnbaren Formen des Stoffes, die am vorzüglichsten sich zum Träger der Kraft und der Kräfte eignen; weshalb ohne Metalle keine Zivilisation, und schon der Sohn Lamechs aus intuitiver Kraft und Vorsehung zugleich diese Metalle mit Feuersmacht

meisterhaft zwang, aus ihren erdigen Hüllen hervorzutreten und der Menschheit als Träger der Kraft zu dienen.

Kraft! das wollen wir! Können nicht zuviel davon haben! Wir haben ja entdeckt, wie biegsam und lenksam und dienstfertig, wie verwandelbar und verwertbar diese Kräfte, richtiger diese Kraft ist, die bald als Licht leuchtet, als Wärme glüht, als Blitz funkelt, als Sonnenstrahl freundlich erwärmt und Gewächse hervortreibt und Früchte reift, bald säuselt in der Orgel und vibriert in der Geigensaite, bald rauscht im Wasserfall, bald unsichtbar wie Luft in Riesenzylindern die Schiffsschraube treibt, bald im schwarzen Pulverkorn, im Dynamit und Melinit, oder als gelbliches Öl unschuldig, wie tot, hinschlummert, bis wir mit einem Fünklein, einem kleinen Stoß, ja einem bloßen Kitzeln ihre Wut entfesseln, um unsere Mitmenschen und ihre Werke zu vernichten. Seitdem wir sie kennen, diese Fee, zugleich furchtbarste Herrin und Magd, die auf den leisesten Wink paßt und gehorcht, hat sie es uns angetan. Kein Städtchen, bald kein Dorf, das sich nicht möglichst viel von dieser Kraft wünschte; möchte damit seine Straßen beleuchten, seine Häuser erwärmen, aber auch den Acker pflügen, das Korn abmähen, dreschen und die Ernte einheimsen. Denn zu langsam und zu selbständig werden uns im zwanzigsten Jahrhundert Ochs und Pferd. Haustiere wollen wir jetzt aus Stahl, vom Blitz belebt, die rastlos arbeiten, die nicht räsonnieren, nicht wollen, die nicht wie Kinder der Schonung und der Pflege bedürfen, die nicht krank noch altersschwach werden, die man, wenn sie zusammenbrechen, in den Hochofen zurückwirft.

Die Dampfmaschine war nicht übel als Übergang vom alten malerischen, klappernden, triefenden, moosbewachsenen Wasserrad her, aber wir können sie bald zum alten Eisen werfen; und ebenso die rußige, rauchende, rasselnde Lokomotive. Wozu

schweißtriefend gefährliche Kessel heizen, pflegen, schüren, und hundert Fuß hohe, rauchende Kamine bauen? Ist nicht die Welt voll Kraft? Wo ein Bach stürzt, ein Fluß fließt, wo der Wind über die Heide oder den kahlen Berggipfel weht, oder das Meer in Ebbe und Flut auf und ab wogt, da ist Kraft, nichts als Kraft. Und diese können wir mit Turbinen und Windmühlen, mit Schraubrädern, beweglichen Platten, auf- und absteigenden Schwimmern usw. abfassen und in Elektrizität verwandeln und diese Kraft, in Akkumulatoren aufgespeichert, kistenweise versenden oder wie einen Strom durch Kupferdraht 100 und bald 1000 km weit fließen lassen. Mit dem Rheinfall kann bald in Basel ein Schuhmacher seine Sohlen annähen, dazu bei Konstanz ein Bauer pflügen und ein Gelehrter in Zürich sein Studierzimmer beleuchten und erwärmen. Was werden vielleicht schon unsere Kinder für nützliche, ingeniöse, hübsche und törichte An- und Verwendungen dieser Kraft erleben, werden sicherlich auch ihre Photographie über den Ozean einem Freund oder einer Braut hinblitzen, werden im Taschenetui ein paar Pferdekräfte auf die Reise für alle Fälle mitnehmen, so um an einem Draht einen Berg zu erklimmen oder auf elektrischen Schlittschuhen windschnell zu laufen!

Das laufende Jahrhundert wird die Ära der Elektrizität einführen. Zwar genügt es nicht, diese die Welt erfüllende Kraft nur so aufzulesen, sondern es müssen durch Bewegung aus diesem Ozean der elektrischen Strömungen einige derselben zu unserem Dienst erregt und isoliert werden. So gehört zur elektrischen Beleuchtung eine umständlichere Kraftumsetzung als zur Gasbeleuchtung. Heizt man in geschlossenen Retorten Steinkohlen, so entweicht durch eine Öffnung das bis auf die Reinigung fertige Leuchtgas; bei der elektrischen Beleuchtung wird zuerst durch Verbrennung von Steinkohlen Wärme erzeugt,

welche Wärme sodann zuerst in Kraft, dann in Elektrizität und endlich in Licht umgesetzt wird. Indessen, wo Wasserkraft in der Nähe zu haben ist, wird sich diese in Licht verwandelte Naturkraft schließlich billiger stellen, als die zur Gaserzeugung von England oder Saarbrücken bezogenen Kohlen. Nicht Unmittelbarkeit also ist der Hauptvorzug der Elektrizität, sondern daß diese reinlichste (Rauch und Ruß sind nicht nur unangenehme Abfälle, sondern auch Kraftverluste) und unmateriellste aller Kräfte sich beliebig transportieren, führen, leiten und versenden läßt, und ebenso, daß sie durch noch sehr zu verbessernde Akkumulatoren beliebig aufgespeichert werden kann. Früher war eine Kraft lokal, schwer transportabel, und der Mensch wanderte nach der Kraftquelle hin; diese Kräfte glichen der schweren eisernen Münze des Spartaners. Mit Steinkohlen und Dampf trat die Goldmünze der Kraft in Zirkulation. Mit der Elektrizität ist das leichte Papiergeld und der Wechsel auch für Schall, Wort, Licht, Wärme und Kraft gefunden. Das alles können wir nun hin und her telegraphieren und werden es immer besser lernen.

Soviel sehen wir schon: Nach drei Richtungen hin wird die Elektrizität in der Zukunft Großes leisten. Erstens als praktische und gehorsamste Kraft und auch als Hausknecht und Mädchen für alles. Zweitens als bequemste Licht- und Wärmequelle. So läßt sich, sagt Prof. Häussermann, in einem Flammenbogen eine Hitze von 3000° erzeugen, wobei Quarz leicht schmilzt (die Wasserstoffflamme übersteigt nicht 1800°), und damit lassen sich die Carbiden herstellen: das Carborundum, als ein fast diamanthartes Produkt oder das Calcium-Carbid als höchst wichtiger Faktor zur Erzeugung von Alkohol u. a. aus unorganischen Stoffen. Drittens, und darin wird sie das Erstaunlichste leisten, durch Elektrolyse, d. h. die zuerst von Davy 1807

gefundene Zerlegung oder Spaltung der Elemente durch den elektrischen Strom nach dem positiven oder negativen Pol, wodurch zugleich eine Elektrochemie gegründet wird. Auf dieser merkwürdigen Eigenschaft des Stromes beruht die Galvanoplastik oder die Kunst, im elektrischen Bad irgend einen passenden Körper von beliebiger Gestalt mit edlen Metallen zu überziehen, wobei auch der Kern herausgezogen und jede Hohlform solid hergestellt werden kann. Noch wichtiger für die Zukunft ist die durch Elektrolyse bewirkte chemische Absonderung von gewissen Körpern, so in der Fabrikation von Chlorkalk, in der Scheidung von Aluminium aus Lehm. Endlich beruhen auf Elektrolyse das durch elektrische Ströme bewirkte erstaunlich rasche Bleichen von Wolle, Leinen, Wachs, Papier, die Reinigung durch Zersetzung des Kloakenwassers in großen Städten, das schnelle Gerben des Leders, das ebenso rasche Kochen und Reifen der Früchte, das Verleihen eines alten Buketts den jungen Weinen, ja das künstliche Altern von Resonnanzholz zur Herstellung wertvoller Geigen! Doch wird voraussichtlich eine ihrer schönsten Anwendungen darin bestehen, Wasser in Sauer- und Wasserstoff zu zersetzen, und zwar so billig, daß dieses zersetzte Wasser zum Brennmaterial der Zukunft wird. Also ein unerschöpflicher und einfachster Ersatz für die früher oder später ausgehenden Steinkohlen! Wobei jedoch nicht außer acht gelassen werden darf, daß Steinkohlen, diese aufgespeicherten Sonnenstrahlen, wie Stephenson, der geniale Erfinder der Eisenbahnen, sie nannte, durch bloße Anzündung zur Wärme- und Kraftquelle werden, während Wasser, weil innigere Verbindung, erst durch zersprengende Kraft zur Wärmequelle wird.

So wird, dem Telegraphen und Telephon entsprechend, die Elektrizität eine bedeutende Beschleunigung unseres Lebens be-

wirken und darin eine so unentbehrliche Rolle spielen, daß unsere Enkel sich verwundert fragen werden, wie einst ihre Ahnen ohne sie existieren konnten.

Und doch sind auch der Wasserfall, der Wind, die Ebbe und die Flut nur Übergänge und Vermittlungen; denn wir erkennen es ja schon, alle diese Bewegungen, alle diese Kräfte sind nur umgesetzte Sonnenwärme. Was diese Wärme für eine Kraftquelle ist, zeigt folgendes: Beim Verbrennen von einem Kilogramm Kohlenstoff entsteht soviel Kraft, daß sie ein solches Gewicht 400 km hoch emporschleudern könnte! Die Sonne, dies Bild der Gottheit, das ist die einzige Quelle der Kraft, die wir kennen. Jeder von ihr beschienene Quadratmeter empfängt zahlreiche Kalorien, unermeßliche Millionen davon die ganze Erde! Soviel wir wissen, gehen davon verloren alle diejenigen, unter denen die Sahara erglüht, alle die, die im Sommer die Dächer von Paris, London und Berlin, die piombi von Venedig so heiß machen. Verständen wir die Kunst — und wir werden sie lernen —, diese Kalorien alle zu verwerten, so könnten wir buchstäblich im Winter unsere Städte mit dem Überschuß der Sommerwärme heizen, wobei sie im Sommer dafür kühler blieben. Ebenso würde ein kleiner Teil der Hitze Ägyptens genügen, sämtliche Eisenbahnen und Schiffe im Niltal zu bewegen. Sollten wir einst mit Sonnenstrahlen die Sahara oder den Sudan regelmäßig begießen und mit prächtigen Springbrunnen versehen, so würden wir damit nur im kleinen nachmachen, was die Sonne im großen tut, sie, die nur aus dem Toten Meer allein täglich an vier Millionen Tonnen Wasser mehrere tausend Meter hoch pumpt. Denn die hellen Strahlen, womit diese schöne Sonne uns beleuchtet und erwärmt, Korn und Frucht reift und die Blumen malt, sind auch Strahlen der Kraft. Das Quantum solcher Sonnenkraft, das die kleine Erde

im Weltraum auffängt, ein winziger Bruch der ganzen stets in den Weltraum ausströmenden, beträgt für ein Jahr über zweihundertsiebzehn Millionen von Millionen Pferdekräften! Durch direkte Einwirkung auf die Pflanze allein bewirken schon diese Strahlen viele millionenmal größere Wirkungen als alle unsere Maschinen. Ideal der Zukunftstechnik wird es sein, direkt aus dieser Quelle aller Kraft zu schöpfen, und z. B. die Insolation in Elektrizität zu verwandeln, so in der Sahara zur Beförderung von elektrischen Bahnzügen usw. So werden wir immer mehr zu diesem Mittelpunkt der Kraft zurückkommen, was leicht ein langsames Zurückfluten der Menschheit nach den sonnenbeschienenen Ländern mitbewirken könnte, deren Bewohner einst, wie die Ägyptens, Assyriens, Palästinas, Mesopotamiens und Karthagos an der Spitze der Menschheit standen.

* * *

Die Keime der Zukunft liegen in der Gegenwart. Betrachten wir die logisch voraussichtliche Entwickelung dieser Keime und sehen wir einerseits von der biblischen Weissagung, andererseits von allen sozialen Fragen, ihrem Einfluß und ihrer Lösung ab, so läßt sich unschwer ein annäherndes Bild von der materiellen Entwickelung der Welt in diesem Jahrhundert entwerfen.

Vor allem wird der Verkehr eine von uns nicht geahnte Größe erreichen. Breitspurige, elektrische Bahnen werden entstehen, auf denen nicht mehr rasselnde Züge mit Rauch, Ruß und Geräusch sich bewegen, sondern einzelne, palastartige Wagen alle zehn Minuten sanft und geräuschlos abgehen werden, die bei Geschwindigkeiten von 150—200 km per Stunde, dank 50 cm hoher mittlerer Führung und weiterer Spur doch unentgleisbar sein werden, mit einem Zonentarif verbunden, der wie Dr. Perrot projektiert, gestatten wird, um eine Mark durch ganz Deutschland zu reisen. Von Schottland nach Ceylon, von London

nach Peking, von Petersburg nach der Kapstadt werden anstatt der kleinen, schmalen jetzigen Eisenbahnen, auf denen, in Kistchen verpackt, wir bequem zu reisen wähnen, Weltlinien entstehen mit Spurweiten von 10 m mit mehrfachen Schienen, die jede Entgleisung unmöglich machen und kolossale Geschwindigkeit ermöglichen. Darauf werden sich mit allem Komfort eingerichtete Hotels bewegen, und dazwischen oder hinten angehängt die fahrende Zukunftsvilla. Aus Aluminiumbronze oder Yrium oder auch aus Papiermaché aufgebaut, mit wärme- und kältedichter Zelluloidwandfüllung, mit reizendem Gärtchen und Laube auf dem terassenförmigen Dach, inwendig luxuriös eingerichtet, natürlich elektrisch beleuchtet und geheizt, aber auch mit Kälteröhren gegen die tropische Hitze versehen, auf Bestellung innerhalb acht Tagen um drei- bis viertausend Taler von berühmten Firmen lieferbar, wird sie dem Privatmann, dem Ingenieur, dem reisenden Geschäftsmann gestatten, sich mit Familie auf irgend einen Punkt der Erdkugel zu versetzen, ohne daß die Frau von ihrem Sitz im bow-window, noch der Mann von seinem Bureau aufzustehen braucht. In mittlerer Höhe des Kilimandscharo oder an der Meeresküste Ceylons angelangt, wird die Villa ausrangiert, an hübsche Lage geschoben und kehrt nach beliebigem Aufenthalt für die Saison nach Berlin oder Paris zurück. Daß sie auch samt Inhalt auf transatlantischem Dampfer zu kurzem Sommeraufenthalt unter den Eisbergen des Nordpols oder zum Walfischereisport am Südpol Passage nehmen kann, versteht sich von selbst.

Und daneben werden noch andere massivere Linien mit haushohen Magazinen und Reservoirs, mit Behältern von tausend Kubikmeter Inhalt, für Korn, Öl, Wein, Petroleum usw., den Welthandel besorgen, wobei die nicht pressanten Produkte, wie Eisenerze, Bauhölzer aus Sibirien, Granit- und Porphyr-

blöcke sich auf manchen Linien, so von Polen nach Peking (mit Ausnahme des Urals), der billigsten Kraft, der regelmäßigen Winde, bedienen werden. Wie auf dem Land, werden auch auf dem Meer die Hauptverkehrswege sich immer mehr akzentuieren, und es werden Hauptmeerstraßen entstehen, so zwischen London und der Kapstadt, Bordeaux und Panama, New York und Liverpool, von je fünfzig Seemeilen entfernten, festverankerten, schwimmenden Leuchttürmen aus Stahl oder besser Tobinbronze beleuchtet, die durch weiße Strahlen auf einer Seite und rote auf der anderen den hin- und herfahrenden großen Seefahrern den Weg weisen werden, während kleinere sich auf den See-Trottoirs zu halten haben, das einzige Mittel, um Zusammenstöße zu vermeiden. Zugleich werden diese Türme als Reservemagazine, Nachrichtenbureaus und Rettungsstationen dienen. Neben fahrenden Palästen und riesigen Magazinschiffen, die sturmsicher regelmäßig die Produkte eines Kontinents dem anderen bringen, werden die Ozeane auch immer mehr von eleganten Jachten befahren, wie ich sie in „Le Yacht de l'avenir" (Le Yacht. Paris 1884) geschildert habe, die, den Schwimmkäfer nachahmend, bald leicht auf den Gewässern tanzen, bald bei Annäherung des Sturmes oder um die Wunder der Tiefe zu erforschen, Segel und Masten einziehen und wasserdicht verschlossen auf den Boden sich senken und weiter krabbeln werden; die aber auch, vermöge ihres Dynamos, ans Land steigen können, sich den Stahlbahnen anpassend, um vermittelst des Windes oder der Elektrizität die Länder zu durcheilen, und endlich auf den Eisbankisen des Nord- und Südpols hitzige Wettrennen einzugehen. Welcher Abstand von den Zuständen im Jahre 1669, wo es in England keiner Postkutsche gesetzlich gestattet war, öfter als einmal in der Woche zu fahren, noch mehr als 30 engl. Meilen täglich zurückzulegen!

Dazu auf alle hohen Berge Elevatoren, wobei man sanft an elektrischem Kabel in bequemstem Luftcar hinaufschwebt; in die Tiefe aber, in das 3000 Fuß tiefe Eisenbergwerk von Falun und in Wielizkas Salzberg, in den Krater des Mauna Loa und des Kilimandscharo werden eben solche Tiefcars mit Asbestanzügen hinabsteigen, ein Höhen- und Tiefensport.

Auch für die Touristen wird bestens gesorgt. Nicht nur werden ihnen Touristenkarten, je für die alte oder neue Welt auf ein Jahr für alle Verkehrsmittel gültig und auf der anderen Seite mit Hotelmarken für je vierundzwanzigstündige volle Verpflegung (davon drei Klassen: I blau, II rot, III gelb), das Reisen sehr erleichtern, sondern die Hotelbesitzer der Zukunft werden sich in lockenden Plakaten überbieten:

Großes Spitzbergpolarhotel. — Von den ersten Architekten im riesigen Eisberg kunstvoll gehauen. Alles blaugrünes und kristallhelles Eis. Kältekur nach Prof. Pictet. Für Brust- und Magenkranke sehr zu empfehlen. — Junge, gezähmte Eisbären besorgen die Bedienung unter sorgfältiger Aufsicht.

Luftkurort Dawalaghirispitze: Durch Kehrtunnel absolut sicher zu erreichen. — Komprimierte Luft, schönste Aussicht der Welt. — Bei günstiger Witterung täglich Luftschiff nach Kalkutta.

Panzerjagdhotel in den Dschungeln! Für Sportsmen. — Beweglich mit sechstausendpferdigem Motor. — Filialhaus am Tschadsee. — Selbst Kinder und Frauen können jederzeit gefahrlos daraus Tiger, wilde Büffel und Rhinozeros schießen. — Jagdexkursionen im Gitterkäfig mit Dynamopropeller.

Großes unterseeisches Meerhotel mitten in der durch ihre Korallen- und Spongienbildung so berühmten Adria. — Aus den aus Glas gegossenen Ecktürmchen wundervolle Aus-

sichten auf Algenwälder und Madreporenbauten. Taucheranzüge mit unterseeischem Gewehr für Gäste stets vorrätig. Stete Verbindung mit der Oberfläche vermittelst Patenttaucherglocke. — — Und so weiter!

Hoffentlich wird auch nach und nach bei dieser riesigen Entwickelung des an sich unproduktiven Weltverkehrs ein regelrechter Anbau der Erde Platz greifen in Erfüllung des göttlichen Gebots: Bebauet die Erde! Denn alle nationalökonomischen Theorien und Systeme können an der Tatsache nichts ändern, daß der Mensch schließlich nicht lebt und noch nie gelebt hat von Steinkohlen, Gußstahl, noch geschliffenem Glas, nicht von Erwerb, noch Kunst, noch Industrie, sondern daß er Korn, Wein, Öl, Milch und Fleisch zu seiner Nahrung, Wolle und Baumwolle, Flachs, Hanf und Leder zu seiner Kleidung bedarf, daß also Ackerbau, Viehzucht und auch Fischfang den eisernen Bestand der Menschheit beschaffen müssen. Da wäre es gar schön, wenn die Völker auch nur anstatt des ewigen einen fünfzigjährigen Frieden schwören würden. Es könnten dann die Millionen von kräftigen Jünglingen, die jahraus, jahrein sich in der edlen und kostspieligen Kriegs- u. Mordskunst üben, sich nützlich beschäftigen, wie früher, teilweise wenigstens, die römischen Soldaten; könnten ganz Mesopotamien zuerst durch Anpflanzung von ein paar Millionen Eukalypten entfiebern, dann nach altem und bewährtem Plan kanalisieren, endlich ein paar Weltstädte und einige Dutzend andere darauf bauen und das Land wieder zu dem machen, was es einst war, eine Kornkammer und ein Garten der Welt; worauf man auf Staatskosten in diesen internationalen Staat die Hunderttausende von untätigen, unproduktiven und vielfach versauerten Menschen verpflanzen könnte, die unsere Länder überfüllen und darin keinen Platz an der Sonne mehr finden. Ist das geschehen, so könnten diese Regimenter ebenso an den Wieder-

aufbau Karthagos und die Kolonisation des einst so fruchtbaren Nordafrikas gehen. Auch hier könnten einige Millionen Menschen sich niederlassen. Darauf ginge es an die Bewässerung der Sahara durch artesische Brunnen und Bepflanzung mit Dattelpalmen (die Franzosen haben mit fünfhundert Brunnen und einer halben Million Palmen den Anfang gemacht); so daß ein Sack von dieser nahrhaften und gesunden Frucht und Gemüse billiger würde als ein Sack Kartoffeln. Endlich bliebe die Urbarmachung von so ziemlich ganz Südamerika, Anlegung von Wasserstraßen und Eisenbahnen in den unübersehbaren Wäldern zwischen Orinokko und Amazonenstrom und Bebauung der Pampas vermittelst elektrischer Pflug-, Säe- und Erntemaschinen. Dann hätte man Übervölkerung auf einige Jahrhunderte nicht mehr zu befürchten; hat man ja berechnet, daß die Erde, wenn vollständig bebaut, Platz und Brot für vierzigmal mehr Menschen böte, als sie jetzt beherbergt. Und zur Zierde der Welt und zum Nutzen der Menschheit ließen sich schließlich einige tausend Millionen Obstbäume verschiedenster Gattung, von der Kokospalme und Banane bis zur Mostbirne, auf Inseln und auf Heiden, in Prärien und Steppen und an Bergabhängen anpflanzen! Diese Krieger könnten daraufhin verschiedene nützliche Kanäle graben. Vor allem den von Panama, worauf der größte Stapelplatz der Welt an diesem Kreuzungspunkt für sämtliche Produkte von vier Weltteilen, Süd- und Nordamerika einerseits und Asien und Europa anderseits, entstehen wird, eine Stadt der Spekulation und des Mammons, der Habgier und des materiellen Gewinns, auch geistig ein Antipode des wahren Mittelpunkts der Welt, Jerusalem. Aber auch von Bordeaux nach Marseille, von Triest und Venedig nach Genua, von Leith nach Glasgow wären breite Kanäle als abkürzende Wasserstraßen wohltätige Unternehmungen; ebenso zwischen der Ostsee und dem

Schwarzen Meer, zwischen diesem und dem Kaspischen; und auch zwischen dem Schwarzen Meer und dem Persischen Meerbusen. Paris, Berlin, Rom werden, wie schon London, riesige Seehäfen, gegen feindliche Landung durch Stahlpanzerung geschützt. Endlich ließen sich verschiedene gigantische Brücken aus Yrium (dem Metall der Zukunft) zweckmäßig ausführen. Zuerst, wie schon projektiert, eine über den Kanal von Frankreich nach England, in zehn je zehntausend Meter spannenden Bogen mit 500 Fuß hohen Pfeilern, also wie die Türme des Kölner Doms, wobei Stahlkabel, durch Löcher der Stahlblöcke gezogen, Mörtel und Zement ersetzten. Dann von Italien nach Sizilien, sodann eine schöne und kühne, etwa aus einem Bogen, über den Bosporus, und ebenso von Indien nach Ceylon und auch von Gibraltar nach Marokko hinüber. Wird alles das auch schwerlich auf diesem Wege geschehen, so könnte immerhin einiges davon durch Aktiengesellschaften zustande kommen, die ihren Aktionären schöne Dividenden versprechen würden.

Nach der Entwickelung des Verkehrs wird es das Assoziationsprinzip sein, das erstaunliche Früchte zeitigen wird; denn wir haben kaum angefangen zu realisieren, was es heißt, das Geld, den Einfluß, den Willen von zehntausend Menschen auf ein Ziel zu konzentrieren. Auch im Privatleben wird die Stadt der Zukunft dieses Prinzip durchführen. Sie wird sich immer mehr uniformieren und nach einheitlichem Bauplan und polizeilichen und hygienischen Verordnungen zu einem stattlichen Häuserblock werden. Bis zu fünfundzwanzig und dreißig Etagen hoch werden gleichmäßige Bauten durch elegante Brücken und fire escapes verbunden sein, und auf ihren terrassenförmigen Dächern werden prächtige Gärten samt Lauben und Springbrunnen entstehen, in denen es Sitte wird, sich gegenseitig zu besuchen in 250—300 Fuß Höhe über der dem geschäftlichen

Verkehr überlassenen, ganz mit Glas gegen Regen und Schnee bedeckten Straße. Ja, vielleicht werden einzelne Städte der Zukunft, etwa an der Euphratbahn, aus einem einzigen 500 Fuß hohen und 3000 Fuß langen Hausblock bestehend, unter riesigem domartigen Glasdach stehen, mit vergoldeten Kupferspitzen funkelnd, welche die Elektrizität der Luft und der Gewitter zum ungeheuern Zentralakkumulator von 100000 Pferdekraft leiten werden, das Herz, aus dem Licht, Wärme, Kraft in den ganzen Bau fließen wird. Und dieser massiven Stadt des Geschäfts entgegen wird sich die zierliche, unter Laub und Blumen versteckte, aus Bronze und Glas aufgebaute Villenstadt als Stadt des Vergnügens entgegenstellen, wie beide Typen schon in Chicago und Arcachon entstehen. Immer mehr nähert sich jetzt schon die moderne Stadt mit ihrer Abzugskanalisation, dem Kreislauf in ihren Wasser- und Gasröhren, und ihrem nervenähnlichen elektrischen, von einem Zentralpunkt aus Kraft überallhin verbreitenden Netz dem Bau des menschlichen Körpers als ihrem Ideal. Alle diese Vermutungen wird die Zukunft noch weit übertreffen. Wie wurde noch vor nicht hundert Jahren über die ersten Eisenbahnen gespottet: eine abenteuerliche, verrückte Idee! nie ernstlich zu verwerten; dazu gefährlich, auch für die Feldfrüchte; man sollte diese Bahnen durch hohe Bretterverschläge gesetzlich einschließen! Und ebenso über die ersten Dampfschiffe; noch vor fünfzig Jahren hieß es: brauchbar allenfalls auf Flüssen und Seen; aber nicht auf dem Ozean; zwischen Europa und Amerika stets unmöglich! — Der Mensch ist nicht nur im Göttlichen, sondern immer und überall ein Kleingläubiger.

Auch im täglichen Leben und im Hause werden die Resultate der Assoziation sich fühlbar machen. So in der Abschaffung der Privatküchen. Man wird es im Jahre 2000 nicht begreifen, daß

in einer Stadt von hunderttausend Bewohnern einst täglich in zehntausend Küchen zehntausend Mägde mindestens viermal des Tages zehntausend Zündhölzchen, also vierzigtausend verbrauchten, um mit Mühe und Not vierzigtausend Feuerlein in zehntausend Herden anzuzünden, wobei ein ungeheueres Kapital an Küchenbau und Küchenraum, Küchenherden und Küchengeschirr, Brennmaterial und auch an Köchinnenunterhalt und Lohn verloren ging, um mit Lärm, Ruß, übelen Gerüchen, Spülicht, Asche und Abfällen aller Art, unvollkommen und langsam das zu kochen, was eine große Zentralkochanstalt, besonders mit elektrischen Schnellkochern, mit höchstens zweihundert Köchen zweckmäßiger, schneller, besser und vor allem weit billiger für die ganze Stadt besorgen könnte, wie jetzt schon auf einem Kriegsschiff mit siebenhundert Mann Besatzung oder in großen Volksküchen zu sehen. So kann in der Küche des neuen Reichstagsgebäudes in durchaus sauberem Raum, am blanken, 5 m langen Herd mit zwei Bouillonkesseln à je 320 Liter und sonstigem Zubehör, von wenigen Köchen ein Festessen für dreitausend Teilnehmer mit Gas, ohne Rauch noch Ruß, bereitet werden. Bedenkt man, daß diese Leistung im bürgerlichen Leben von dreihundert Küchen mit dreihundert Herden und Feuern und dreihundert Köchinnen kaum, und jedenfalls weder so schnell, noch so gut, noch so billig zu erzielen wäre, so sind hier die Vorteile der Assoziation einleuchtend.

Vielleicht interessiert's eine Hausfrau, sich diese Zukunftshaushaltung vorzustellen. Um sieben Uhr morgens erscheint im Rähmchen an der Wand in Teloschrift die Speisekarte, je nach Abonnement, I, II oder III, fünfzig Speisen à zehn Pfennig die Portion enthaltend. Die Frau wählt und tupft elektrisch daraus die Zahl der Speisen an, die ihr abonnementsmäßig gestattet sind. Um fünf Uhr abends (um zwölf Uhr kalter Lunch) läutet's

330196B

im eleganten Speisekasten; da steht, durch elektrischen Elevator befördert, das ausgezeichnete Essen. Nach der Mahlzeit wird das Geschirr in den Kasten gestellt, und ebenso geheimnisvoll wieder abgeführt. Wie einfach! Dabei weiß die Zukunftsfrau stets genau, wieviel sie für die tägliche Nahrung ausgibt, der Herr kann sich nicht mehr über schlechtes noch verspätetes Kochen beklagen; die Wohnung bleibt sauber, und auch darin, daß die Köchin abgeschafft ist, wird sich die Frau schließlich schicken. Ja! was sollen wir Frauen dann mit unserer Zeit anfangen? rufen vielleicht einige. Nun, unsere Großmütter meinten auch einst, wenn sie nicht die ganze Leib-, Tisch- und Bettwäsche selber spännen, dazu ein- oder zweimal die Woche Brot büken und ebenso große Wäsche und Bügelei hielten, so sei ihr Leben leer und zwecklos! Frauen wissen immer sich mit vielem oder mit wenigem zu beschäftigen. Daß von Ungeheuerlichkeiten wie Wäsche und Bügelei im Zukunftshaus nicht die Rede sein kann, ist klar, schon wegen der Papierwäsche; vielmehr wird ein echter Waschzuber oder ein Bügeleisen vom Antiquitätenhändler oder Kuriositätensammler teuer bezahlt.

Auch betreffs der Heizung stehen wir mit unseren so unvollkommenen, rauchenden, rußigen und riechenden, Asche und Schlacken hinterlassenden Öfen noch am Abc der Heizkunst. Große, prächtige Opakglasgloben, wahre Sonnen der Wohnung, in denen, wie oben bemerkt, durch Elektrizität zersetztes Wasser brennt, diese absolut reinliche, mit bloßem Druck einzuleitende und regulierbare Heizung wird nicht mehr lange auf sich warten lassen, und Kamine und Kaminfeger werden bald in Bilderbüchern von unserer Nachkommenschaft mit einiger Scheu als unheimliche Anhängsel „eines finsteren neunzehnten Jahrhunderts" betrachtet werden.

* * *

Der Riesenverkehr und die zunehmende Assoziation der Zukunft wird als unabweisliche Folge eine großartige Ausgleichung des Denkens und Fühlens und Dichtens aller Völker untereinander herbeiführen. Dieselben Sitten und Kunst- und Naturanschauungen, Rechts- und Religionsbegriffe werden immer mehr, die guten wie die schlechten, zum Gemeingut aller Menschen. Die geistigen Mauern und Schranken werden fallen, der Kosmopolitismus immer mehr zum Standpunkt der Gebildeten werden und die Nationen eine große Familie, freilich leider noch von feindlichen Brüdern bilden. Immer mehr werden die maßgebenden Völker, Deutsche und Engländer, Franzosen und Russen wie ihre geistigen, so auch ihre geographischen Grenzen erweitern und notgedrungen in Weltkolonisation Ventile für ihre Expansionskraft suchen. Und ebenso die gelbe Rasse, diese fünfhundert Millionen — ein Drittel der Menschheit! — wird wohl durch die sibirische Eisenbahn und den Panamakanal wie durch eine offene Schleuse sich in Europa und in den Atlantischen Ozean und in die angrenzenden Kontinente ergießen, und vielleicht mit leichter Mühe Südamerika erobern. Und eben dieses Wogen der Völker wird neue Konflikte heraufbeschwören, und selbst wenn nicht in Europa, werden in Afrika Deutschlands, Frankreichs und Englands, in Asien Rußlands, Japans und Chinas Interessen kollidieren.*)

Einen Hauptzug der Zukunft wird die durch eine Weltpresse vermittelte Weltfühlung für dieselben Weltinteressen bilden, und damit werden die letzten entscheidenden Kämpfe en masse der Menschheit unter sich um die Weltherrschaft und gegen Gott ermöglicht. Und das Evangelium wird gepredigt werden aller Kreatur. — Ebenso unabweislich werden alle Sprachen sich abschleifen, sich

*) Wurde anno 1895 geschrieben.

gegenseitig beeinflussen und durchdringen, werden wie die Menschen an Allgemeinheit und Objektivität gewinnen, an Subjektivität und Individualität verlieren; werden in Grammatik und Orthographie sich immer mehr vereinfachen, werden dadurch ärmer und stereotyper und dabei doch reicher an psychologischen Ausdrücken. Hunderte von noch nicht dagewesenen Wörtern für neue Verkehrsmittel, Maschinen, Schiffe, Apparate, Waffen, Kleidung, Tiere, Pflanzen, Gemüse und Speisen werden uns ebenso geläufig wie Beefsteak, Kognak, Sport, Marine, Farmer, Guttapercha, Alfa usw. Wohl werden in den Zukunftshotels die Zukunftstouristen eine Zukunftssprache reden, einem italienischen Salat und Potpourri aus den jetzigen bedauerlich ähnlich und deren Basis vermutlich das Englische als die praktischste, und, wenn von ihren unregelmäßigen Zeitwörtern und einigem anderen gereinigt, die am leichtesten zu lernende Sprache bilden wird. Hoffentlich wird dabei auch eine praktische Verkürzung unserer so umständlichen modernen Sprachen und dabei eine nicht unbedeutende Ersparnis an Zeit- und Kraft erzielt. Wörter wie „Kosmopolitismus", „Spektralanalyse" und „Elektrizität" sind schon für das neunzehnte Jahrhundert eine Schmach! Warum nicht, wie der praktische Londoner für Omnibus nur „bus" und anstatt Zoological Gardens nur „Zoo" sagt, auch anstatt E-lek-tri-zi-tät nur „El" gebrauchen, und von „Ellyse" und „Elstrom" sprechen? Von einer allgemeinen Weltsprache, Pura Lingua oder Volapük aber zu träumen, ist poetischer (?) Unsinn! schon weil niemals die Eskimo, Grönländer oder Irländer Wörter wie Samum, Elefant, Palme, Banane, Palankin, Moschee u. a., und umgekehrt die Bewohner der Sahara solche wie Kajak, Seehund, Wal, Pinguin, Eisblink sich aneignen würden. Ebenso auch weil und aus dem*selben Grunde* niemals eine Sprache gleichzeitig dem Alpen-

sohn und dem Beduinen, dem isländischen Fischer und dem schwäbischen Bauer verständlich wäre. Dagegen dürfte, ja muß für den Weltverkehr und für den Welthandel eine allen gebildeten Völkern gemeinschaftliche Tachographie (Schnellschrift) entstehen. Bedenkt man, daß die meisten Kauf- und Geschäftsleute zu ihrer ganzen Korrespondenz keiner sechshundert Grundausdrücke bedürfen, so sieht man ein, wie leicht man dieselben durch ebenso allgemeine Zeichen ausdrücken könnte, wie schon die arabischen Zahlen es für die ganze Welt sind. So würde ein- und dasselbe Zeichen: versenden, expédier, mandare, to send bedeuten, und ebenso ein anderes: Ware, marchandise, goods usw. Ist mit der Durchführung solcher Zeichen der Anfang gemacht, so wird sich bald von selber für jedes derselben auch ein Wort finden, und eine freilich engbegrenzte Welthandelssprache wird sich bilden.

Die Schule der Zukunft wird selbstverständlich nach den Fortschritten der Technik in der Art organisiert, daß der im Zentrum sitzende Schuloberst von seinem Armsessel aus an der Wand sehen kann, welche Plätze im ganzen Haus unbesetzt sind, und kontrollieren, ob ein Schüler in der und der Klasse aufsteht, um zu antworten; ebenso wird er nach Belieben per Telephon jedes Wort des Unterrichts und jede Antwort hören, auch in einer Camera obscura jeden Schüler vor seiner tachographischen Maschine sitzen sehen; und auch jedes Wort des Unterrichts wird vermöge des Phonographs registriert, damit ein Inspektor jederzeit kontrollieren könne, nicht nur, was gelehrt und was geantwortet, sondern auch in welchem Ton gesprochen wurde.

Aber diese Schule wird, was bedeutsamer, mit unserer ganzen Schultradition und Unterrichtsmethode brechen. Ob zwar, wie der Historiker Renan meint, in fünfzig Jahren niemand mehr Weltgeschichte studiert, mag dahingestellt bleiben;

so viel aber läßt sich mit Sicherheit annehmen, die Schule der Zukunft wird nicht mehr das Kennen und Können des Menschen auf das Kennen und Können längst ausgestorbener Völker, sondern auf die Gegenwart, auf ihre Anschauungen und ihre Anforderungen aufbauen. Wir stecken auf Gymnasien und Universitäten unsere Jünglinge in schöne Rüstungen hinein; der Helm mit wallendem Federbusch, der altertümliche Panzer und das zweihändige Schwert machen sich ganz gut bei Turnieren, resp. Examina, und mögen noch eine Zeitlang auch eine passende Bewaffnung für eine lebenslängliche, pensionsberechtigte Staatsanstellung sein; aber in anderen Karrieren und im praktischen Leben schießt jeder kleine Infanterist mit Repetiergewehr so einen Ritter auf 1200 m um und durch. Der Zukunftsschule wird es nicht einfallen, ihre Schüler gründlich von allem, was je in der Welt Merkwürdiges passiert ist, noch von allem, was alle weisen und klugen Menschen zu allen Zeiten darüber gedacht und gesagt haben, zu unterrichten, und ebensowenig von wissenschaftlich gebildeten Lehrern ihnen deren geistreiche Ansichten über Welt und Mensch in bewährten Denk-, Rede- und Schreibformen und Formeln zur Ausbildung, Ausschmückung und Ausdruck ihres Gemüts- und Seelenlebens beibringen zu lassen. Sondern der zwölfjährige, schon selbständige, wahl- und gesellschaftsfähige Zukunftsschüler wird zu seinen Lehrern sagen: „Sie haben mir um Geld praktische und handliche Waffen für den Kampf ums Dasein zu liefern; also Fakta, Data und Zahlen; zuerst die Gesetze der Mathematik, dann die der Natur, daneben ein paar Weltsprachen und drittens etwas Soziologie. Und das kurz und klar beisammen, am besten in Fragen und Antworten, deren ich mir täglich ein bestimmtes Quantum einprägen kann; zehn verwertbare Data per Stunde, à fünf Stunden täglich; macht jährlich 15000. Und nur nicht geist-

reich! Das Leben, die Welt ist nicht geistreich. Mit Ihrem Geist kann ich nichts anfangen, und habe ich selber welchen, so bedarf ich des Ihrigen nicht. Auch für Theorien und Systeme, Ansichten und Anschauungen, Konsequenzen und Folgerungen danke ich; kann mir selber welche machen; und ebenso für Ihre Aufsätze und Stilübungen; habe ich einmal einen Gedanken, so will ich schon das Wort dafür finden. Was Griechen, Römer, Skythen und Chinesen je über Gott und die Welt dachten, und wie es ihnen dabei erging, ist mir unendlich gleichgültiger, als was ich darüber denke und wie es mir dabei geht; also weg mit dem! Ich will in kürzester Frist, je nach Umständen und Belieben, eine Eisenbahn, eine Festung, ein Haus bauen können, eine Maschine oder einen brauchbaren Apparat erfinden oder verbessern, oder ein Schiff, ein Regiment, eine Schule kommandieren, oder eine Fabrik, ein Bank- oder Geschäftshaus leiten, oder auch Land kolonisieren, Schafzucht en gros oder Seefischerei treiben. Dazu brauche ich keine Ideale und keine philosophische Weltanschauung, sondern Energie, praktische Gewandtheit und positive Kenntnisse. Die muß ich mir mit fünfstündiger Arbeit täglich, alles in allem, aneignen; denn meinen Sport will ich auch haben. Die Pflege meines Gemüts- und Herzenslebens aber ist meine Sache; und ebenso meine Religion."

Auch das gesellschaftliche Leben dürfte sich etwas anders gestalten als das jetzige. Voraussichtlich und wie Amerika schon zeigt, werden zukünftig vielfach emanzipierte Frauen, von noch emanzipierteren Kindern beherrscht, sich dadurch schadlos halten, daß sie ihre geldmachenden, Herz und Schatz allabendlich im feuersicheren Safe einschließenden, nach Hause wohl Dollars, aber auch nicht eine gute, wahre oder interessante Idee mehr bringenden Männer mit gebührender Strenge und Gering-

schätzung behandeln. In den Mußestunden, die das Hotelgarnileben und die allgemein eingeführte nursery ihnen läßt, werden sie sich auf die belletristische Literatur legen; die ausschließliche Lektüre der Zukunft, das illustrierte Welt-, Familien- und Modeblatt, die wohlfeilen Eisenbahn- und Hausnovellen, die pikanten Extrablätter mit sensationellen Enthüllungen werden sie wohl allein besorgen, da der Zukunftsmann zu sehr vom Geschäft in Anspruch genommen wird, auch durch steten Umgang mit dem Dollar zu sehr abgestumpft, als daß er anderes als ein Börsenblatt schreiben oder genießen könnte. Ebenso wird voraussichtlich die Zukunftsdame sämtlichen Wohltätigkeitssport, die Aufsicht über die Zentralkochanstalten, die Administration der Spitäler, Armen- und Waisenanstalten, die pädagogische Leitung der Schulen, die Haus- und Stadtordnung, die Sittenpolizei, die Organisation des Gesellschafts- und Vereinslebens anstreben und wird dabei mehr und mehr auf Katheder und Kanzel steigen. — Vivat sequens!

* * *

An diesem Zukunftsbild wären noch manche Schatten aufzuweisen. — Wir sind stolz auf Dampfkraft und Elektrizität; aber der Dampf hat uns geschadet. Seitdem wir damit und mit Telegraph und Telephon so viel Zeit ersparen, haben wir zu nichts mehr Zeit; seitdem wir „Zeit und Raum überwunden" haben, ist unser Leben statt länger kürzer geworden. Unsere Großmütter, ich spreche aus persönlicher Erinnerung, buken selber das tägliche Brot, spannen selbst ihr Weißzeug; stickten nach eigen erfundenem Muster oder nach aus dem eigenen Garten geholten Blumen ihre Sofakissen und Teppiche und hatten dabei Zeit, mit ihren Töchtern dicke und gediegene Bücher zu lesen. Manche heutige Dame kommt kaum dazu, ein illustriertes

Familienblatt oder eine Frauenzeitung zu durchblättern. Die Elektrizität wird unsere Kinder noch ruheloser, zerfahrener, aufgeregter, nervöser machen; und doch ist geistige Ruhe der einzige Boden, in dem göttlicher Same aufkeimt. Leider wird infolge davon die Anwendung der Reizmittel und der Narkotika, des Alkohols, Opiums, Morphiums usw. überhand nehmen. Und ebenso der geistige Alkoholismus, dessen Symptome und Folgen mit denen des materiellen übereinstimmen. Stetes, immer wachsendes Bedürfnis eines neuen Reizes, einer An- und Erregung, und das in immer kürzeren Pausen (zukünftige Blätter werden wohl stündlich erscheinen mit einigen Extrablättern dazwischen), immer stärkere Dosen von pikantem, reizendem, spannendem Stoff, immer größere Ermattung nach dem Genuß und immer zunehmende Schwäche der geistigen Nerven und der Denkkraft; das sind jetzt schon die Anzeichen des ruheloſen geistigen Genusses. Auch Christen tun mit, leben in einem Wirbel von Vereins- und Komiteesitzungen, Konferenzen, interessanten Vorträgen, Missionsberichten, frommen Teeabenden und Singvereinen, lesen dazu Vereins- Missions-, Jugend-, Kirchen-, Schul-, Erbauungs-, Familien- und Parteiblätter, schreiben auch hinein und erschöpfen sich zu edlen und guten Zwecken in Fest- und anderen Reden. Einzelnen mag solche fieberhafte Tätigkeit beschieden sein; aber viele mahnen an das Wort der Griechen: „Zeus haßt den Allgeschäftigen!“ Ist es doch Naturgesetz, daß Bäume nicht fortwährend Früchte zeitigen und unaufhörlich abschütteln, sie ruhen den langen Winter hindurch; bei dem ewigen Frühling der Azoren gehen die meisten Obstbäume wegen ununterbrochenem Wachstum an Erschöpfung zugrunde.

Es ist überhaupt nicht einzusehen, was für ein absolut Gutes die kolossale Erleichterung und Beschleunigung des Verkehrs und

gebracht. Bewegung übt zwar auf den Menschen einen seltsamen Reiz aus, und wer mit Blitzzug eine abwechslungsreiche Landschaft durcheilt, kommt sich vor, als leiste er etwas. Aber Welthandel blühte auch zur Zeit der Phönizier und Karthagos, und auch die Kaufleute von Ulm und Nürnberg wurden reich, die mit schwerbepackten Saumtieren über die Alpen in wochenlanger Reise ihre Waren von Genua und Venedig brachten. Sieht man dagegen, wie die Passagiere eines Schnellzugs über eine Verspätung von zwanzig Minuten so unglücklich sind und eine Stunde nach ihrer Ankunft bummelnd und gähnend fragen, ob denn nichts los sei, so begreift man nicht recht, warum es dem Menschen so pressiert, aus einem Elend ins andere zu gehen. Das Wort einer Französin bleibt wahr: „en voyage on ne trouve que ce qu'on apporte" und der moderne Weltbummler ist durchweg eine gänzlich unbedeutende Persönlichkeit.

Das ist keine Frage, die ungeheuere Entwickelung des Verkehrs befördert die Charakterlosigkeit. Dem geistig Starken ist es gesund und förderlich, mit vielen und neuen Menschen zusammen zu kommen, viele und neue Verhältnisse, Sitten, Gebräuche und Anschauungen kennen zu lernen. Unter der wechselnden Form erkennt er überall dieselben ewigen Gesetze. Die Schwachen verwirrt's; es stört ihre Denkkreise; ihr oberflächlicher Glaube wankt sofort, wenn sie Andersdenkende hören, und beim ewigen Wechsel halten sie schließlich die Welt für einen großen Jahrmarkt, auf dem das meiste Schwindel, und jedenfalls alles Privatansicht sei.

Man übertritt eben nicht ungestraft Naturharmonien. Eine solche ist die Korrelation von Zeit und Raum in Beziehung auf das menschliche Denken. Die normale Raumüberwindung des Menschen ist die Geschwindigkeit des Fußgängers oder ein

Schritt in der Sekunde, wie die der Schnecke in derselben Zeit ein Millimeter. Wer eine Fußreise unter normalen Umständen gemacht, weiß, daß er dabei die größte Summe von Eindrücken gewonnen hat, anders gesagt, er ist in richtigem Verhältnis von Zeit zum Raum gewandert. Eine größere Geschwindigkeit mag an sich angenehm sein, nützt aber den Raum für den Geist nicht ausgiebig aus. Deshalb sind Dampf und Elektrizität nicht unmoralisch, ebensowenig wie Schießpulver oder Stahlindustrie; sondern wir sind zu ihrer richtigen Benutzung geistig zu schwach. Der gefallene Mensch versteht und vermag nicht diese Naturkräfte göttlich zu verwerten; er gleicht einem Kinde, dem man einen Tausendmarkschein schenkt, und das getrost die Figürchen für sein Bilderbuch herausschneidet. Solange er jene Kräfte dafür ansieht, als wären sie zum Geldverdienen da, denn alles sein Gewerb-, Industrie- und Welthandeltreiben geht doch auf nichts anderes aus, so schaden sie ihm mehr als sie ihm nützen. Einst wird auf der neuen Erde der höhere Mensch diese Kräfte nicht bedürfen, denn dort hat er sie in sich; dort ist er nicht nur ein Herr der Elemente und der Naturkräfte, sondern er leuchtet selbst wie die Sonne; er hebt die Schwerkraft auf; er fliegt, ist blitzschnell dahin und dorthin, ist selber Licht und Kraft, Blitz und Donner.

Ebensowenig dürfen wir uns durch die Vorteile des Assoziationsprinzips über seine Nachteile täuschen lassen. In absoluter Hinsicht wird damit nichts gewonnen; ein Tausendmarkschein ist nichts anderes als 100000 kupferne Pfennige. Es muß sogar bei der Assoziation eine Verminderung der Kraft stattfinden. Wie dichtgedrängte Bäume sich zwar gegenseitig Schutz gewähren, aber dafür sich nicht so vollkommen nach allen Seiten hinaus entwickeln wie ein einzelstehender, so auch

in geistiger Beziehung. Vereinigen sich zwölf Männer zu einem Komitee oder Direktorium, so werden bekanntlich die Beschlüsse deshalb nicht zwölfmal weiser, die Taten nicht zwölfmal kräftiger, sondern die individuellen Energien lähmen und neutralisieren sich meistens derart gegenseitig, daß weniger bei diesen Beschlüssen und dieser Tätigkeit herauskommt, als wenn ein tatkräftiger und einsichtsvoller Mann die Sache in die Hand genommen hätte; weshalb ein Luther, ein Bismarck, überhaupt ein starker Mann nicht auf Assoziationen ausgeht, sondern sie möglichst meidet, schwache dagegen stets durch solche sich zu decken suchen. So erwartet jeder im korrekten Verein Reden, niemand aber Taten. Dabei nimmt keiner voll und ganz auf eigene Schulter den Segen oder den Fluch seines Wortes und seines Tuns; zum mindesten teilt er sie mit seiner Partei, und was das für end-, farb-, saft- und kraftlose Reden, und wie ängstlich verklausuliert, abgestumpft und abgekantet die endlichen Beschlüsse, kann man täglich an Reichstags- und Kammer-, Synodal-, Kongreß-, Ausschuß- und Kommissionssitzungen sehen.

Ebenso im praktischen Leben. Ein moderner Lloyddampfer ist ein Triumph der Assoziation. Aber der Passagier I. Klasse und etwaige Aktienbesitzer, der als wertvolles Kolli eingeladen wird, um am Bestimmungsort unbeschädigt abgeliefert zu werden, hat zur Sache rein nichts zu sagen, fährt mit, wohin der Dampfer geht, und hat von diesem imposanten, kraftvollen und luxuriösen Ganzen nur eine verweichlichende Bequemlichkeit. Weit mehr leistet der einzelne Engländer oder Norweger, der mit selbst aufgetakelter Jacht allein oder mit ein paar Freunden kühn und mühselig den Ozean durchsegelt; weshalb jedermann ihn, niemand aber jenen Passagier bewundert. Wenn ein Sportsman mit Patentrifle und Ex-

plosivgeschoß in Afrika den wilden Elefanten auf hundert Yards niederstreckt, ist seine Waffe nicht sein Werk, sondern das Resultat vom Denken und Arbeiten von Hunderten, und der große Jäger Baker Pascha fühlte sich „wie ein kleiner Knabe“ vor einem Negerstamm, dessen Männer mit selbstgeschmiedetem Schwert zu zwei oder drei den Löwen in seiner Höhle aufsuchen und im Zweikampf erlegen. Oder kehren wir das Bild um; wer würde wohl als Robinson Crusoe auf einer öden Insel sich besser zu helfen wissen, der norwegische Fischer aus einsamem Fjord oder der hochgebildete Präsident einer Gesellschaft für Förderung von geographischen Entdeckungen mit seinem ganzen Komitee? So wunderte sich Dr. Kane, auf sorgfältigst und wissenschaftlich ausgerüstetem Schiff im Polareis mit erschöpfter Mannschaft blockiert, als sein junger Eskimoführer ihm erklärte, er wolle jetzt, allein durch Polarnacht, Schneestürme, Eisspalten und Eisbären hindurch, zu seinem wohl hundert englische Meilen entfernten Stamm zurückkehren, und heiter abmarschierte; kam auch wohlbehalten an!

So begibt sich bei der Assoziation der einzelne seiner Freiheit, seiner Macht und auch seiner Verantwortlichkeit zu Gunsten des Ganzen; dabei büßt er an Selbständigkeit, Tatkraft und Selbstvertrauen ein, und die Summa der mitunter großartigen und imponierenden Leistungen beträgt doch bei Licht besehen weniger als die der einzelnen. Das zeigt auch die Geschichte. So die der italienischen Republiken im Mittelalter mit dem heutigen zentralisierten Staat verglichen. Wo ist heute ein Städtchen wie einst Venedig, welches das Mittelländische Meer beherrschte und mit der Türkei Krieg führte; wie Florenz, das allein Papst und Kaiser bekämpfte, wie die Hansastädte, die es mit Dänemark und Schweden aufnahmen, oder mit Nürnberg an Kraft und Selbständigkeit vergleichbar?

Es ist eine natürliche Reaktion gegen die heutige Assoziationssucht, wenn neue Schriftsteller wie Ibsen predigen: Nur wer allein steht, ist stark! Aber auch diese Reaktion überstürzt sich. Gesetzt, es wäre dem Menschen überhaupt möglich, alles von sich zu werfen, so stünde er da, ein armer, nackter, verbitterter Egoist. Luther, Bismarck und einige andere waren und wurden stark, nicht durch Abwerfen von allem, sondern dadurch, daß sie mit und für Millionen dachten und wirkten. Wohl zu merken, ein organischer und hierarchischer Aufbau ist nicht die heutige Assoziation, sondern das Gegenteil.

Noch deutlicher zeigen sich die Schäden der Assoziation oder was dasselbe, der Ein- und Ver- und Zerteilung der Arbeit in der Fabrikation und mehr oder weniger in allem, was Industrie heißt, gegenüber dem individuelleren Landbau. Die ideale Fabrik ist die, wo der einzelne Arbeiter nur eine und dieselbe Bewegung den ganzen Tag ausführt; denn dabei ergibt sich die größte Summe von gleichmäßigen Produkten. Aber eben darin widerspricht sie der Natur, welche von jedem Organismus, jeder Lebenseinheit verlangt, daß sie alle Lebensfunktionen für sich und in sich besorgt. Obiges Streben, aus dem Menschen einen engsten Spezialisten zu machen, gibt, wie auch in der Wissenschaft, praktische Resultate, aber wirkt geistig schädlich; auch ein Beispiel vom Gegensatz zwischen Geist und Stoff. Deshalb hat diese Arbeitseinteilung mit und unter anderem den bitteren Sozialismus erzeugt. Einerseits fühlt der Mensch, daß er nicht dazu auf der Welt sei, eine und dieselbe Bewegung sein Leben lang auszuführen; anderseits tötet diese Mechanisierung des Menschen in ihm die Ahnung und Empfindung des Geistes; es findet eine Rückwirkung des Stoffes statt, und fast unvermeidlich kommt er zu dem Glauben, daß die Welt nur eine Maschine aus Kraft und Stoff sei; und zwar je radikaler er denkt, desto eher.

Merkwürdigerweise werden durch die Verbreitung des Assoziationsprinzips nicht, wie mancher erwartete, die Gegensätze zwischen Arm und Reich gehoben, sondern vielmehr verschärft; neben dem heimat- und besitzlosen Stromer haben wir heutzutage schon den Milliardär. Daß in der Zukunft das Geld eine noch größere Rolle spielen wird als jetzt, ist zu befürchten. Nichts verdummt aber so sehr, als der stete Umgang mit Geld. So hat Amerika uns unter anderen zwei Finanziers gezeigt, die mit nichts anfingen, Hunderte von Millionen hinterließen, und dabei und trotz aller Geriebenheit im Geldmachen geistig beschränkt, völlig herzlos und so ungebildet blieben, daß der eine nie lernte, einen Satz ohne Fehler zu schreiben. Auch was der „Ring" noch zeitigen wird, weiß man nicht; gesetzlich ist er kaum zu verhindern; warum sollen nicht einige Bremer Millionäre die Tabakernte in Porto Rico aufkaufen und sie zu beliebigen Preisen verkaufen? Der Boykott aber wird seine schönste Blüte treiben, wenn „niemand wird kaufen noch verkaufen können, er habe denn das Malzeichen oder den Namen des Tieres an der rechten Hand oder an der Stirne" (Offenb. 13, 16 und 17).

So hat auch die mit der Assoziation zusammenhängende Uniformierung ihre Schattenseiten. Wie praktisch, wenn einst nur eine Weltmünze, einerlei Rundreisebillett, eine Hotelsprache und einerlei Postkarte! und doch! . . . . . wenn einst alle Kellner der Welt an allen Tables d'hotes der Erde von Nowaja Semlja bis zur Magellanstraße in demselben Frack denselben Touristen in denselben Reiseanzügen denselben boeuf à la mode samt denselben pommes frites anbieten werden, wird die Welt etwas verloren haben.

Auch die Maschine, dieses Produkt des Denkens vieler, dieser geistige Petrefakt, rächt sich wie alle Schuld auf Erden.

Die Ägypter und Assyrer und Babylonier wußten wohl, was sie taten, als sie mit Hunderttausenden von Sklaven arbeiteten. Hätten auch Maschinen erfunden; erfanden ja die großen Bewässerungswerke für die hängenden Gärten, und die ägyptischen Priester ließen durch Dampfkraft ihre ehernen Tempeltore aufgehen, wenn das Feuer auf dem Altar brannte; aber zum Bau und Aufrichtung ihrer Tempel und Statuen, Sphinxe und Obelisken verwendeten sie lebendige Kraft und hätten es als eine Entweihung betrachtet, durch Maschinen tausendfältig ein Götterbild fabrikmäßig zu verfertigen. Sie verehrten die Individualität wie wir die Assoziation. Die Maschine rächt sich! Daß sie je und je mit heller Lust den Menschen, ihren Schöpfer, an die Mauer wirft, daß Blut und Hirn aufspritzen, oder, wie von einem plötzlichen Wutausbruch befallen, ihn packt, zerquetscht und ihm Glied nach Glied ausreißt, ist Nebensache. Schädlicher ist die durch diesen Triumph der Mechanik bewirkte Entgeistigung der Menschheit. Das Quantum Geist, das der Erfinder in eine Maschine hineinlegt, versteinert darin, wird latent und geht dem Ganzen und dem verloren, der sich dieser Maschine bedient. So hatten die Galeerensklaven mehr Gewinn von ihren übermenschlichen Anstrengungen und ihrem qualvollen Kampf mit Wind und Wellen als der Maschinist, welcher der Maschine tagelang zusieht und je und je an einem Hebel rückt oder Öl eintröpfelt. So verliert der an Geist, der sich der praktischen Schreibmaschine bedient, anstatt sich eine eigene, charaktervolle, ihm entsprechende Handschrift anzueignen; so auch der, der anstatt mit dem Kopf mit der wundervollen Babbage-Rechenmaschine astronomische und algebraische Rechnungen ausführt; so der, der mit der neuen Rotationsmaschine und elektrischen Belichtung täglich 1000 m Lichtbilder, sage 40000 (!) Kabinettbilder, fabriziert, anstatt eine tüchtige *Skizze nach der Natur* zu entwerfen. So tötet die mechanische

Photogravüre die herrliche, individuelle Kunst des Holzschnittes. So führen Telegraph, Phonograph und Telephon zur Mechanisierung des Wortes. Wir rühmen uns, den Stoff, die Zeit, den Raum zu besiegen; aber sie besiegen uns, denn sie sind unbesiegbar.

Endlich sind wir stolz auf unsere Fortschritte im alltäglichen Komfort, in der Behaglichkeit und Bequemlichkeit des jetzigen Lebens mit dem unserer Vorfahren verglichen. Auch darin erzeigen wir uns als wunderliche Heilige! Denn wir lehren unsere Kinder mit großem Ernst, wie Hannibals Krieger durch einen einzigen Winter des Wohllebens in Capua ihre Kriegstüchtigkeit und Unbesiegbarkeit einbüßten, wie junge Perser und Lazedämonier durch äußerste Abhärtung zu Helden wurden, und darauf hin schelten wir, wenn sie ohne Halstuch an der rauhen Luft oder gar ohne Hut in der Sonne stehen, und bemühen uns, sie so weichlich als möglich zu erziehen. Der Refrain unseres Weltgeschichtsunterrichtes lautet: „Sobald die alten Völker sich dem Luxus und dem Sinnengenuß ergaben, ging ihnen die antike Kraft und die ursprüngliche Tugend verloren." — So die Theorie! — In der Praxis aber geht unser halbes oder ganzes Streben darauf hin, unser Leben möglichst bequem, luxuriös und genußreich einzurichten. Tag und Nacht besinnen sich Tausende, wie sie durch Entdeckungen und Erfindungen, durch Fabrikation von zahllosen Artikeln und Artikelchen jede Mühe und Anstrengung, eine Bewegung oder ein paar Schritte ihren Mitmenschen ersparen können, um sie ja bequem und träg zu machen. Und wir freuen uns dessen, sind dankbar für jede solche Verweichlichung und sehen mit Geringschätzung und Selbstüberhebung auf Völker, die einst diesen Komfort verachteten, und die aus Prinzip und um stark zu bleiben, ein einfaches und rauhes Leben führten.

* * *

Aber bei und trotz allem sind wir im Grunde auch nicht kleiner als unsere Vorfahren! Ob wild oder zivilisiert, ob Grieche oder Deutscher oder Chinese, ob welterobernd oder lebenssatt im Weltschmerz weinend, ist und bleibt der Mensch, „dieser müde Gast auf der dunklen Erde," ein Großes, und diese Menschheit und ihre Geschichte ein Schauspiel für die Engel, die Elohim und die Teufel. Wie er sie sich nicht gegeben hat, so kann er sich seine Größe nicht nehmen. Er ist eine unabsetzbare Majestät von Gottes Gnaden. Auch seine Armut, seine Blöße, sein Hunger ist groß, so groß ja, daß die ganze Welt ihn nicht sättigt; und auch im Bösen ist er groß, groß seine Verkommenheit und seine Verworfenheit! Und weil er groß ist, so ist auch groß seine Weltanschauung, gleichviel ob die patriarchalische der Nomaden, die ästhetische der Griechen, die starke des Römers oder die naturwissenschaftliche der Jetztzeit. Denn stets legt er hinein sein großes Lieben und Hassen, sein großes Glauben und Nichtglauben, sein großes Hoffen, sein großes Leid und sein großes Zweifeln und Verzweifeln und ringt da, auch unwissend, mit Gott und mit dem Teufel um seine arme Seele, und möchte sie gern demjenigen auf ewig verschreiben, der seinen Hunger stillte, seinem Zweifeln, seiner Qual ein Ende machte.

Wie meistert dieser Sohn des Staubes, der einen kurzen Augenblick nur da ist, diese Natur, wie erkennt man an ihm den Herrn dieser Schöpfung! Er wägt und mißt das unsichtbar Kleine und die funkelnden Sterne und ihre Entfernungen, hat sich dazu Augen geschaffen, die im Wassertropfen eine Welt und am schwarzen Firmament Sonnenhaufen in unbegreiflicher Ferne schauen. Er reitet auf dem Feuer, und Feuer trägt ihn *durch* die Meere, schmiedet ihm seine Waffen, säet sein Korn,

backt sein Brot, webt seine Kleider, ein gehorsamer Knecht! Er zeichnet mit dem Lichtstrahl die unsichtbaren Sterne, die Kanonenkugel im Flug oder das Innerste des Menschen und spricht mit dem Blitz von der alten Welt zur neuen hinüber. So hängt und schwebt er im Weltall zwischen Unendlichkeiten der Kleinheit und der Größe, der Form und der Farbe; schwimmt im reinen Äther voll Kräfte und ist so schwach, in einer Welt voll Leben und der Tod nagt an ihm, in Lichtfluten und es ist ihm im Kopf so dunkel und so finster im Herzen. Gestern fiel er in diese Welt hinein, woher weiß er selber nicht, hat sich alsbald rastlos umgesehen, mit dieser Natur, mit dieser Welt gerungen, um sein bißchen Existenz und Nahrung sich im verzweifelten Kampf gewehrt, denn diese Natur will ihn vernichten, und morgen welkt er und läßt das Haupt sinken, und plötzlich ist er nicht mehr da; wohin er gefahren, wissen auch die anderen nicht; lassen sich's nicht anfechten, kämpfen und rennen und jagen weiter.

Dieses viertausendjährigen Rennens und Jagens immer mehr überdrüssig, die Unzulänglichkeit seiner Versuche, das irdische Leben harmonisch, erquicklich zu gestalten und der menschlichen Gesellschaft zu einem wenigstens friedlichen und geregelten Dasein zu verhelfen, immer mehr einsehend, seiner und der Menschheit müde, kehrt der moderne Mensch zur Natur zurück, hoffend in der Erforschung und Betrachtung ihres laut- und müheloſen Waltens, ihrer weisen und ewigen Gesetze etwas Frieden und einen Rück- und Anhaltspunkt für seine hin- und hergewehte Seele zu finden. Und auch hier kommt Gott ihm entgegen, möchte ihn durch seine Natur von seinen künstlichen und erkünstelten Einbildungen, von seinem Fieber, seinem Wahn und seiner Selbstsucht heilen, und schenkt ihm dazu Erkenntnis und große schöne Einblicke in diese wunderbare Schöpfung, „ob er Ihn darin finden möchte".

So ist uns das Weltall zu einem ungeheuren Ganzen und Eins geworden, von wunderbaren Kräften durchhaucht, von den tiefsten Tiefen des unendlich Kleinen im Atom bis zu den höchsten Höhen und Weiten des Raumes in den Nebelflecken reichend, alle menschliche Weisheit und Erfindung unermeßlich übertreffend, den Geist des Erdensohnes überwältigend, ja durch seine Macht und Größe fast erdrückend, und doch ein Bild, das die Seele eines jeden, der nur dessen Hauptzüge einigermaßen erfassen kann, mit Kraft und Lebensfreude erfüllt.

Das ist die heutige Welt- und Naturanschauung.

III.

Christliche Naturforschung.

Waren wir über das großartige Bild erstaunt, das uns das Weltall im Licht der jetzigen Naturforschung bietet, so fragt sich's nun: Wie verhält sich die Christenheit, worunter wir die Gesamtheit der wahren, nicht Namenchristen verstanden haben wollen, diesem großartigen, das gesamte Leben der Menschheit in unserem Jahrhundert immer mehr beherrschenden, von Gott wie alles Erkennen gewollten, von ihm dem Menschen nicht zum Schaden, sondern zum leiblichen und geistigen Nutzen geschenkten Natur- und Welterkennen gegenüber?

Daraufhin muß man leider antworten: Im allgemeinen nimmt die Christenheit dieser Naturkenntnis und Forschung gegenüber eine ihrer unwürdige und, wo nicht feindliche, doch kleinlich mißtrauische, halb spöttelnde, oder zum mindesten ausweichende, ablehnende Stellung ein.

Anstatt sich's etwas Zeit und Mühe kosten zu lassen, diese immerhin geschichtlich bedeutende Arbeit und ihre Resultate zu studieren, das Wahre vom Falschen, das Tatsächliche von der bloßen Theorie zu sichten, und dieser Naturforschung mannhaft zu widerstehen und sie zu widerlegen, wo sie falsche Schlüsse zieht, sich aber auch der großartigen und geisteserhebenden Hori-

So ist uns das Weltall zu einem ungeheuren Ganzen und Eins geworden, von wunderbaren Kräften durchhaucht, von den tiefsten Tiefen des unendlich Kleinen im Atom bis zu den höchsten Höhen und Weiten des Raumes in den Nebelflecken reichend, alle menschliche Weisheit und Erfindung unermeßlich übertreffend, den Geist des Erdensohnes überwältigend, ja durch seine Macht und Größe fast erdrückend, und doch ein Bild, das die Seele eines jeden, der nur dessen Hauptzüge einigermaßen erfassen kann, mit Kraft und Lebensfreude erfüllt.

Das ist die heutige Welt- und Naturanschauung.

III.

Christliche Naturforschung.

Waren wir über das großartige Bild erstaunt, das uns das Weltall im Licht der jetzigen Naturforschung bietet, so fragt sich's nun: Wie verhält sich die Christenheit, worunter wir die Gesamtheit der wahren, nicht Namenchristen verstanden haben wollen, diesem großartigen, das gesamte Leben der Menschheit in unserem Jahrhundert immer mehr beherrschenden, von Gott wie alles Erkennen gewollten, von ihm dem Menschen nicht zum Schaden, sondern zum leiblichen und geistigen Nutzen geschenkten Natur- und Welterkennen gegenüber?

Daraufhin muß man leider antworten: Im allgemeinen nimmt die Christenheit dieser Naturkenntnis und Forschung gegenüber eine ihrer unwürdige und, wo nicht feindliche, doch kleinlich mißtrauische, halb spöttelnde, oder zum mindesten ausweichende, ablehnende Stellung ein.

Anstatt sich's etwas Zeit und Mühe kosten zu lassen, diese immerhin geschichtlich bedeutende Arbeit und ihre Resultate zu studieren, das Wahre vom Falschen, das Tatsächliche von der bloßen Theorie zu sichten, und dieser Naturforschung mannhaft zu widerstehen und sie zu widerlegen, wo sie falsche Schlüsse zieht, sich aber auch der großartigen und geisteserhebenden Hori-

zonte, die sie dem Geist eröffnet, zu erfreuen, ziehen die meisten Christen es vor, nach einigen ins Blaue abgeschossenen Bemerkungen über die Nichtunfehlbarkeit der Wissenschaft, oder darüber, daß auch Gelehrte nicht alles wissen, sich auf das Gebiet des rein Erbaulichen, des Gefühlslebens zurückzuziehen, wo sie sich vor der harten Logik der Tatsachen, vor der unbeugsamen Mathematik des Weltalls sicher glauben. Als ob Erkenntnis nicht auch Erbauung wäre, und die Erschaffung der Welt nicht eine ebenso göttliche und der Betrachtung würdige Tat, als ihre Erlösung? Beruht nicht das Gesetz Mosis auf einer göttlichen Auffassung der Natur? Sucht nicht David neben dem Gesetz auch in der Betrachtung und Beschauung der Natur Gottes seine Erbauung? Und sehen wir nicht, wie Jehova selber, wenn er im Sturm niederfährt, um Hiob von der Unzulänglichkeit seines Rechtens zu überzeugen, ihn mit majestätischen Worten auf die Natur hinweist, als einer Offenbarung solcher Macht und Weisheit Gottes, daß der Mensch davor nur verstummen kann. Und von was reden denn die Propheten, diese Weissagung, die wir nicht verachten, nicht geringschätzen sollen? Zwar vor allem von der Erfüllung der Verheißung, die Gott dem Volk Israel geschworen hat, sodann aber von der Erlösung der Natur und der Wiederbringung einer göttlichen Natur! Und mit dieser Wiederherstellung schließt auch die Offenbarung.

So ist die Bibel voll von der Natur, von den Beziehungen des Menschen zur Natur und von der einstigen Erneuerung einer göttlichen und ewigen Natur. Wie sollte das uns nicht erbaulich sein? Wem das ganze göttliche Weltall nicht erbaulich ist, hat vielmehr noch nicht richtig erfaßt, was Erbauung ist, nämlich eine geistige Aufbauung des Menschen in Gott; wenn wir auch gerne zugeben, daß es eine speziell christliche Erbauung gibt. Aber soll der Mensch nicht von jedem Wort

leben, das aus Gottes Munde geht? also auch von den ewigen Schöpfungsworten in der Genesis? Und doch betrachtet immer noch manche Theologie den Stoff als eine zwar von Gott einst geschaffene, nunmehr aber von ihm aufgegebene und verstoßene, nur von gewissen Naturkräften regierte und dem schließlichen Untergange geweihte Masse; und die ganze Natur als durch Satan rettungs- und hoffnungslos verdorben, von ihm nunmehr beherrscht, während doch Paulus selbst den heidnischen Athenern zuruft: „In Gott leben, weben und sind wir!“ Sie verkennt, daß diese Schöpfung ein göttliches Werk ist, von göttlichen und ewigen Ideen erfüllt, so der Stein, die Pflanze, das Tier, der Mensch, die einst in den Himmeln der Himmel sich ewig entfalten werden, die hier durch das Wehen des göttlichen Hauchs stets im Dasein erhalten und von Gott dem Menschen dazu gegeben sind, daß er seine Macht und Größe wie mit Händen greifen soll. Und das verschließt ihr das Verständnis für die Bedeutung der Schöpfung als Offenbarung der Gottheit. Kein Wunder, daß eine solche vielfach von unserer naturkundigen, die Wichtigkeit und Universalität der Natur und ihrer Kräfte immer mehr erkennenden Zeit für eine absterbende, der geistigen Entwickelung der Menschheit nicht mehr gewachsene Wissenschaft ohne praktischen Wert noch Nutzen angesehen wird.

Mit diesem kleinlichen Mißtrauen und ängstlichem Ausweichen der Naturerkenntnis gegenüber geschieht ein zweifacher Schaden. Erstens schadet sich der einzelne Christ, indem er diese ihm von Gott gegebene Gelegenheit versäumt, seine gesamte Gedanken- und Begriffswelt zu erweitern, woraus ihm auch für sein religiöses Leben logisch und notwendig ein Schaden erwachsen muß. Denn aus dieser uns umgebenden Schöpfung erwachsen uns nun einmal unsere Eindrücke und Begriffe; unsere

Sinne hat uns Gott dazu gegeben, daß wir damit sehen und durch das leibliche Sehen zu einem geistigen Schauen kommen: damit wir hören, riechen und schmecken und daraus ein geistiges Hören, Riechen und Schmecken erlernen. Wo nicht, so hätte Gott uns ebensogut in einer Mönchszelle leben und sterben lassen können, wie es die Meinung so mancher früher war. „Trefflich," sagt Liebig (Chem. Briefe S. 84), „bezeichnet Luther in seinen Tischreden die mit der Reformation aufgehende Lust an der Natur und Naturforschung: ‚Wir sind jetzt in der Morgenröte des künftigen Lebens, denn wir fahen wiederum an zu erlangen die Kenntnis der Kreaturen, die wir verloren haben durch Adams Fall; jetzt sehen wir die Kreatur gar recht an. Wir beginnen von Gottes Gnaden seine Wunder und Werke auch in dem Blümlein zu erkennen. In seinen Kreaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, wie gewaltig das sei.'" Der Mensch ist als ein Ganzes geschaffen worden, er kann nicht sein Erkenntnisbedürfnis in Bezug auf die Natur verkümmern lassen, ohne daß seine göttliche Erkenntnis darunter Schaden leide, und bewegt er sich der sichtbaren Schöpfung gegenüber in nebelhaften, unsicheren und unselbständigen Anschauungen, wie soll dann sein Denken über Unsichtbares scharf, sicher und selbständig sein? Wer über Abstraktes klar und logisch denken will, muß sich erst am Konkreten daran gewöhnen. Gefühlsleben, das lehrt uns die Natur, ist bei keinem Organismus eine erzeugende Tat, sondern eine wenn auch schöne, doch nur passive Eigenschaft, ja, ausgeprägtes Gefühlsleben schwächt die Widerstandskraft gegen Angriffe von außen; mit bloßem Gefühl kommt man geistig nicht vom Fleck, wächst nicht am inwendigen Menschen.

Zweitens stellt sich damit die christliche Gemeinde außerhalb der in dieser Beziehung wenigstens fortschreitenden Menschheit

und verliert die Fühlung mit dem intellektuellen Leben der Gegenwart. Kein Wunder, wenn selbst der gottesfürchtige, wenn auch nicht christliche Naturforscher gutmütig über diese Christen als über Schwärmer lächelt, die den klarsten mathematischen Beweis nicht annehmen, anderen dagegen zumuten, an von seinem Standpunkt aus unbewiesene Wunder unbedingt zu glauben! Kein Wunder, daß so mancher Jüngling, wenn er auf die Universität kommt, wie jener gesteht: „Meine ganze bisherige christliche Anschauung ist mir beim Anblick dieser viel größeren und überwältigenderen Naturanschauung zusammengefallen.“ Denn mit Recht wurde schon gesagt: „Der Gott des heutigen Naturforschers ist ein größerer, gewaltigerer und unendlicherer, ja furchtbarerer als der der meisten Christen.“

Es wäre an der Zeit, daß eine gläubige Theologie endlich der Richtung, die stets verneint, es überließe, mit ihren eigenen Widersprüchen und unfruchtbaren sich gegenseitig aufhebenden Negationen selber fertig zu werden, und sich zur Aufgabe stellte, eine imposante, weil auf Wahrheit gegründete christliche Welt- und Naturanschauung den Massen zu bieten. Denn den geistigen Tod, dem jene Negationen entspringen, kann man nicht mit Resolutionen und Gegenbeweisen, sondern nur mit Geist und Leben besiegen. Oder soll der Sohn des Hauses weniger wissen, weniger verstehen, was der Vater tut, als der Fremdling? Eben das ist es, was bei der Welt schwere Bedenken gegen die Sohnschaft der Christen erregt, daß diese „Kinder Gottes“ von den Werken des eigenen Vaters so wenig wissen und wissen wollen, ja mehr oder weniger tun, als ob die Betrachtung und das Studium dieser Werke ihnen eher schädlich wären, ja sogar zur Entfremdung, zur Ignorierung dieses Vaters führen könnten. Wie! der Sohn eines berühmten Baumeisters sollte die Bauten seines Vaters nicht studieren, die Söhne Bachs

seine Matthäuspassion nicht hören, damit sie die kindliche Verehrung, die sie bisher für ihren Vater gehegt, nicht verlieren, ja damit sie nicht in Zweifel geraten, ob dieser ihr Vater wirklich existiert habe? Nein! sondern wer durch Naturstudium angeblich Gott verlor, der hat ihn nie besessen. Steht nicht geschrieben: „Der Geist im Menschen erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit." „Warum," sagt Jakob Böhme, „denkst du doch so irdisch von dir? warum lässest du dich vom Teufel äffen, als wärest du nicht Gottes Kind, aus seinem eigenen Wesen geboren? Wie wolltest du denn nicht Macht haben zu reden von Gott, der dein Vater ist, des Wesens du selber bist? Schaue an; ist doch diese Welt Gottes; und so Gottes Licht in dir ist, so ist sie auch dein!"

* * *

Woher nun diese Entfremdung so mancher Christen von der heutigen Naturerkenntnis und dieses Mißtrauen ihr gegenüber? — Aus vielen Ursachen wollen wir hier einige herausgreifen. Fürs erste aus der Unkenntnis der Erkenntnismethode. Wer mit gesundem Menschenverstand und elementaren Kenntnissen in der Mathematik ausgerüstet sich ein paar Stunden lang daran macht, mit Hilfe irgend einer Astronomie zu prüfen, ob und wie wir Entfernung, Größe und Gewicht der Himmelskörper messen können, und ob die Erde sich wirklich um die Sonne dreht, wird ebenso zur Gewißheit darüber kommen, wie darüber, daß $3 \times 15 = 45$ ist, und braucht es niemand nachzuglauben. Weil es aber immer noch Gebildete gibt, denen jede mathematische Naturanschauung so fremd ist, daß ihnen schon beim Nennen von Billionen und Trillionen zu schwindeln pflegt, als ob das unsichere und mystische Begriffe wären, so sei hier an ein paar Beispielen gezeigt, wie einfach auch mit Quintillionen und Sextillionen arbeitende

astronomische Rechnungen sein können. — Wie viele Sandkörner enthielte die ganze Erde, wenn sie nur aus solchen bestände? — Nehmen wir ein Sandkorn (samt Zwischenraum) = 1 Kubikmillimeter, so haben wir für 1 Kubikmeter 1000^3 oder 1000 Millionen Sandkörner; der Erdumfang beträgt bekanntlich 40000 Kilometer, ihr Inhalt also rund 1080 Milliarden Kubikkilometer oder tausend Millionen mal mehr Kubikmeter, à tausend Millionen Kubikmillimeter; macht eine Zahl von 1080 und 27 Nullen Sandkörner. Und da wir das Gewicht eines Kubikmeters Sand kennen, so können wir auch in zwei Minuten das Gewicht einer Sanderde berechnen! — Ein zweiter, auch von Laien zu wenig beachteter Punkt ist, daß jede Rechnung und Messung auch im praktischen Leben nur bis zu einem gewissen Grad genau ist und genau zu sein braucht. Nicht nur kann kein Schreiner einen Tisch genau messen, und bekommt keine Frau auf dem Markt ein wirkliches Kilo gewogen, sondern glaubt einer etwa bei zehn Marktstücken eine absolute Größe und ein absolutes Gewicht einzunehmen, so ist das auch eine Täuschung; sie sind abgenützt, sie sind nicht absolut gleich und vollwichtig, ja ihr Gewicht ist ein anderes am Äquator als am Pol, und auf einem Berge als in der Ebene. So ist, wie alles unser Wissen, unser Messen ein relatives, und der Naturforscher soll nicht nur wissen, wie messen, sondern was oft schwieriger, wie genau er gemessen hat. Aber ebenso relativ sind auch die Fehler, und machte ein Astronom beim Abwägen der Sonne einen Fehler von 1000 Millionen kg, so ist diese Wägung immer noch unverhältnismäßig genauer, als wenn der Apotheker mit bester Wage noch so peinlich dir 1 g Chinin auswägt. So kennen wir die Entfernung der Sonne bis auf $^1/_{1500}$; so genau kannst du die Länge deines Gartens nicht messen. Es zeugt also von Unverstand, wenn man über astronomische Messungen, mit einer Unsicherheit

selbst von einigen Millionen Meilen behaftet, als über wertlose und schwindelhafte Angaben lacht. Bei vier Billionen Meilen oder einer sogenannten Sternweite ist eine Million Meilen $^1/_{4000000}$, also eine unvorstellbare Größe, une quantité négligeable. Oder fragt man, wie es möglich sei, die Umlaufzeit eines Mondes des Jupiters bis auf $^1/_{10}$ Sekunde zu messen, so lautet die Antwort: An einer Umdrehung kann man das nicht. Setze ich aber den Ausgangspunkt mit einem Fehler von $^1/_2$ Minute fest, zähle 600 Umläufe, und stelle wieder den Schlußpunkt mit eben solchem Fehler sicher, so kann der Fehler nur eine Minute betragen, aber auf 600 verteilt, nur $^1/_{10}$ Sekunde; bei 6000 Umläufen sogar nur $^1/_{100}$ Sekunde. Endlich und was die so oft besprochene Frage betrifft, ob wir klare und unumstößliche Beweise dafür haben, daß die Erde sich um die Sonne dreht, so kann jeder gewöhnlich Begabte durch Studieren der Fixsternparallaxe es geistig und auch in großen Fernröhren leiblich sehen, daß die Erdbahn sich im Raum bei jedem Fixstern als winzige Ellipse abbildet.

Ebenso leicht kann jeder mit dem einfachen Satz aus der Planimetrie, daß ein Dreieck gegeben ist, wenn man seine Basis und die zwei anliegenden Winkel kennt, und vermittelst eines auch selbstgemachten Winkelmessers aus zwei Fenstern seines Hauses die Entfernung eines Baumes, Turmes, anderen Hauses usw. messen, ohne hinzugehen; und gerade so werden die Entfernungen von Mond, Sonne und Sterne gemessen. Die Schwierigkeit dabei liegt nicht in dem so einfachen und mathematisch unfehlbaren Verfahren, sondern in den zahlreichen, fast eine eigene Wissenschaft bildenden Vorsichtsmaßregeln, die allein für große Entfernungen die gewünschte Genauigkeit gewähren und am Himmel Größen zu messen gestatten gleich dem Durchmesser eines 10 m entfernten Haares! Auch in der Chemie, in

der Physik und in der Geologie braucht man kein Gelehrter noch Spezialist zu sein, um über das Wie des Erkennens, seine Sicherheit und seine Grenzen ins Klare zu kommen, sondern gerade hier sind die Grundprinzipien am einleuchtendsten und erkennbarsten.

Man trachte also vor allem nach einer klaren Erkenntnis der Beobachtungs- und Kontrollmethoden der Naturwissenschaft. Man lasse sich nicht an populär-wissenschaftlichen Werken begnügen, die mit sensationellen Bildern und Effekt machenden Darstellungen selten oder nie den Kern der Sache treffen, noch die Forschungsmethode richtig erkennen lassen. Die Hauptsache bei der Wissenschaft ist gewöhnlich das für viele am wenigsten Interessante; so in der Geologie eine klare Vorstellung der Schichtenentstehung und ihrer so mannigfaltigen Verschiebungen; so in der Astronomie die mathematische Grundlage und das so genaue und peinliche Verfahren bei der Beobachtung, sowie die Kontrolle derselben; so in der Chemie die Theorie der Atomgewichte und ihre Folgerungen. Wer mit diesen Grundlagen nicht vertraut ist, kann auch nicht selbständig urteilen, wird stets schwanken zwischen dem Verschiedenen und oft Widersprechenden, was jeder Fachmann oder Nichtfachmann als seine Privatansicht in Büchern oder Vorträgen doziert. Zur Erkenntnis des Nötigen in der Naturwissenschaft braucht's aber gar nicht so viel Zeit- und Müheaufwand. Wenn mancher die Zeit, die er mit plan- und zwecklosen Diskussionen über Wissenschaft, Unmöglichkeit eines sicheren Wissens, Materialismus und Christentum usw. zugebracht hat, auf ernste, planmäßige Aneignung der Elementar- und Grundanschauungen der Naturwissenschaften verwendet hätte, so wäre er zu größerer Klarheit und Sicherheit gekommen. Die Kenntnisse der Spezialisten sind zu einer richtigen Natur- und Weltanschauung durchschnittlich überflüssig. Der rechte Mann

und auch der große Geist fühlt wohl das Bedürfnis einer universellen Ausbildung, aber ebenso die Notwendigkeit, sich nicht in Details zu verlieren. So dürfte jeder Gebildete wissen, was ein Ammonit ist, die Grenzen der Größe (von 1 m 50 bis auf ein paar mm), das Unterscheidende der Arten, die Kammern und Loben und auch einzelne Typen samt Hauptschichte kennen, z. B. A. Bucklandi, A. Amaltheus; aber die vierhundert, nach anderen achthundert Arten und Abarten, ihre lateinischen Namen, Fundort usw. zu wissen, ist für ihn höchst unnötig. Nur die Kenntnisse, die man sich erarbeitet hat, haben einen Wert für den Geist, und mit Recht sagt Galilei, daß es ein Unglück sei, wenn man in wissenschaftlichen Fragen als Grundlage für seine Ansichten nur die Aussprüche anderer und nicht das Wesen der Dinge selbst nimmt. So sehr wahres Wissen und Können uns imponieren sollen, so verderblich wirkt die kindische Verehrung des Fachmanns und seiner Aussprüche. „Es ist heutzutage," sagt Spiller, „unter den sogenannten Gebildeten leider Sitte geworden, daß sie im Gefühle ihrer eigenen Schwäche gedankenlos das nachreden, was Männer, die sich in einzelnen Forschungszweigen hervorgetan haben, mit einer oft nicht berechtigten Zuversicht in die Welt schreiben oder sprechen. Niemand soll sich zu einem bloßen Wiederkäuer erniedrigen." (Das Leben, S. 48.)

Fürs zweite rührt das ängstliche Mißtrauen gegenüber der Naturkenntnis aus einer Vermischung und Verwechselung von Tatbestand und Erklärung her. Tatsache ist das, was sich entweder mathematisch beweisen läßt, wie daß die drei Winkel eines Dreiecks gleich zwei rechten sind, oder was durch Experimente jederzeit dargestellt werden kann, so z. B. daß Sauerstoff und Wasserstoff zusammen Wasser geben, und daß Chlor und Natrium (Kochsalz) im Spektrum die bekannte gelbe Linie

am bestimmten Ort erzeugen, oder endlich, was durch hinreichendes und beglaubigtes Zeugnis festgestellt ist, wie daß Meteorsteine vom Himmel fallen. Eine Tatsache ist eine Wahrheit im Weltall, ein Faktum, gegen das jedes Sträuben umsonst ist, das sich von keiner Theorie noch System brechen läßt, weshalb ein geistreicher Franzose ärgerlich ausrief: „Il n'y a rien de si bête qu'un fait!“ Diese brutale Tatsache aber hat das Eigentümliche, daß wie es an sich keine guten noch schlechten Tatsachen gibt, so auch keine religiösen noch gottlosen. Seit die Welt steht und so lange Himmel und Erde stehen werden, war und wird nie eine Tatsache gefunden, welche beweist, daß es keinen Gott gibt, oder daß die Seele nicht unsterblich ist, oder daß Jesus Christus nicht als Gottmensch in die Welt gekommen ist, um für unsere Sünden zu sterben, und ebensowenig eine Tatsache, welche beweist, daß Tote nicht auferstehen und Kranke nicht durch Gebet gesund gemacht werden können; schon weil Tatsachen keine negative Beweiskraft haben. So hebt die Tatsache, daß tausend Millionen von Steinen seit Jahrhunderten noch nie die geringste Kraftäußerung von sich gaben, die andere Tatsache nicht auf, daß der Magnetstein das Eisen sogar ohne Berührung anzieht, beiläufig bemerkt eine der wunderbarsten Erscheinungen des Stoffes. Tatsachen allein sind, wie die hebräische unpunktierte Konsonantenschrift, hohle, farblose Formen, die nichts bedeuten; erst wenn mit Vokalen, mit Farbe und Klang erfüllt, bekommen sie Leben. Und wie in dieser Sprache zu denselben Konsonanten andere Vokale gedacht, gesprochen oder gelesen werden können, oder dieselben in anderer Ordnung, wodurch ein anderer Sinn entsteht, so sehen wir ja täglich, daß dieselben Tatsachen verschieden, ja manchmal widersprechend interpretiert werden.

Tatsachen sind Worte, die, wenn sie auch Sinn und Be-

deutung in sich bergen, doch einzeln keinen Sinn geben. Haus — lesen — Sand — vorher. — Zuerst muß eine geistige Kraft und Absicht sie aneinander reihen, dann entsteht ein verständiger Satz; und auch hier kommt's auf richtige Wortstellung an, sonst kann leicht das Subjekt zum Objekt und umgekehrt, und Ursache mit Wirkung verwechselt werden. „Keine Erscheinung, für sich allein genommen, erklärt sich aus sich selbst, aber das, was damit zusammenhängt, wohl beachtet und geordnet, führt zur Einsicht. Unverrückbar fest muß man im Auge behalten, daß eine jede Erscheinung ihren Grund, eine jede Wirkung ihre Ursache hat" (F. Bacon). Sagst du einem schwäbischen Bauer, die Wasserstofflinie des Sirius zeige eine Verschiebung nach dem Roten hin, so sieht er dich groß an und sagt höchstens: „wegen meiner!" Diese Tatsache, an die in seinem Hirn keine andere sich anreiht, ist für ihn leer und sinnlos, gänzlich nichtssagend, selbst wenn du ihm die Verschiebung im Spektroskop zeigst. Er kann noch weniger damit anfangen, als ein Kind mit einem ungeschliffenen Diamant. Sagst du aber dasselbe einem der Astronomie Kundigen, so steigt sofort in seinem Geist eine Reihe von interessanten anregenden Vorstellungen auf; daraus erkennt er mit Hilfe von anderen ihm bekannten Tatsachen, daß diese Riesensonne sich von uns mit einer ungeheuren Geschwindigkeit von 1188 Millionen Kilometer im Jahr entfernt, und je nachdem er Vorstellungsgabe besitzt, sieht er auch geistig diese große Welt durch den Raum und die Zeit unbekannten Zielen zustürzen, ein Schauspiel, so groß wie die Erde keines bietet.

Erklärung der Tatsachen ist das, was ein jeder, der größte Gelehrte oder der unwissendste Mensch, zu dieser Tatsache sich als geistigen Hintergrund denkt; ist also Privatangelegenheit; soll sine ira et cum studio darauf geprüft werden, ob sie die vorhandenen Tatsachen wirklich erklärt und ihnen entspricht oder

nicht; wobei öfters gefunden wird, daß sie in die Tatsachen mehr hineinlegt, als wirklich darin liegt.

Ein schlagendes Beispiel von dieser voreiligen Verwechselung von beobachteten Tatsachen mit den daraus mit Recht oder Unrecht abgeleiteten Theorien bietet uns der Darwinismus. Bei der gewaltigen Aufregung, in die diese schon von Empedokles (470 J. v. Chr.), dann von Lamark ausgesprochene und von Darwin weiter ausgebildete und mit der Zuchtwahl- und Deszendenztheorie bereicherte Lehre die denkende Menschheit versetzte, lohnt es sich darauf näher einzugehen.

* * *

Lamark hatte in seiner „Philosophie géologique" zu beweisen gesucht, daß die Tierwelt aus einer zusammenhängenden Kette bestehe, die mit den Infusorien beginne und mit dem Menschen schließe. „So lebe die Giraffe im Innern Afrikas, wo der Boden stets trocken und kräuterlos, das Tier zwang (circonstances) sich vom Laub der Bäume zu nähren. Durch das stetige Heben des Vorderkörpers und das Strecken des Halses (habitudes) wurden beide endlich so lang, daß sein Maul bis auf sechs Meter Höhe das Laub ohne die geringste Anstrengung ergreifen kann. Ähnlich wurden die Krallen der Katzen durch fortwährendes Greifen und der Schwanz des Känguruh durch fortwährendes Stützen erklärt." (Professor Quenstedt, Die Schöpfung, S. 24.) Dabei nahm Lamark „un temps énorme" zu Hilfe seiner Theorie.

Darwins Aufmerksamkeit wurde zuerst bei der Expedition des Beagle nach Südamerika 1831—1836 auf die Variationen gelenkt, welche die Organismen und vorzugsweise die Tiere unter den verschiedenen Einflüssen des Klimas, der Nahrung, Zucht, Kultur und überhaupt veränderter physikalischer und

anderer Lebensbedingungen erleiden. Er machte über diesen höchst interessanten Gegenstand scharfsinnige und wertvolle Beobachtungen, studierte ferner die Veränderungen, die im Laufe mehrerer Generationen durch eben diese äußeren Einflüsse erzeugt wurden, und fand bei mehreren Organismen eine oft ganz merkwürdige Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen, also ein Akklimatisationsvermögen; fand ferner, daß dasselbe durch die Zuchtwahl begünstigt ist, wonach hauptsächlich solche Individuen, die als höchst anpassungsfähig den Kampf ums Dasein siegreich bestehen, sich untereinander vermehren.

Darwin wäre nun auf dem unanfechtbaren Boden der Tatsachen geblieben, hätte er sich auf Aufstellung etwa folgender Sätze beschränkt:

1) Die Art besitzt eine gewisse Plastizität, welche sie einer Adaptation oder Anpassung an äußere Lebensbedingungen fähig macht, so zwar, daß dabei mehr das Äußere, Farbe, Haarwuchs usw. sich verändert; das Innere, Knochenbau, Gebiß, Eingeweide, auch die Stimme dagegen weniger.

2) Die Anpassungsfähigkeit hat eine Grenze; ist dieselbe erreicht, so geht das Individuum zugrunde, und die Art stirbt aus. Je näher die Formen der ursprünglichen Art sind, desto lebensfähiger; je weiter sie sich von derselben entfernen, abirren, desto vergänglicher.

3) Werden die äußeren Einflüsse wieder zu den ursprünglichen und normalen, so z. B. wenn die Kultur aufhört und Tier oder Pflanze verwildert, so kehrt die Art unaufhaltsam zum ursprünglichen Typus zurück.

Aber der Gedanke war gar verlockend, sich diese Plastizität der Organismen als eine in unbegrenzter Zeit unbegrenzte zu denken, wobei die Art nur einen relativen Wert für kürzere

Zeitdauer behält, um dadurch die Entstehung sämtlicher Arten aus einer Urzelle zu erklären; wenn man auch nicht einsieht, warum dann nicht bloß einzelne Typen, so ein einziger für dieselben Gewässer, entstanden sind.

So sagte Darwin von der Lamarkschen Giraffe: „Jene Giraffe bekam ihren langen Hals nicht durch fortwährendes Strecken, sondern durch Zuchtwahl. Afrika wurde einmal von einer großen Dürre befallen, das Kraut des Bodens vertrocknete, nur wenige zufällig mit langem Halse versehene Tiere konnten von Baumblättern ihr Leben fristen, alle Kurzhälse, wenn sie nicht zu klettern vermochten, starben. Die langen Hälse vererbten sich nun, und wenn diese Hungersnot sich des öfteren wiederholte, so konnte endlich ein Giraffenhals entstehen.“ (Quenstedt, Die Schöpfung, S. 46.) Mit dieser Ansicht oder Theorie war aber Darwin aus dem Bereich der sicheren Tatsachen auf das unsichere Gebiet der bloßen Vermutung, der geistigen Spekulation gelangt. Zwar sprach er selber mit Bescheidenheit davon als von einer die Bestätigung der Tatsache erwartenden Idee und hoffte fehlende Übergänge noch zu finden; aber wie es gewöhnlich geht, seine Jünger und Anhänger fielen ohne weiteres darüber her und erhoben sie sofort zum Schöpfungs-Dogma. Kam es ja vielen darunter höchst erwünscht, mit Darbietung einer bestechenden und geistreichen Theorie der Menschheit den endlichen Sieg über die sagenhafte, veraltete biblische Schöpfungsgeschichte verkündigen zu können und den alten Schöpfer, wenn auch nicht gänzlich aus seiner Schöpfung, doch bis zur äußersten Grenze derselben hinausdrängen zu können, bis in die Urzelle der Urzeit, wobei manche dachten: nur noch ein Fußtritt, so fliegt er vollends ins Nichts, und wir sind endlich seiner los! — Sagt doch Spiller: „Leider meint selbst Darwin, daß der Urform für

alle Lebewesen vom Schöpfer das Leben eingehaucht worden sei." (Spiller, Das Leben, S. 72.)

Und auch mancher Christ las mit Zagen die Kunde von der gefundenen, naturgemäßen Evolution alles Lebendigen und besann sich im stillen, ob er nicht seinen alten biblischen Schöpferbegriff doch schließlich nach den neuesten Fortschritten der Wissenschaft umarbeiten wolle oder müsse.

Aber es stellten sich die unerbittlichen Tatsachen dieser verführerischen Theorie entgegen. — Die Plastizität der Organismen ist eben nicht eine unbegrenzte.

So vermag keine Kultur, kein Gärtner aus einer Birne einen Apfel, noch aus einer Aprikose einen Pfirsich zu machen, so ähnlich auch diese Formen sind. So haben alle kostspieligen und langjährigen Versuche des Prinzen von Schaumburg, aus Hasen und Kaninchen eine Zucht für Jagd und Sport herzustellen, fehlgeschlagen, obgleich beide Arten sich fast nur dadurch unterscheiden, daß das Kaninchen seine Jungen nackt und blind zur Welt bringt und deshalb im selbstgegrabenen Bau lebt, während das Häschen sogleich nach der Geburt behaart und mit offenen Augen davonspringt, auch unter freiem Himmel wohnt. So blieben Mischlinge aus Pferd und Esel unfruchtbar. So ist es Tatsache, daß alle zahmen Taubenarten, Trommel-, Schlag-, Mövchen-, Pfauen-, Perücken-, Kropf- und Höckertauben usw., auf öder Insel sich selbst überlassen, wieder zu derselben ursprünglichen, schieferblauen, wilden Taube werden, wobei selbst die zwei dunkelen Ringe um die Beine sich wieder einstellen. Das war sogar eine der ersten Tatsachen, die Darwins Aufmerksamkeit auf sich zog und die ihn auf richtige Fährte hätte bringen sollen. So werden ohne Kultur rasch die viertausend, nach anderen sechstausend Rosensorten, Moos- und Schlingrose, Marschall Niel und Gloire

de Dijon, Monatsrosen und Zentifolien wieder zur lieblichen Hagrose. So weiß der Naturforscher, daß alle fast unzähligen Hundearten, der Pinscher und Bernhardiner, der Dachs- und der Windhund, sich wieder auf die Grundform des Wolfes (canis lupus), des Fuchses oder des Schakals zurückführen lassen. So verwildern bald die feinsten Obstsorten; die größten Ananasbreistlinge werden bei mangelnder Pflege zur duftigen Walderdbeere, und die Kerne der saftigen Bergamotte- und Butterbirnen geben schon in der zweiten Generation wildere Sorten, eine Rückkehr zur ursprünglichen Holzbirne.

Wie fest und unwandelbar dagegen der Grundtypus, dafür lassen sich zahlreiche Beispiele anführen. Die bei ägyptischen Mumien gefundenen Weizenkörner (diese anbezweifelte Tatsache soll neuerdings erwiesen sein) ergeben eine identische, wenn auch größere und fruchtbarere Pflanze als die jetzige, ebenso die gesäeten Samen von Kornblumen und Kleearten, die in zweitausendjährigen Keltengräbern gefunden wurden. In Ägypten sind viertausendjährige Mumien vom Ichneumon, Serval, der Wildkatze und nubischen Steppenkatze ganz identisch mit den jetzigen, und sogar Unterarten erkenntlich. Und so baut die Schwalbe ihr Nest und die heutige Biene ihre Waben, die Spinne spinnt ihr Gewebe genau, wie sie's vor dreitausend Jahren taten. Ebenso sind die in Pfahlbauten und in Pompeji gefundenen Haselnüsse und sonstigen Früchte dieselben wie die jetzigen. So unterscheiden sich die Höhlenbären und -Löwen nur durch Größe von den jetzt lebenden; und wir haben gesehen, daß die ältesten Menschenschädel sich zum Teil, was Gesichtswinkel, Schädelbildung und Inhalt betrifft, mit den schönsten jetzigen messen können.

Finden wir aber an viertausendjährigen Organismen dieselben Arten wieder, nur mit Unterschieden, wie sie auch heute

noch von einem Individuum zum anderen vorkommen, so sind wir schon damit berechtigt, auf die willkürliche Behauptung der Darwinisten hin, daß in unermeßlichen Zeitperioden sich die Arten doch ändern, die auch willkürliche aber mehr an die Tatsachen sich anlehnende entgegenzustellen: sie verändern sich nicht!

Aber in der Geologie und Petrefaktenkunde finden wir dafür den sicheren Beweis. Hier sprechen die Tatsachen durchaus gegen Darwin. In den Schichten, die gerade nach den Darwinisten viele hunderttausend Jahre alt sein sollen, finden sich Ulmen- und Lindenblätter und Zweige, die vollständig den unseren ähneln; im Bernstein noch älterer Schichten Spinnen und im Solenhofener Schiefer Libellulen wie die unserigen; auch in Steinkohlen führenden Schichten Baumfarren, Araukarien und Palmen wie die jetzigen tropischen. Diese Pflanzen- und Tierarten treten zu Hunderten auf und sterben dann ab; verschwinden und machen meist höheren Platz, ohne auch nur einen Versuch zu machen, sich zu diesen höheren Formen hinaufzuarbeiten. Zuerst sehen wir nach einer Anzahl kleiner Wassertiere eine kolossale Pflanzenschöpfung, die jetzigen Steinkohlen; sie verschwindet, und der Jura entsteht mit seinen Millionen und aber Millionen von Sauriern, dabei auch Pterodaktylen und einzelne Vögel. Auch diese treten ab, und die Kreideformation mit modernen Haifischen, mit Vierfüßlern und unseren Laubbäumen bedeckt größtenteils die Erde, bis in den Alluvionsschichten zuerst und zuletzt der Mensch erscheint. Wohl dabei Zwischenglieder, wie sie auch heutzutage überall in der Schöpfung vorkommen, aber nirgends Übergänge. Nach einigen aus Seetang gebildeten Anthraziten in der Urgneißformation (Dr. Sorge) kommen sofort als die ersten Tiere, nicht, wie nach dem Darwinismus zu erwarten, niedrige Schwämme und Korallen, sondern die hochentwickelten Trilobiten Böhmens in Hunderten von

Arten, Krebse mit ausgebildetem Kopf und mit bis zu achttausend Facetten im Auge (Quenstedt). Kleine und unbedeutende Organismen bleiben durch alle geologischen, von manchen Darwinisten auf viele Millionen von Jahren geschätzten Perioden ganz unverändert und von keinerlei Evolution berührt. Freilich gibt es darunter einzelne Schneckenformen, die im Lauf der Zeiten sich auseinanderwickeln. Aber ein Weltsystem läßt sich doch nicht auf einzelne Anomalien und Spielereien der Natur gründen. Was wollen solche Ausnahmen besagen gegenüber den Tausenden und Millionen von Organismen, die nicht evolviert haben? So die kleine Muschel Lingula, die doch schon im ältesten Fucoidensandstein mit den ersten und einfachsten Pflanzengebilden auftritt und unverändert sich erhielt. So sagt Quenstedt (Petrefaktenkunde S. 556): „Viele Terebratula stimmen mit der lebenden Waldheimia überein.“ So leben jetzt noch verschiedene Nautilenarten, Encrinen und Pentacrinen, nur kleiner, in den Meeren der Antillen, und ebenso der Pfeilkrebs (limulus) im Stillen Ozean auf den Mollusken. Warum haben sich diese Organismen gar nicht entwickelt? Ebenso findet man nirgends in allen diesen Schichten einen Kalamitstamm oder Equisetum, der sich zur Araukaria, einen Trilobit, der sich zum Ammonit weiter entwickelt, oder einen Plesio- und Ichthyosaurus, dem man's ansieht, daß er gern ein Haifisch werden möchte, einen Fisch, der allmählich zu einer Schildkröte oder zu einem Krokodil reift, oder gar einen Vogel, der zum Vierfüßler avanciert, wie überhaupt die Vögel und die so zahlreichen Insekten als durchaus abgeschlossene Reiche auftreten; nie vollends und trotz so vieler Billionen von Existenzen und geologischer Äonen eine Pflanze oder einen Baum, der allmählich zum Tier wachse.

Und auch so in den oberen und neueren Schichten! Nicht allmählich entwickeln sich die Dinotherien und Megatherien, die

Mastodonten und Mammut aus niederen Tieren, sondern sie alle, diese manchmal kolossalen, wilden, oft unheimlichen Gestalten marschieren auf nach des Schöpfers Wort *nach ihrer Art* und treten ab *nach ihrer Art*; unbeugsam, trotzig in ihren Eigentümlichkeiten; charakterfest in der Erscheinung; lassen sich auf keine Adaptation noch Transformationsversuche ein, sterben eben aus, wenn's ihnen nimmer behagt, und überlassen es dem Schöpfer, für neuere Umstände neue lebensfähige Typen zu erfinden.

Auf diesen schwersten Einwurf hatte schon Darwin erwidert, man werde die Übergangsformen wohl noch finden; schon damals ein kühnes Wort! Aber seitdem haben wir die Erde weit vollständiger erforscht; haben in der Sahara nach Wasser, auf dem Spitzberg nach Steinkohlen, in Australien nach beiden gegraben, Neuseeland und Sibirien, Ceylon und Südafrika geologisch erforscht und haben so ziemlich das Buch der Erdrinde mit seinen Tausenden von Schichten durchblättert. Überall zeigen diese Millionen von gepreßten Abbildungen aus vergangenen Zeiten viele Arten nebeneinander, nach- und voreinander, *nirgends aber allmähliche Übergänge von einer Art zur anderen*. Das erkennen nicht nur christliche Gelehrte, denen man Voreingenommenheit in der Sache vorwerfen könnte, sondern auch bedeutende antichristliche.

Hören wir darüber einige Stimmen. — Schon Cuvier wies Lamark auf die Tatsache hin, daß seit viertausend Jahren der Ibis in Ägypten sich gar nicht verändert habe. Bischoff, den Liebig den Meister auf dem Gebiet der Entwickelung nennt, sagte in seinem Vortrage in München über die Entwickelungslehre des Darwinismus: „Aber diese Richtung konnte und kann sich nicht halten. Die Stütze, auf welche sie gebaut war und ist, das Naturstudium, führt mit Notwendigkeit selbst zu ihrem

Umsturz und ihrer Beschränkung auf das Wahre, was in ihr liegt." Liebig selber aber sagt: „Die strenge wissenschaftliche Forschung weiß von einer Kette der organischen Wesen nichts." (Chem. Briefe, S. 366.)

Schon von der darwinistischen Selektionstheorie sagt kühl und fast spöttisch Dubois-Reymond: „Mögen wir immerhin, indem wir an diese Lehre uns halten, die Empfindung des sonst rettungslos Versinkenden haben, der an eine ihn nur eben über Wasser tragende Planke sich klammert."

So meint der Redakteur der „Natur", Dr. K. Müller: „Es war ein großer Gedanke Darwins, alle Organismen auseinander hervorgehen zu lassen; leider nur macht uns ein Rückblick auf die uns fossil erhaltenen Geschöpfe der verschiedenen Schöpfungsperioden diesen schönen Gedanken wieder zu nichte." (Die Natur, 1. Januar 1893.)

Und ausführlicher anderswo: „Wir glauben, daß wir über die Entstehung der Arten nichts wissen können, weil sie der sinnlichen Wahrnehmung entrückt war, und weil wir, wenn wir uns dennoch auf darwinistischen Boden stellen wollen, doch niemals dahin gelangen würden, eine neue Art aus einer älteren hervorgehen zu sehen, und wenn wir Tausende von Jahren alt würden. So faßt auch Häckel die Sache selbst als Darwinist auf, indem er die Zeiträume der Umwandlung als unendlich lange bezeichnet. Dann hat aber die sinnliche Wahrnehmung, das Fundament aller Naturforschung, wiederum ein Ende, und man gelangt zu der gerade nicht erhebenden Anschauung, daß, um mit Hegel zu reden, jede Philosophie von einem Postulate ausgeht; also von einem Gegebenen, das man hinzunehmen hat, ohne es erklären zu können." (Dr. K. Müller, Die Natur, April 1888.)

Dr. Kalisch schreibt: „Die Unveränderlichkeit der Arten wird erst dann widerlegt sein, wenn ihre Veränderlichkeit durch die Erfahrung bewiesen wird; wann aber wird dieser Fall eintreten, und wird er überhaupt jemals eintreten? Und ebenso mit der natürlichen Zuchtwahl; ist dies auch nur in einem einzigen Fall bewiesen?“ (Berlin 1883, Erwiderung gegen Dubois-Reymond über Goethe.)

Ebenso gibt O. Hamann, langjähriger Schüler und Assistent des darwinistischen Häckel als Ergebnis der Paläontologie zu, daß die einzelnen Tierstämme unvermittelt nebeneinander auftreten, daß Zwischenformen fehlen, daß Übergangsformen nur innerhalb einzelner Ordnungen vorkommen, nicht zwischen Familien oder Klassen.

Hören wir weiter den Schluß eines Artikels von dem bekannten Materialisten Prof. C. Vogt in Genf darüber. „Es genügt hier, auf diese äußerst verwickelten Verhältnisse hingewiesen zu haben. Wo wir auch hinblicken, tritt uns die größte Mannigfaltigkeit in den einzelnen Erscheinungen entgegen. Hier tierische Formen, die sich, so weit wir dies erkennen können, seit Äonen nicht verändert und sich allen Existenzbedingungen angepaßt haben, dort im Gegenteil andere, welche zahlreiche Stadien der Umbildung in verschiedenster Weise durchlaufen haben, endlich wieder andere, die nach längerer oder kürzerer Existenz zugrunde gingen, ohne sichtliche Nachkommen zu hinterlassen. Bringe das unter einen Hut, wer kann! Soviel geht aber aus den dargelegten Tatsachen hervor, daß das Dogma: ‚Gleiche Bildung, also gleiche Abstammung‘, auf welchem unsere ganze phylogenetische Forschung beruht, keine allgemeine Geltung beanspruchen kann. Das Onchidium mit Wirbeltieraugen stammt nicht von einem Wirbeltier und das Wirbeltier nicht von einem Onchidium ab; das amerikanische Pferd stammt nicht von einem

altweltlichen, und das altweltliche nicht von einem amerikanischen Großvater ab; das südamerikanische Lama hat keinen gemeinsamen Ahnen mit dem asiatischen Kamel usw. Einzelforschungen werden vielleicht für jeden besonderen Fall die Rätsel lösen, vielleicht aber auch nicht; aber auch dann wird es besser sein zu sagen: So weit sind wir noch nicht, als die Lücken mit einem Dogma zu überpinseln, das der erste Regen in Lehm verwandelt!" (Die Natur, März 1899.)

Gegenüber der so oft behaupteten Ähnlichkeit aller Embryonen, sowohl vom Menschen als von hohen und niederen Tieren, sagt Vogt: „Keine anatomische, keine embryologische Untersuchung hat bis jetzt auch nur die leiseste Andeutung geben können, wie das Nervensystem der Anneliden sich zu dem zentralen Nervensystem der Wirbeltiere habe umgestalten können, und doch ist dieses Nervensystem *das erste*, was sich bei dem Embryo eines Wirbeltieres in der sogenannten Primitivrinne anlegt!" (C. Vogt, Die Natur 1889.)

Über die Untersuchungen von Hensen über das Plankton, bekanntlich das alle Ozeane erfüllende Kleinleben, sagt Dr. K. Müller in der „Natur" treffend und wuchtig: „Diese Lebensformen sind Wesen, die auf den durchsichtigsten und gleichartigsten Lebensbedingungen aufgebaut sind, so daß man glauben sollte, bei ihnen am ersten zum Verständnis der Bedingungen der Abänderungen gelangen zu können. Und doch erweist sich hier der vom Darwinismus betretene Weg mehr und mehr als ungangbar. Je genauer die Untersuchungen, desto schärfer ist die Unterscheidung der Spezies geworden; und selbst manche früher als Übergänge konstatierte Fälle müssen auf Grund neuer Forschungen als Irrungen erklärt werden. Nichts erscheint hoffnungsloser, als gerade unter diesen so einförmigen Verhältnissen des Meeres das Entstehen und Bestehen jener Unendlich-

keit von Arten auf Grund darwinistischer Theorien nachweisen zu wollen."

Über die einst so geräuschvoll inszenierte und vom Darwinismus logisch verlangte Abstammung vom Affen sagte der bekannte Anthropolog Professor de Quatrefages schon im Jahre 1868 am Schluß seines eingehenden Berichts über diese Frage: „Die Embryogenie vereinigt sich mit der Anatomie und der Morphologie, um zu zeigen, wie sehr diejenigen irren, die nach darwinistischen Ideen die Affenherkunft des Menschen lehren."

„Wir," sagt Dr. K. Müller, „halten schon seit lange dafür, daß zwischen Tier- und Menschengeist eine völlig unausfüllbare Kluft sei, die selbst durch die Annahme eines ausgestorbenen und verschwundenen Mittelgliedes und Urahnen nicht überbrückt wird. Jeder Organismus vertritt in der großen Reihe der Organismen eine eigene Weltidee." (Natur, 10. September 1878.)

Endlich sagt Professor Virchow (in Frankfurt, Aug. 1888): „Mit der Vorstellung, daß der Mensch aus einem Tiere hervorging, weiß ich nichts anzufangen; denn tatsächlich sind solche Übergänge nicht da, die doch vorhanden sein müßten, wenn sie wirklich gelebt hätten. Der gesuchte Vormensch ist eben nicht vorhanden." „Wenn," sagt Virchow weiter, „nach Darwin das Klima allein die Germanen gebleicht hätte zu blonden und blauäugigen Menschen, wie kommt es, daß Nordamerika bei gleichem Klima nie blonde erzeugt hat (die Eskimo z. B. sind bekanntlich dunkelhäutig mit rabenschwarzem Haar) und warum in Mittelamerika und in Asien keine Neger?"

Man sieht, auch bekannte, des Christentums unverdächtige Gelehrte, denen, ihrer ganzen Richtung nach, der Darwinismus sympathisch sein sollte, verwerfen ihn jetzt übereinstimmend auf Grund wissenschaftlich geprüfter Tatsachen.

Solchen Tatsachen gegenüber wird er allmählich und immer mehr, insofern er Schöpfungstheorie sein will und abgesehen von den unbestreitbaren wissenschaftlichen Verdiensten Darwins, wie die Hegelsche Philosophie ein überwundener Standpunkt, a thing of the past; wenn er auch noch lange von solchen ins Feld geführt wird, die aus verschiedenen Gründen für ihr Leben gern hätten, daß er wahr wäre. Das alte, zehnmal im ersten Kapitel der Bibel wiederholte Schöpfungswort: „Jedes nach seiner Art" steht immer noch fest.

Und das ist gut, denn gar ungemütlich sind schon die natürlichen Folgerungen aus dieser Lehre. War der Mensch einst irgend ein Tier, so kann er auch, ja, nach der darwinistischen Theorie muß er bei veränderten, stets ungünstiger sich gestaltenden Lebensbedingungen, so bei neu eintretender Eiszeit und jedenfalls lange vor der schließlichen Entropie des Weltalls, wieder tierisch werden. Spillers Ausspruch, daß die letzten Menschen als Äquatorialeskimos leben werden, haben wir schon angeführt. Wer verbürgt uns überhaupt, daß wie am Himmel die jahrtausendelang zunehmenden Exzentrizitäten der Bahnen dann ebenso lange wieder abnehmen, die Evolution nicht auch einst von selber rückwärts schreiten werde, und der Mensch durch alle schon durchgemachten Formen wieder zur Urzelle wird vor dem endlichen Tod des Sonnensystems? Lehrt doch schon der Universitätsprofessor Emile Yung in Genf, „daß nach den unbarmherzigen Gesetzen der Evolutionslehre" die Menschen infolge der Fortschritte der Industrie einerseits und des Verkehrswesens andererseits schon nach einem Jahrtausend längere und kräftigere Arme, dagegen kürzere und schwächere Beine haben, also affenartig aussehen werden; „es wird," sagt er, „die Periode der Langhänder und Kurzfüßler sein!"

Wenn wir die Konsequenz dieser Lehre uns weiter ausmalen, so steigt vor dem geistigen Auge eine seltsame Zukunfts-

menschheit auf! In einigen Jahrtausenden wird es also bei verschärfter Zuchtwahl, wie sie bei fortdauernder Evolution eintreten muß, verschiedene Menschenrassen geben; bucklige Bauern mit ungeheuren Armen; dickköpfige Stubengelehrte mit kleinen, nur noch in Leseweite sehenden Augen und gänzlich verkümmerten Beinchen; sechshändige Klavierspieler mit sehr vielen und langen Fingern; Landboten, fast nur aus zwei langen Beinen bestehend, Lastträger dagegen breiter als hoch usw. — Wunderliche, traurige Aussichten.

Wir fragen aber: Wenn Veränderungen wie die obigen von Professor Yung geweissagten schon in tausend Jahren zu erwarten sind, wie kommt es, daß in mehreren tausend Jahren in Indien bei dem strengen Kastenwesen und in Ägypten durch das Vererben des Berufs oder Handwerks vom Vater auf den Sohn durch lange Generationen hindurch, also durch strengste Zuchtwahl, keine neuen Menschenarten sich gebildet haben?

Seitdem wir obiges geschrieben, hat der Evolutionist und Radikalenführer Clemenceau es im Vorwort seines Buchs „La Mêlée sociale“ klar ausgesprochen: „Wer Evolution sagt, sagt Kurve; ist der Gipfel erreicht, so bleibt nur noch das langsame oder schnelle Fallen dem unvermeidlichen Untergang zu.“ Und er fährt fort: „Die Stunde ist gekommen der großen Revanche der niedrigen Natur gegen die höhere. Im höchsten Elend wird das Leben, das in einer glücklichen Geburtsstunde anfing, aufhören. Aber Hinfälligkeit und Altersschwäche werden das Menschengeschlecht die ganze Schrecklichkeit seines Loses nicht empfinden lassen.“ Und als einzigen Trost hält er dem Menschen „die Fähigkeit zu träumen“ vor, le rêve! (Figaro, 6. März 1895.)

So überstürzt sich jeder Irrtum und trägt in sich den Keim des Verfalls. So sehen wir dieselben Männer, die vor

wenigen Jahren triumphierend der Welt verkündeten, daß wir nicht von Gott, sondern vom Affen abstammen, jetzt trübsinnig und erschrocken vor den Folgen der eigenen Lehre stehen.

Der große Irrtum am Darwinismus ist die gänzliche Verkennung der heiligen Individualität als einer Grundbedingung und Hauptsäule der Schöpfung. Ist diese Ichheit nur ein Produkt von blinden Einflüssen und Naturkräften, ohne eine göttliche Idee als diamantenen und ewigen Kern, so sinkt das Weltall um 90% im Wert. Kein Wunder, daß der Materialist, der bewußt oder unbewußt darauf ausgeht, diese Schöpfung, diese Natur zu entwerten, um sie auf sein Niveau zu bringen, diese geistlose Lehre mit jauchzender Sympathie begrüßte. Aber so gefällig und verführerisch sie auch vorgetragen wurde, war sie doch im Grund nie schön. Der Glaube, daß nach Darwin Gott, nach den Materialisten der Urstoff in eine Urzelle Lebenskräfte hineingelegt und dann das arme Ding allen Zufälligkeiten eines blinden Kampfs ums Dasein überlassen habe, so daß es, mühsam um seine Existenz ringend, je nach Wind und Wetter, Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit, Hungersnot oder Überfluß, sich bald zu dem, bald zu jenem Wesen entwickelte, und daß eine Giraffe z. B., um ihr Leben bei zufällig eingetretener großer Dürre zu fristen, Bein und Hals so lang strecken mußte, bis sie ihre jetzige Gestalt erhielt; diese Lehre von einem Chaos der Möglichkeiten, der Zufälligkeiten und der Mühseligkeiten hat uns nie imponiert, und wäre sie wahr, so könnten wir nur darüber trauern, denn ihre geistigen Konsequenzen sind erschreckend.

Hätte Gott die Art nicht als ein Bleibendes und Festes hingestellt und bewegte sich das organische Leben auf Erden in schwankenden, veränderlichen, stets ineinander übergehenden Formen, so wäre dies noch unheilvoller für unser Geistesleben,

als wenn Tag und Nacht, Wochen, Monate und Jahre, Sommer und Winter, ja Größe und Gewicht der Erde unbestimmte, wechselnde Größen wären; denn unser Denken und unser geistiges Leben hängen genau und unzertrennlich mit den Wesenheiten der Schöpfung zusammen. Ist die Art nicht unveränderlich, dann wankt und bröckelt auch der Fels, auf dem die ganze Sprache, also unser Denken aufgebaut ist, das Substantiv oder nomen. Dann haben wir keine Substanzen mehr, sondern Akzidenzien, und die nächste Folge davon ist, daß auch allmählich die jeweilige Erscheinung mit dem Wesen verwechselt und Substantiv und Adjektiv ineinander übergehen und gleichwertig werden. Unter der Unsicherheit und Ungewißheit der Begrenzungen der einzelnen Erscheinungen würde die ganze Sprache unsicher, unbegrenzt, verschwommen und nebelhaft, wie Kinder und Ungebildete von allem, was sie nicht scharf erfassen, eben als von einem „Ding" sprechen; und als unabweisliche Folge würde unser ganzes Denken, unser geistiges Leben ein verschwommenes, unsicheres, immer wertloseres werden. Die Unzerstörbarkeit der Art ist notwendige Bedingung einer gesunden, geistigen Entwickelung. Ihre Veränderlichkeit bedeutet den geistigen Ruin der Menschheit. Denn daß ein Tier sich Hörner oder einen zottigen Schwanz anschaffe, wäre schließlich nicht so wunderbar, und für den Materialisten, welcher glaubt, Ochsen stoßen, weil sie Hörner haben, ziemlich natürlich. Für den aber, der glaubt, erst der göttliche Hauch habe den Erdkloß zum Menschen gemacht, und noch heute sei der Körper lediglich die Sichtbarkeit der darin wohnenden Seele, welche sich nach Bedürfnis wie Augen zum Sehen, auch Hörner zum Stoßen und Krallen zum Zerreißen bildet, ist es die Frage nicht, ob der Körper, sondern ob das lebendige innere Prinzip, die Seele samt ihren Eigenschaften, ihren Instinkten, Charakteren und Grundzügen sich so

verändern kann, daß allmählich eine Rose zur Brennessel, eine Wanze zur Biene oder Ameise, ein Lamm zur Hyäne, eine Turteltaube zum Geier wird oder, was dasselbe, daß die Seele einer Ratte in einer Nachtigall, oder die einer Schwalbe in einer Klapperschlange, oder die einer Kröte in einem Schmetterling, oder die eines Lamms in einem Tiger wohnen könne.

Was ist dann die Seele bei darwinistischer Anschauung? Nur noch ein eigenschafts- und charakterloses, ein geistiges aber formloses Protoplasma, ein schwer definierbares Substratum; alle Unterschiede von guten und bösen, reinen und unreinen, begabten und unbegabten Ichheiten hören auf, das heißt sind nur noch immer wieder entstehende und ebenso vergehende Wellchen auf einem Meere von unbewußtem Bewußtsein, haben keinen bleibenden, folglich keinen wahren Wert. Diese Weltanschauung, logisch durchgeführt, leugnet die individuelle Fortdauer, also die Unsterblichkeit der Seele.

Als Gott alles und ein jedes „nach seiner Art" geschaffen hatte, sahe er, „daß es gut war".

* * *

Auch die heutzutage vielfach prophezeite „Entropie" oder allmähliches Erlöschen und Absterben des Weltalls beruht auf einseitiger und willkürlicher Erklärung gewisser Tatsachen. Wir sehen allerdings, daß am Himmel es allerlei Sonnen gibt; solche die wie Sirius, Vega, Regulus in weißem Licht funkeln, andere wie unsere Sonne, Capella und Pollux in gelblichem, andere endlich in rötlichem Licht. Wir schließen aus Beobachtungen, so aus der Tatsache, daß die letzte Klasse mehr veränderliche Sonnen enthält als die erste, mit großer Wahrscheinlichkeit, daß diese roten Sonnen einst auch gelblich und früher noch weiß waren, nun aber im Erlöschen begriffen sind, und

schreiben ihre etwaige Veränderlichkeit, zum Teil wenigstens, einer allmählichen Schlackenbildung an ihrer Oberfläche zu. Daraus aber zu statuieren, daß alle Sonnen am Himmel einst weiß waren, daß alle, auch unsere, einst rot und kälter werden, und daraus ein endliches Finster- und Kaltwerden, ein Sterben an Altersschwäche des Weltalls abzuleiten, ein Gedanke, der zugleich involviert entweder, daß es keinen Gott gibt, oder daß dieser Schöpfer allmählich sich außer stande finden wird, seine Schöpfung am Leben zu erhalten, sein Gut weiter umzutreiben, kurz gesagt, bankerott wird, das ist wieder ein Deuten der Tatsachen über die Tatsachen hinaus, einer Theorie zulieb.

Nach Flammarion scheint kein glänzender Stern aus dem Verzeichnis des Ptolemäus erloschen zu sein. Sind in den letzten Zeiten sieben Sterne am Himmel verschwunden, verbrannt, erloschen, gestorben, so sind dafür dreizehn neue erschienen, geboren; sind manche etwas röter, so sind andere weißer geworden. So schien dem Ptolemäus der schöne Stern Capella rot, jetzt ist er weißgelblich und hat so sehr an Licht gewonnen, daß er Vega überstrahlt. Auch 6 in Perseus ist in der so kurzen Zeit von vierzig Jahren von rot weiß geworden, und ebenso ist der Doppelstern 96 im Herkules, der zuerst grün und rot war, jetzt weiß. Hauptsächlich aber an Sirius, dieser Riesensonne, die wahrscheinlich die unserige fünftausendmal an Licht übertrifft, haben wir nach dem klaren, übereinstimmenden Zeugnis von Cicero, Horaz und Seneca ein glänzendes Beispiel von einer einst roten (röter als Mars) und jetzt blendend weißen Sonne. Sie hat also in kürzester Zeit, denn was sind zweitausend Jahre am Himmel und für solche Welten, und aus unbekannten Ursachen sicherlich mehrere hundertmal an Licht und Wärme zugenommen, womit wahrscheinlich eine ebensolche Zunahme an Lebenskraft und Herrlichkeit auf

ihren Begleitern oder Planeten verbunden war. Also nicht alle Sonnen am Himmel nehmen an Licht und Wärme ab, sondern viele, vielleicht die meisten nehmen an beiden zu, obgleich wir nicht wissen wie, noch warum.

Somit liegt die endliche Entropie des Weltalls nicht in den Tatsachen, sondern ist eine willkürliche, wenn auch manchem plausibel erscheinende Deutung einiger Tatsachen. Auf andere Tatsachen gestützt, könnten wir den Entropisten mit gleichem Recht entgegnen: „Nein, das Weltall geht nicht dem finsteren Erstarrungstod, sondern durch Zunahme von Kraft und Licht und Wärme einem herrlichen und immer herrlicheren Leben entgegen." Doch wäre auch das bei der kurzen Zeit, seit der wir den Sternenhimmel beobachten, eine voreilige und über die jetzt bekannten Tatsachen hinausgehende Behauptung.

Man lerne also zwischen Tatsache und Erklärung unterscheiden, die klare Tatsache achten, die gegebene Erklärung prüfen. Wo eine zutreffende, vernünftige, sich mit den Tatsachen möglichst, ganz tut's ja keine, deckende Erklärung sich bietet, nehme man sie mit Dank an, hüte sich aber vor der heutigen Erklärungssucht. Warum nicht bei vielen Dingen auf die Frage: Wie erklären Sie's? offen antworten: Ich erklär's gar nicht: ich sehe mir die Tatsachen an und warte. Je größer der Gelehrte, desto besser weiß er, wie wenig wir wirklich erklären können.

* * *

Zum Dritten beruht diese Abneigung gegen Naturforschung und Wissenschaft überhaupt bei vielen Christen auf einseitiger Auffassung der großen Wahrheit, daß vor Gott kein Ansehen der Person gilt, und er seinen Heiligen Geist ebenso den Kleinen und Unmündigen, wie den Gelehrten und Weisen dieser Welt

schenkt. Von dem Wort Christi: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du solches (nämlich daß Jesus der Christ der eingeborene Sohn Gottes ist, s. Vortext) den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart" (Matth. 11, 25), wollen wir kein Jota abtun, bitten aber ebenso ernstlich den Leser, darüber nachzudenken, wie Gott, um seine großen Absichten in der Weltgeschichte durchzuführen, nicht unbegabte, sich um Erkenntnis und Wissenschaft, um Wissen und Können der Menschheit nicht kümmernde Menschen gewählt hat, sondern mit seiner persönlichen Freundschaft und unmittelbarem Umgang solche geehrt und zu Schriftstellern in seinem Wort bestellt hat, die wie ein Abraham Fürsten ihres Volkes waren und mit Königen verkehrten, wie ein Mose in aller Weisheit der Ägypter unterrichtet waren; wie ein Hiob, dessen Reden voll der tiefsten und geistreichsten Natur- und Menschenkenntnis, wie ein David, der auch über die Natur unübertroffene Hymnen und Oden dichtete, wie ein Salomo, der „dreitausend Sprüche und tausend und fünf Lieder verfaßte und der da redete von Bäumen, von der Zeder des Libanon an bis an den Ysop, der aus der Wand wächst, auch von Vieh, von Vögeln, von Gewürm, von Fischen" (1. Kön. 4, 31—33); wie ein Daniel, von dem es heißt: „Daniel aber übertraf die Fürsten und Landvögte alle, denn es war ein hoher Geist in ihm; darum gedachte der König ihn über das ganze Königreich zu setzen" (Dan. 6, 3). Wenn Christus in der oben angeführten Stelle von den Weisen spricht, so meint er, das ist aus seinen Worten klar, die Weisen dieser Welt, die sich weise dünken; daß er aber nicht die in Gott Weisen meint, wird uns dadurch gezeigt, daß wohl die Hirten, aber auch die Weisen aus dem Morgenland *kommen und* ihm huldigen. Diese bringen ihm Gold, als

dem König, Weihrauch als dem Gesalbten Gottes, Myrrhen, sein bitteres Leiden verkündigend, das sie ebenso vermöge ihrer Weisheit vorausſahen; denn sie waren Astrologen oder besser gesagt Astrosophen und sahen an den Gestirnen mehr und Wichtigeres, als Laplace in seiner „Mécanique céleste". Endlich, um den Heiden das Evangelium zu predigen und mehr zu arbeiten, denn sie alle, erwählt Gott vor allen Aposteln einen Paulus, der in der Weisheit der Schriftgelehrten wohl bewandert war. Und ebenso sehen wir, wie die seitdem von Gott erwählten Führer der Christenheit, die wahren Fürsten der Kirche und geistigen Hirten der Menschheit, die Kirchenväter alle, die Reformatoren, ein Augustin, ein Luther und Calvin u. a. keineswegs ungebildete und unwissende Menschen waren, sondern vielmehr solche vielseitige, die, um mit dem römischen Dichter zu reden, nichts den Menschen Interessierendes fremd achteten und von denen, lebten sie heutzutage, mit Zuversicht zu erwarten wäre, daß, wie oben von Luther erwähnt, sie auch der Naturerkenntnis sich bedienen würden, um ihren Glauben an einen großen und weisen Gott und Schöpfer des Weltalls laut und herrlich zu verkündigen; wie auch der Ungläubige seinerseits sie benützt, um seine nicht in ihr, sondern in ihm liegende Gottlosigkeit zu predigen. (Hier wollen wir nebenbei den oft falsch zitierten Spruch: „Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen" nach dem Grundtext dahin berichtigen: „Auf daß ihr die alle Erkenntnis weit übersteigende Liebe des Christus erkennt" [Eph. 3, 19]).

Man hüte sich also vor einer zu weit getriebenen Trennung und Scheidung zwischen Heiligem Geist und Geist Gottes, der zu aller Erkenntnis uns befähigt und der doch auch heilig ist, mit anderen Worten zwischen innerem und äußerem Leben, als ob sie in Opposition zueinander ständen. Ein erstes

Naturstudium aus gottergebenem Sinn lenkt nicht von Gott ab, schwächt nicht den Glauben, umdüstert nicht den inneren Blick der Seele, sondern wer Gott und die Natur in seinem Herzen in Einklang gebracht hat, der dankt Gott täglich dafür; den fechten Streit und Zank der Gelehrten nicht mehr an, wenn er auch von vielem gern gesteht, daß er es nicht versteht. Wo er geht und steht, umfaßt und umweht ihn die unendliche Macht und Kraft der Liebe Gottes, in Luft und Wind, in Quelle und Bach und See, in Stein und Pflanze und Tier, alle sind ihm ewige Gedanken Gottes; er freut sich, daß er jetzt schon in ihnen mit blöden Augen einiges von der Schöpferherrlichkeit seines Gottes erkennen darf; er jauchzt auf in der Hoffnung, bald in das wahre Weltall, in die wahre Natur zu gelangen, wo wahres Licht und wahrer Stoff, wahres Leben und wahre Kräfte, wahre Einheit aller Wesen und wahre Formen eine wahre und ewige Schöpfung bilden, deren Erkenntnis auch dort unser Geschäft sein wird, und über deren Herrlichkeit wir Gott ewig preisen werden.

Und eben aus dieser zu weit getriebenen Scheidung zwischen Heiligem Geist und Geist Gottes entspringt bei manchem Christen der vermeintliche Konflikt zwischen Wissenschaft und Wunder. Auch hier fehlt es am klaren Denken, an der ruhigen Überlegung. Man sehe sich doch das Wunder an für das, wofür es sich ausgibt, für das, ohne das es überhaupt gar kein Wunder mehr ist, nämlich für ein außerhalb der bisher bekannten Naturgesetze Geschehendes; sei es, daß man es als infolge von höheren Gesetzen geschehen betrachtet, sei es, daß man es einer willkürlichen, allen Naturgesetzen überlegenen Einwirkung Gottes zuschreibe. Aus dieser so einfachen Position und dieser schon im Begriff „Wunder" liegenden Definition *des Wunders* ergibt sich zweierlei: Erstens die Absur-

dität der Negation desselben. Behaupten, es gäbe keine Wunder, Wunder seien nicht möglich, hätten niemals stattgefunden! heißt nichts anderes als behaupten: „Wir kennen alle Kräfte und Gesetze und Möglichkeiten des Weltalls! Wir haben seit 4000 Jahren jede einzelne Tatsache, sowohl im Leben des Einzelnen, wie auch der Völker und ebenso jede Erscheinung der Natur, ja des Weltalls, so genau beobachtet und so gründlich untersucht, daß wir feststellen können, was möglich und was unmöglich ist. Wir können ferner aus dieser kleinen Spanne Zeit sichere, unfehlbare Schlüsse ziehen über alles, was jemals geschehen ist, und ebenso über alles, was jemals geschehen wird." Man sieht sofort ein, welche bornierte Anmaßung in diesen Sätzen läge. Denn wie Professor Maudsley, von L. Büchner in „Kraft und Stoff" zitiert (S. 181), bemerkt: „Es ist Hochmut menschlicher Unwissenheit, zu glauben, daß etwas unmöglich sei, weil es uns unbegreiflich zu sein scheint." Die Wissenschaft ist nicht in der Lage und wird auch niemals in die Lage kommen, mit Unfehlbarkeit zu bestimmen, was sein kann und nicht sein kann. Somit ist die Möglichkeit des Wunders, als eines uns unbegreiflich erscheinenden, nicht zu leugnen. Der alte Streit aber, ob dasselbe kraft höherer uns noch unbekannter Naturgesetze oder infolge einer jeweiligen plötzlichen Verfügung Gottes stattfindet, ist für uns ein müßiger. Denn wir erkennen keine Naturgesetze, die einst von Gott erfunden, nunmehr von ihm unabhängig weiter wirken, wie eine einmal konstruierte und aufgezogene Uhr. Sondern was wir, der Kürze und des Sprachgebrauchs wegen, Naturkräfte nennen, ist uns im Grund nur der stete Ausfluß der Kräfte oder der Kraft Gottes, und in letzter Instanz seines Willens, wie in Offenb. 4, 11 der himmlische Chor singt: „Durch deinen Willen haben sie das Wesen!" Gefiele es Gott, in dieser Sekunde

sich in das kreatürliche Nichts zurückzuziehen, in dem er vor der Schöpfung war, so zerrönne in derselben Sekunde das Weltall, und alle Naturkräfte hörten auf zu existieren. Insofern gibt es für uns nichts Natürliches, sondern nur ein Göttliches, und wir können ebensogut sagen: Es gibt kein Wunder, als: alle und jede Erscheinung des Daseins ist ein Wunder.

Das Zweite, was sich aus obiger Definition des Wunders ergibt, ist die Unmöglichkeit, dasselbe wissenschaftlich zu bekämpfen. Das Wunder entzieht sich jeder wissenschaftlichen Beurteilung. Das hat der große, keineswegs aber bibelgläubige Naturforscher Tyndall erkannt und ausgesprochen: „Daß," sagte er, „wenn es einen Gott gibt, derselbe allmächtig ist und folglich auch Wunder tun kann, ist an sich klar; nur hat sich die Wissenschaft nicht mit dem Wunder zu befassen, weil dasselbe, wenn es existiert, jenseits ihres Beweises liegt." Ganz richtig! sagen wir und möchten dieses Wort eines Gelehrten ersten Ranges so manchen Gelehrten zehnten und zwölften Ranges zur Beherzigung empfehlen, die immer noch mit der Wissenschaft das Wunder zu bekämpfen versuchen, was doch soviel heißt als mit Revolvern und Repetierkanonen nach der Sonne schießen und vermeinen: wenn nur die Waffen einmal vollkommener sind, dann kriegen wir sie schon herunter. Das Wesen des Wunders ist eben gerade seine Unantastbarkeit durch Beweise und Vernunftgründe, seine Unbegreifbarkeit und Unbeweisbarkeit. Wer ein „Wunder" irgendwie zu begreifen und zu erklären versucht, wer ein solches Hereinblitzen der unfaßlichen, göttlichen Allmacht in diese Welt sich „zurechtlegen" oder „vorstellen" will, zeigt damit an, daß er noch nicht weiß, was ein Wunder ist, weshalb er sich auch in der Regel mit diesem Versuch sowohl nach naturwissenschaftlicher, als nach christlicher Seite hin blamiert. Ein wissen-

schaftlich bewiesenes und erklärtes Wunder wäre ein logischer Widerspruch. So wird eine noch so fortgeschrittene Zoologie niemals beweisen können, daß Bileams Eselin nicht gesprochen habe und ebensowenig eine noch so entwickelte und tiefe Physik, daß die drei Männer im Feuerofen verbrannt wären, oder daß Christus im Meer hätte versinken müssen. Denn daß es dabei nicht naturgemäß herging, haben damals schon die Kinder gewußt. Wer sich durch angeblich „wissenschaftliche" Schlüsse seinen Glauben an das Wunder wegdisputieren oder auch nur erschüttern läßt, ist zum mindesten ein unklarer Kopf und täte wohl daran, vorerst seinen Begriff von einem „allmächtigen" Gott zu prüfen und darüber mit sich selbst ins Reine zu kommen. Gott ist das Wunder, und wer das Wunder nicht glaubt, glaubt auch nicht Gott, auch wenn er glaubt Ihn zu glauben, d. h. er ist eben geistig zu schwach, um beides zu erfassen. Das Wunder kann eben nicht mit und von der Intelligenz ergriffen werden, wie der Lichtstrahl nicht mit der Hand; es will mit und in dem Geist geschaut werden; weshalb wie von jeher kleinere Naturen des über ihren Horizont gehenden Wunders zu spotten geneigt waren, große, bedeutende und tiefblickende Menschen auch von jeher und unter allen Völkern an das Wunder geglaubt haben; daher das Sprichwort: Alle großen Männer sind abergläubisch.

Somit dreht sich die Frage keineswegs darum, ob du ein bestimmtes Wunder, Elia Himmelfahrt oder das Wandeln Christi auf dem Wasser glauben kannst oder nicht. Das Wunder ist gerade so wenig zu erklären, wie das Dasein; es ist oder es ist nicht. Ist es aber, kann heute oder morgen oder in zehn oder tausend Jahren etwas geschehen, was mit meinem bißchen Erfahrungen, mit meiner geringen Erkenntnis von den Gesetzen des Weltalls sich nicht reimt, ja im Widerspruch steht oder zu stehen scheint, so sind damit mit einem Schlag alle Wunder

möglich, heute, gestern und morgen; gleichviel, ob die Sonne am Himmel still steht und zwar ohne irgend welche Störung im Sonnensystem, oder ob ein armes Kind, auf sein Gebet hin, einen Pfennig im Staub findet. Wir aber, die wir an einen Gott glauben, glauben schon damit an das Wunder; denn ein Gott, der in bezug auf die Art und Weise, wie er sich in seiner Schöpfung offenbaren kann und soll, irgend welchen auch selbstgemachten „Naturgesetzen" gehorchen müßte, wäre kein Gott mehr. Sehen wir es ja schon unter Menschen, daß wo der geistig Kleine und Schwache nur einen Ausweg und Mittel sieht und findet, oder auch gar keins, ein großer genialer Mensch wie spielend ein ganzes Dutzend Auswege und trefflicher Mittel weiß. Wohl kennt der Mensch nur ein Bestes; Gott aber unendlich viele Beste, weil er das unendlich Gute ist.

Mancher sieht auch die Notwendigkeit des Wunders nicht ein. Gott bedarf freilich desselben nicht; Wunder tut er nicht um seinetwillen, schon weil es für ihn keine Wunder gibt, gleichviel ob er neue Sonnen schafft, oder ein Würmchen geboren sein läßt. Aber um unsertwillen tut er Wunder, damit wir nicht Gott als Natur und die Natur als Gott anbeten. Gott tut Wunder, um sich als einen Anderen und Höheren als diese Natur zu legitimieren und jedem nicht geistig Blinden zu sagen: Ich bin in der Natur; aber ich bin nicht die Natur; ich bin ihr Schöpfer; und wie ich sie willkürlich geschaffen, so kann ich jederzeit sie willkürlich verändern. Zum „Zeichen", wie die Bibel die Wunder stets nennt, müssen Wunder geschehen. Das ist ihre logische Begründung, zugleich ein Armutszeugnis für den Ungläubigen. „So ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, glaubet ihr nicht!" Und weil das Wunder uns einen Gott veranschaulicht, der stets gegenwärtig, stets bereit ist, zu seiner Ehre, *zur Hilfe* der Seinen, manchmal auch zum Gericht der Un-

gläubigen einzugreifen, deshalb bekämpft der Teufel keine Tat und Erscheinung der Weltgeschichte so eifrig, wie das göttliche Wunder, wenn er auch mit bekannter Charakterlosigkeit seinen Anhängern an die dicksten Wunder der spiritistischen Geisterzitation und Materialisation oder des Kartenschlagens zu glauben gestattet.

Denn dem Wunder entgeht der Mensch nicht, mag er es noch so weit von sich in Zeit und Raum rücken, und selbst der sich so wunderfeindlich gebärdende Materialist glaubt an Wunder. Zwar nicht an solche, welche erst vor 1800 Jahren stattfanden und dabei von vielen achtbaren Menschen beglaubigt wurden, von denen mehrere freudig für die Wahrheit ihrer Behauptung starben; wohl aber an solche, die vor Millionen von Jahren geschehen sein sollen und von niemand beobachtet wurden, der ihre Echtheit bezeugen könnte. Um nicht an die Schöpfung zu glauben, glaubt er an die unbewiesene Urzeugung oder bezieht mit großen Kosten Lebenskeime von unbekannten Welten. Daß Christus einen Menschen auferweckt, also einen schon lebendig gewesenen Organismus wieder lebendig gemacht habe, glaubt er nicht; wohl aber, daß einst aus dem toten Stoff Organismen entstanden. Daß Gott zu einem bestimmten Zweck einer Eselin den Mund auftat, daß sie einige Worte sprach, das kann er nimmermehr glauben; daß aber einst ein Affe, ohne zu wissen warum, allmählich zu sprechen anfing und sich eine menschliche Kehle aneignete, das glaubt er! Daß Gott, der das Feuer geschaffen hat und auch den Menschen, drei Männer auf einige Augenblicke feuerfest gemacht hat, dünkt ihnen eine abgeschmackte Sage; wohl aber glauben sie, daß organische Keime Millionen Jahre im glühenden Weltnebel und im geschmolzenen Granit ausgehalten haben. Ja, selbst ein Naturforscher wie Tyndall glaubt, daß wie alle Lebenskeime „so auch Erfindung, Verstand, Wille, in allen ihren Erscheinungen einst latent in einer feurigen

Wolke enthalten waren (!)." — Wenn das kein Wunder ist! — Und so weiter!

Wir endliche Wesen schweben in der Unendlichkeit; Unendliches aber ist Wunder für das endliche Geschöpf, läßt sich mit dem Denken nicht erfassen und begreifen. Weil wir in dieser Unendlichkeit leben, weben und sind, so ist unsere ganze Existenz mit dem Wunder verwoben und auf demselben aufgebaut. Wunder, unbegreifliches, niemals zu enträtselndes Wunder ist das Entstehen des Menschen im Mutterleib; Wunder sein Leben als eine unerklärliche Verbindung und Wechselwirkung von Geist und Stoff, von Leib und Seele; Wunder sein Essen und Trinken und unbegreiflich, daß das Stücklein Brot, das heute morgen noch auf dem Tische lag, nunmehr in mir als Fleisch und Blut und Hirnmasse den Schmerz fühlt, will und denkt. Und wie sein Leben, ist ein Wunder auch sein Sterben.

Selbst der Skeptiker Tyndall schreibt: „Kein vorurteilsfreier Forscher wird die Augen dagegen verschließen, daß die lange Kette seiner Untersuchungen in Wirklichkeit eine Kette von Wundern ist; während es sogenannte Freigeister gibt, die sich einbilden, mit ihrem Garnknäuel die unermeßlichen Tiefen des Weltalls ergründen zu können." (Fragmente. Neue Folge.)

So schwimmen wir, bei Licht besehen, im Wunder wie ein Fischlein im Ozean, und was wir „Wunder" nennen, ist nur das uns ungewohnte Fallen einzelner Regentropfen in dieses grund- und uferlose Meer. Anstatt des landläufigen Satzes: dumme und abergläubische Menschen halten alles Natürliche für wunderbar, sobald sie es nicht verstehen, wollen wir richtiger sagen: dumme und oberflächliche Menschen halten alles Wunderbare für ganz einfach und natürlich, sobald sie sich einbilden es zu verstehen. Denn Wunder ist wesentlicher Bestandteil und

Element alles Daseins (so im sogenannten Zufall) und alles Seins; und von keinem Jota im Buch der Schöpfung, von keinem Atom im All kann auch ein Erdgeborener sprechen: ich verstehe es, ich fasse es, ich meistere es! Flüchte dich in den ewigen Stoff, verstecke dich in die ewige Finsternis: auch hier starrt dir das Wunder entgegen, ein Abbild des allgegenwärtigen Gottes, dem du gern entlaufen möchtest und nicht kannst.

Der uns angeborene und unüberwindliche Hang zum Wunderbaren, so im Kindermärchen, die Schauer und die Wonne, die jeder Mensch in seiner Nähe empfindet, zeigen, daß es ein Wunderbares gibt. Wie aber ein in der Kindheit geraubter und als Schweinehirt erzogener Königssohn ungläubig lacht, wenn man ihm davon erzählt, wie mächtig und wie reich sein Vater, wie er selbst einst über Millionen, über mächtige Heere und zahlreiche Diener herrschen werde, so leben viele Menschen in solcher geistigen Ohnmacht und Nervenschwäche, daß sie mit blödem Lächeln jedes Wunder für Schwindel halten, weil sie nicht mehr imstande sind, sich über das Niveau des Alltäglichen zu erheben. Ist doch jedes göttliche (es gibt auch teuflische) Wunder eine Vergeistigung des Stoffs, ein Freiwerden aus den Banden der sogenannten Naturgesetze, ein blitzschnelles Versetzen in die ewige Natur, eine Tat aus, und ein Beweis von einer höheren, vollkommeneren, reicheren und freieren Welt. So wenn Christus auf dem Meer wandelt, Tote auferweckt und Kranke heilt; denn dazu ist der Mensch geschaffen, daß er über den Elementen und Kräften stehe, daß er nicht sterbe und nicht krank sei.

Spotten aber andere darüber, daß das Wunder das Licht der Wissenschaft nicht ertrage, so antworten wir: Allerdings! Wie die zarte Wurzelspitze, von der das Leben der Pflanze abhängt, nur in der Tiefe, in der Stille und in der Dunkelheit wirkt und Leben aus dem Tod saugt; wie das Herz des

Menschen, in seiner Brust verborgen, Leben dem ganzen Körper unermüdlich zuströmt; wie aber beide, bloßgelegt auf dem Seziertisch, alsbald stillstehen und ihre Lebensgeheimnisse zu verraten sich weigern: so auch das Wunder, das in der tiefsten Tiefe der Seele wurzelt, vor der gaffenden Menge verstummt und Glauben verlangt bei dem, der es tut und bei dem, der zusieht. „Er konnte daselbst nicht viele Wunder tun, um ihres Unglaubens willen." (Matth. 13, 58.) Wie alles Begehren anziehend, so ist auch jede Feindschaft lähmend und tötend; das sind ewige Gesetze des Geistes. Es weiß jeder Redner, Schauspieler, Dichter und Künstler, wie er von der zuhörenden und zuschauenden Menge entweder durch Kälte und Spott gelähmt, oder durch geistige Sympathie begeistert, elektrisiert, zu höchsten Leistungen entflammt wird. So steigt das gläubige, starke Beten der Gotteskinder bis in die Himmel empor und regt dort die Kräfte der Gottheit an, daß sie wunderbare Erhörung herabregnen lassen, alle Zäune und Schranken der klugen Vernunft überspringend; freilich dem Ungläubigen ein so Unverständliches, wie Sonnenlicht und Farbenpracht dem Blinden. Denn das Wunder hat das mit allem Hohen und Herrlichen gemein, daß es eines eigenen Sinnes zu seiner Wahrnehmung bedarf. Wer sich durch Buße, Verleugnung seiner selbst und starkes, unablässiges Flehen zum Vater aller Geister naht, erhebt sich auch allmählich bis zu jenen Welten, wo das Wunder zu Haus ist; wer, stets den Blick auf die Erde gerichtet, nur nach Geld und Gut und Genuß sucht, erblindet allmählich für das Höhere; der Sinn, das geistige Gesicht schrumpft ein und geht ihm endlich ganz verloren, bis er schließlich im Größten und Tiefsten, im Wahrsten und Schönsten nur noch Betrug und Humbug wittert. Furchtbares Gericht!

* * *

Vielen Gebildeten möchte man heutzutage zurufen: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach! Ist's aber Baal, so wandelt ihm nach! — Sie liebäugeln mit dem Unglauben und wollen doch nicht die Religion über Bord werfen. Daß es einen Gott gibt, nehmen sie natürlich an; aber selbstverständlich nicht den so menschlich gedachten Gott der Bibel. Sondern sie sprechen je und je von einem „höchsten Wesen", von einer „gütigen Vorsehung", von einem „freundlichen Geschick"; auch mitunter in der Familie vom „lieben Gott". Über die Bibel und biblische Wunder lächeln sie überlegen; Schöpfungs- und Sündenfallbericht sind ihnen zwar ehrwürdige, doch höchst primitive Anschauungen verratende Sagen, und Wunder nur geistig aufzufassende Bilder; ihre Kinder aber lassen sie in dem Glauben taufen, unterrichten und konfirmieren, daß dies lauter untrügliche göttliche Wahrheiten sind. Unangenehm berührt sie die Lehre von Buße und Bekehrung; aber ebenso die materialistische, „daß Liebe, Glaube, Hoffnung nur chemische Produkte sind." Sie halten sich manchmal, auch für die Kinder und das Gesinde, Missions- und Sonntagsblätter, aber ebenso Zeitschriften, mehr für den Salontisch, die „Aufklärung" verbreiten, und versteckt oder auch offen über das wahre Christentum spotten. Sie hören morgens in der Kirche einem selbst positiven Pfarrer mehr oder weniger aufmerksam zu; aber abends auch einem wissenschaftlich-populären Vortrag, in dem ihnen nebenbei bewiesen wird, wie Schöpfung und Sintflut nur Volkssagen und Mythen sind, oder lachen mit im Theater über die stehende Figur des fanatischen Pfaffen oder des augenverdrehenden Frömmlers. Kurz, sie scheuen vor jeder offenen, konsequenten Durchführung eines Prinzips, vor jedem geistigen Kampf zurück,

möchten sich als aufgeklärte Christen, als ein dunkles Licht oder eine kühle Wärme, produzieren, und bringen es mit aller Toleranz, Gutmeinen und Lavieren fertig, Menschen zu sein, an denen weder Gott noch der Teufel eine Freude haben kann.

Die Folgen dieser geistigen Charakterlosigkeit sind furchtbar. Nicht ein Nero oder Attila, nicht die großen Verbrecher, Gottesfeinde und Anarchisten demoralisieren die Welt, vielmehr bewirken sie Gutes, indem sie das Böse konsequent und abschreckend durchführen. Denn jede klare Offenbarung eines Prinzips ist heilsam. Zeigte sich der Teufel auf Erden sichtbar und ganz wie er ist, so fielen seine besten Anhänger von ihm ab. Das weiß er auch und versteckt sich.

Sondern von diesen mittleren Klassen, die sich den unteren Schichten als tägliche Beispiele bieten, die sich für ihre „betters" halten und gehalten sein wollen, geht hauptsächlich die heutige soziale Zersetzung aus. Der Arbeiter, der Arme, der Proletarier sieht und fühlt es ihnen an, wie bei all ihrem bißchen Frömmigkeit und Respektabilität und vornehmer Politur doch milde Charakterlosigkeit und behaglicher Egoismus die Grundgedanken ihres Daseins, und wie das einzige Streben dieser nach Christus sich Christen Nennenden darin besteht, in direktem Widerspruch mit Christi Wort, es in diesem Leben möglichst gut zu haben, möglichst bequem und warm sich einzurichten. So sehr aber dieses Streben uns allen anklebt, so verächtlich und wertlos wird jedes Leben, das kein anderes Ziel kennt; denn auch das Tier will existieren und zwar möglichst gut. Zum mindesten müßte man da die Heuchelei, womit man weder Gott noch die Menschen betrügt, fallen lassen, als ob man nach dem Himmel pilgere und offen bekennen: „ich lebe in dieser Welt, mit *dieser* Welt und für diese Welt; möchte mir aber aus Vorsicht

und Feigheit eine Hintertür offen halten für den Fall, daß an Bibel und Religion, am Jüngsten Gericht und Ewigkeit doch etwas sei."

Laßt uns ernstlich nach Gewißheit und Konsequenz, vornehmlich in der Religion trachten; denn hier wie nirgends lähmt und vergiftet jede Halbheit und Heuchelei das ganze Leben. Es ist ein furchtbares Wort: „Ach, daß du kalt oder warm wärest! Nun du aber lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Mund."

Meint aber mancher Mensch von der bisher besprochenen christlichen Naturanschauung: Mein Geschäft, mein Beruf läßt mir keine Zeit, über derlei nachzudenken, so ist das eine Selbsttäuschung. Wir erwarten, ja verlangen gesetzlich von einem ordentlichen Meister, daß er seine Lehrlinge nicht derart mit Arbeit überhäuft, daß sie keine Zeit mehr zu ihrer geistigen Ausbildung übrig haben. Sollte denn Gott, der große Lehrmeister, weniger für seine Lehrlinge, die Menschen, sorgen, und ihnen wohl Zeit und Gelegenheit geben, ihr leibliches, nicht aber ihr geistiges Brot zu erwerben?

Wenn man sieht, wie ein Apostel Paulus als Teppichweber Zeit fand, die Welt zu evangelisieren, wenn ein Schuhmacher wie Jakob Böhme, ein Bandweber wie Tersteegen, ein Kesselflicker wie Bunyan, ein Bauer wie Michael Hahn, neben ihrem Beruf geistige Nahrung nicht nur für sich, sondern für Tausende erarbeiteten, so muß man beschämt gestehen: An Zeit, um geistigem Brot nachzugehen, fehlt es niemanden, sondern nur am ernsten Willen! Ach, daß unser Wunsch und Wille Tag und Nacht wäre: Excelsior! Immer höher! Denn der Himmel ist hoch und mancher und manche, die gern hineinkämen, werden es zu ihrem Schaden jenseits erfahren: Gott ist hoch! Man kommt nicht dadurch zu ihm, daß man Tag für Tag und

Woche für Woche in dem Staub der Erde herumwühlt und um irdische Dinge und Sorgen sich herumstreitet, auch nicht dadurch, daß man noch so fleißig in seinem Beruf arbeitet, erwirbt und spart und redlich und ehrlich sich und seine Kinder durchbringt und ihnen eine sorgenfreie Zukunft sichert. Das alles tun auch die Heiden.

* * *

Sehen wir nun in der Kürze, was die Bibel uns von der Natur sagt.

Nicht mit Sündenfall und Verheißung der Erlösung fängt sie an; denn so groß und ewig dankenswert diese, so hat Gott den Menschen nicht dazu geschaffen, daß er sündige und erlöst werde. Sondern majestätisch steht da das Wort: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Hier, zu diesem Felsentor geht es ein in die Zeit aus der Ewigkeit. Hier sind die Herkulessäulen des menschlichen Denkens, über die hinaus nur noch das unendliche, unergründliche Meer der in sich seligen, keines Geschöpfes bedürfenden Gottheit ewig wogt und wallt. Ist Gott einst alles in allen und wir in Ihm, so werden wir schauen, was ihn bewog, aus der ewigen Ruhe und Selbstgenügsamkeit herauszutreten, den Sohn zu gebären und in und für und durch diesen Erstgeborenen alle Dinge zu schaffen. Solange wir aber noch im sterblichen Leib leben, sollen wir nicht danach forschen; denn, sagt Jakob Böhme, „das turbieret die Seele". Und doch hier schon stehe und sinne, du Wanderer durch die Äonen, denn hier schon zweigt der Weg nach rechts und links ab. Ist dieses erste Wort nicht wahr, so wirf deine Bibel weg; sie fängt mit einer Lüge an! Gibt es aber einen Anfang, einen Gott, einen Himmel und eine Erde, und hat Gott sie geschaffen, dann ist die Bibel wahr bis zum Schluß-

wort vom neuen Himmel und von der neuen Erde. Christ oder Nihilist! Ein anderes gibt's nicht; und balanciert mancher noch so geschickt sein Lebenlang auf der hohen Stange, so fällt er doch in der Todesstunde rechts oder links.

„Am Anfang," so fangen alle Religionen und Kosmogonien an; wir werden sehen, daß dieses Wort auch wissenschaftlich berechtigter ist als die Ewigkeit des Stoffes. Nach diesem großen Wort aber wendet sich die Bibel der Erde zu. Wohl hätte Gott uns vieles und Herrliches von den Himmeln der Himmel, von den Engeln und Erzengeln, den Cherubim und Seraphim, den Thronen und Fürstentümern berichten lassen können, und wie und warum Satan fiel und Legionen von Engeln mit sich in die Tiefe zog, und auch, was für Wunder ohne Zahl Gott auf den Millionen von Weltkörpern durch sein mächtiges Wort hat entstehen lassen. Aber hätte er es in himmlischer Sprache geschrieben, wir hätten es nicht verstanden; mit irdischer Zunge aber erzählt, hätte es nur ein unbefriedigtes Fragen in uns erregt und uns von der heilsamen Betrachtung unserer Nichtigkeit, unserer Sünde und unserer Erlösungsbedürftigkeit abgelenkt. Und weil die Bibel zu Erdbewohnern redet, spricht sie irdisch und menschlich mit uns. Sie redet davon, wie wir alle und auch der größte Astronom es täglich tut, daß die Sonne auf- untergeht, obgleich streng genommen, nicht die Sonne geht, sondern die Erde. Oder hätte Gott denn neben der Bibel für das Volk noch eine wissenschaftliche Ausgabe derselben herausgeben sollen? Wie und auf welchen wissenschaftlichen Standpunkt gestellt? Auf den des Ptolemäus etwa oder des Kopernikus oder auf den zukünftigen des Jahres 2- oder 3000? Oder auf sein eigenes, absolutes Wissen, also ein Buch, das schon wegen des zu hohen Ausdruckes uns allen unverständlich bliebe? Nicht eine Erklärung der Schöpfung

will uns die Bibel geben, sondern Gott in der Schöpfung will sie uns zeigen.

Und nun beschreibt uns dieses Wort in großartigem Lapidarstil die Schöpfung einer göttlichen Natur. „Die Erde war öde und formlos und Finsternis bedeckte die Tiefe." — Auch ein durchaus wissenschaftlicher Spruch! Über einer heißen Granitkruste ein heißer Ozean, und darüber eine undurchdringliche Atmosphäre, reich an Kohlensäure. — Aber auf Gottes Wort hin wird es Licht. — Es kühlt sich die Atmosphäre, es strömen die Dampfbestandteile herab und die Erde schwimmt in einem Meer von Licht ohne Nacht. — Ob in und durch einen Lichtnebel des Weltraumes hindurch, wie wir solche am Himmelszelt sehen? Unwissenschaftlich wäre es, diese Möglichkeit zu leugnen. — „Und Gott spricht!" — und weiter klärt sich noch diese Atmosphäre, wird zur Luft, zu einer „Ausdehnung, die die Wasser von oben von den Wassern von unten scheidet"; eine scheinbar kleine Tatsache und von keiner anderen Kosmogonie erwähnt; und doch wie bedeutend! — Frage alle Gelehrten der Erde, warum nicht durch Verdunstung ein undurchdringlicher feuchter Nebel die Erde umhüllt, Sonnenschein und jede Kenntnis von Weltkörpern uns verschließend? — Sondern hoch über uns schweben die Wolken, von Winden getrieben, und bewässern die Erde. Einen gewaltigen Kreislauf der Gewässer, so wichtig wie der des Blutes im Körper, ermöglicht diese Luft. Ungesehen, Tag und Nacht, steigen ganze Amazonenströme und Mississippi gen Himmel und fallen wieder herab, spülen die Berge ab, bilden Holland aus Alpenschlamm, Südamerikas Flachland aus den Abfällen der Kordilleren, ebnen und nivellieren; aber ebenso unaufhörlich arbeiten die unterirdischen Kräfte, und es „heben sich die Berge und senken sich die Meere" immer noch.

„Und es ward Abend", — denn schon damals nannte Gott das Licht, also die Lichtzeit, gleichviel wie lang, Tag und ebenso die Finsternis Nacht (1. Moses 1, 5). — Mit diesem 5. Vers ist deutlich ausgesprochen, daß Gott hier sich nicht auf ein Maß und eine Größe dieser „Tage" einläßt; es sind Lichtepochen von ebensolchen Zeiträumen der Finsternis unterbrochen; wie lang, davon steht in der Bibel kein Wort und wir haben in der Bibel selber Beispiele genug, daß das hebräische jôm einen unbestimmten Zeitraum bezeichnet. (Gen. 25, 33, Jes. 2, 17, 20 u. a.) Nach langem Lichttag brachen hervor die vulkanischen Kräfte der Tiefe, wie beim Hervorsteigen des Jorullo in Mexiko (1734) und neuerdings beim Versinken des Krakatoa bei Java, nur viel gewaltiger, und hüllten die Erde in eine lange Nacht ein; auch eine durchaus wissenschaftliche Vorstellung. Dann sprach Gott: „Es sammeln sich die Meere, und es erscheine das Trockene," und es entstanden zwei Gegensätze, zwei Welten, wie Tag und Nacht getrennt, der Höhe und der Tiefe. Was im Wasser lebt, stirbt auf dem Land; was auf dem Land lebt, stirbt im Meer. — Und Gott sprach: „Die Erde bringe hervor!" Das Wort, der Logos hat's getan, nicht die Atome und die Naturkräfte; die wissen nichts vom Leben; wie sollten sie solches aus dem Tod erzeugen? Und auf dem neugeborenen Land entsprossen alsbald allerlei Gewächse in heißer kohlensäurereicher Luft, dichte Wälder üppig wuchernder Araucarien, Kalamiten und Farren, unsere Steinkohlenlager. Cuvier, der Gründer der Paläontologie, sagt in seinem „Discours sur les révolutions du globe": „Moses hat uns eine Kosmogonie hinterlassen, deren Genauigkeit sich mit jedem Tag in einer bewunderungswürdigen Weise bestätigt."

Es ist geradezu lächerlich pedantisch, der Bibel und Mose Ungenauigkeit oder gar Unwahrheit vorzuwerfen, weil er bei

der Fixierung im Lapidarstil der Hauptmomente der Schöpfung, so bei der Erschaffung einer kolossalen Welt der Gewächse nicht gleich der kleinen Seetiere erwähnt, die damals lebten. Als ob er irgendwie verpflichtet sei, uns einen genauen Katalog sämtlicher Organismen zu liefern; oder ich unwahr sei, wenn ich schreibe: „zur Zeit des Tacitus bedeckten noch dunkle Tannen- und Buchenwälder einen großen Teil Germaniens," weil ich dabei die Schnecken an den Stämmen und die Molche in den Tümpeln nicht anführe! Von dieser und der weiteren biblischen Darstellung spricht Prof. Quenstedt bewundernd: „Moses war ein großer Geologe, gleichviel woher er seine Weisheit haben mag!" wie er auch bemerkt: „Der ehrwürdige Moses, der die Pflanzen zuerst auftreten läßt, ist noch nicht widerlegt, da gerade in dem untersten Lager auch Seepflanzen sind"; und über die Erschaffung der Sonne am vierten Tag (von Sonne und Mond heißt es übrigens in der Bibel nicht „bara" schuf, sondern: „asah" bereitete, richtete zu), ruft er aus: „Wie wahr! denn die kleine Erde mußte sich lange vor der riesigen Sonne gestalten" (die Schöpfung S. 8 und 27). Ob diese Auffassung die richtige, wollen wir hier nicht untersuchen, wohl aber feststellen, daß man ein großer und gelehrter Naturforscher und Geologe sein kann, ohne, wie so manche kleine, es für wissenschaftliche Pflicht zu halten, über den biblischen Schöpfungsbericht verächtlich die Achsel zu zucken. Ebenso sagt Moldenhauer: „Die Erde mußte mit ihrem Ballungsakte früher zu Ende kommen, als die Sonne, und erst lang nach ihrer Entstehung wurde aus dem Nebelgebilde am Himmel eine Sonne, klein von Umfang, blendend in Lichtfülle." (Das Weltall, 1884, Bd. I, Kap 8.)

Und wieder brachen aus der Tiefe feurige Kräfte hervor, hüllten die Erde in Nacht und Finsternis; es hoben sich neue

Berge, es senkten sich die Tiefen; bis endlich wieder Ruhe eintrat und das Licht wieder erschien.

Dann sprach Gott: „Es wimmeln die Wasser vom Gewimmel lebendiger Seelen, und Gevögel fliege über die Erde!" Und jetzt noch wimmeln die Gewässer, und fast fürchtet man bei ihrer Betrachtung, daß das Leben im Meer allzu mächtig werde und die Ozeane ausfülle. Damals entstanden die großen Seeungeheuer, die Millionen von Sauriern, die wir versteinert in den Schichten des Jura finden.

Und als nach langer Nacht und furchtbaren Umwälzungen das majestätische Schöpfungswort wieder erscholl, traten allerlei Vierfüßler und die jetzigen Bäume auf, und nach diesen, und von jenen nicht mehr durch eine Nacht getrennt, — auch eine geologische Wahrheit — der Mensch nach dem Rat der Elohim in Gottes Bild geschaffen.

Gegen diese Kosmogonie vermag die Kritik nichts. Wer leugnet, daß diesem Wort gemäß zuerst die Tiefe, der Ozean, die Erde bedeckte und Finsternis die Tiefe, daß dann die ersten Kontinente und Berge sich erhoben, darauf eine kolossale Pflanzenschöpfung entstand, dann Millionen von Wassertieren auftraten, denen erst später eine Welt von Vierfüßlern und zuletzt erst der Mensch folgten, leugnet die Bibel und die Geologie.

In dieser göttlichen Natur nun sollte der Mensch leben; über sie sollte er in göttlicher Kraft herrschen und sie zu Gott erheben. „Du sollst (nicht darfst) essen von allen Bäumen des Gartens." Ist es nun wahr oder nicht, daß der Mensch der Herr der Schöpfung ist? Daß seine Furcht und sein Schrecken über allen Tieren liegen? Aber ebenso, daß er sich gefallen fühlt und sich fürchtet, weil er nackt ist?

Und nun führt uns die Bibel die Menschheit vor als im engsten Verband mit dieser Natur. Weil der Mensch fiel, wird

der Acker um seinetwillen verflucht; und doch muß er sich von demselben nähren, bis er zur Erde wird, aus der er ward.

Nachdem die Wasser von oben und die Wasser von unten, durch Gottes Weisheit geschieden, durch des Menschen Sünde wieder zusammenfließen und die Menschheit ersäufen, verflucht Gott den Turm und die Stadt und läßt die Träger seines Willens und Geistes, einen Abraham, Isaak und Jakob, in der freien Natur leben, vom Fels zum Meer wandern, auf Bergen, im Eichenhain und bei den Palmen an der Quelle ihn anbeten und geistig groß werden. Die edle, wenige aber großartige Linien bildende orientalische Natur mußte den Hintergrund ihres geistigen Lebens bilden. Moses, diesen größten aller Propheten, Gottes speziellen Freund, läßt er nach beendeter Studienzeit am Hofe Pharaos vierzig Jahre lang am Berg Horeb in der großartigsten Landschaft der Welt, Meer, Wüste und Berg beisammen, geistig erstarken und wieder natürlich werden, ehe er ihm seine Weltaufgabe vorschreibt. Dann erzieht er sich in eben dieser Wüste Sinais ein Volk, das er in ein Land triefend von Milch und Honig führt.

Großartig ist die Naturanschauung des Gesetzes auf dem Sinai; ja, dieses Gesetz beruht auf der Natur als Grundlage. Nicht ein industrie- oder handeltreibendes, nicht ein Fischer-, Jäger- oder Nomadenvolk soll Israel sein, sondern ein Naturvolk in schönster Bedeutung. In und mit der Natur, von Gottes Segen in dieser Natur und von ihren Früchten soll es leben; mit der Natur seine Feste feiern; stets die Erstlinge dieser von Gott geschaffenen und Gott geheiligten Natur Ihm darbringen; dieser Natur auch ihren Sabbat und Erholung und Jubeljahr geben; sie durchaus gerecht und schonend behandeln; und als schönen Lohn für seinen Gehorsam verheißt ihm Gott seine reichsten Naturgaben, Korn, Öl und Wein und fruchtbaren

Regen. Das sind schöne, weil gesunde, und gesunde, weil natürliche, und natürliche, weil göttliche Volksideale!

Wohltuend und erhebend ist die ehrfurchtsvolle Ausführung dieses Verhältnisses des Menschen zur Natur in der jüdischen Tradition. Schön diese Achtung vor dem „Schatten Jehovas", wie sie die Schöpfung nennt; diese Erkenntnis der alle Naturreiche durchziehenden zwei Prinzipien, des Reinen und Unreinen; diese Furcht, die göttliche „Zurah" (Form) in irgend einem Wesen zu verletzen oder durch Vergewaltigung oder künstliche Zucht oder Vermischung zu verwischen; dieser Glaube, daß jede solche Trübung in der irdischen Natur eine Trübung des Entsprechenden in der oberen Natur hervorbringt; worüber Engel trauern, weil dadurch ihre Kraft in der Natur zur Ehre Gottes und zum Frommen des Menschen zu wirken, geschwächt wird.

Und auf dieser natürlichen Basis baut das Gesetz das göttliche und menschliche Recht auf, das verborgen in dieser Natur liegt, denn die Natur ist das Gesetz. Zuerst stellt es fest, daß das Geschöpf wie die Schöpfung vor dem Schöpfer steht und vor ihm wandeln soll. Theokratie ist das Natürliche. Denn ist Gott Schöpfer und Erhalter des Weltalls, so auch dessen König, und Ihm gebührt höchste Ehre und stete Anbetung, und sein Dienst ist Zweck und Glück des Daseins für das Geschöpf. Wo es geht und steht, bei Tag und bei Nacht, zu Haus und auf dem Felde steht der Israelit vor den flammenden Augen Jehovas, des heiligen eifrigen Gottes, der den Sünder nicht für unschuldig hält; daran mahnt ihn jeden Augenblick seines Lebens das furchtbare Gesetz mit der unerbittlichen Strafe: „Diese Seele soll ausgerottet werden von ihrem Volk." Höchste Würde ist, Gott dienen zu dürfen.

Diesem Gott gehört ein Siebentel des irdischen Lebens. Unerbittlich soll 24 Stunden lang der Pflug und die Sichel

und die Kelter, und auch die Magd und der Knecht, der Ochs und das Pferd, ruhen. Wehe dem Mann, der nur Reisig sammelt; er ist des Todes. Eine Pause alles menschlichen Wirkens und Waltens tritt ein, und das Geschöpf muß völlig tatlos vor dem Schöpfer stehen. Wie bedeutsam!

Tief symbolisch ist der Gottesdienst. Draußen in der Wüste dieser Welt steht die Menge; die Auserwählten treten durch Feuer und Wasser hindurch, zwischen dem ehernen Meer, das die Unreinigkeit abwäscht, und Ariel, dem Löwen Gottes, der das Opfer verzehrt, in das Heiligtum, wo die fortwährende dreifache Offenbarung Gottes geschieht, den Israeliten, wie aus der Kabbala ersichtlich, wohlbekannt. Der Vater und Ernährer aller Wesen gibt täglich zwölf Brote den zwölf Stämmen; der Sohn, der Maschiah, bringt ununterbrochen dem Vater die duftende Fürbitte, und der Heilige Geist leuchtet ewig siebenfach. Und hinten, im Allerheiligsten, thront in der Finsternis zwischen den Cherubim der Gott, den kein Mensch sehen kann und leben, dem nur der reine Hoheprieſter einmal im Jahr mit bebendem Herzen die goldene Schale voll Blut, dieser Seele aller Lebendigen, darbringen darf. Wie schön dieses Abbild des himmlischen Tempels!

Nachdem das Gesetz den Dienst geregelt, den der Mensch seinem Gotte schuldet, spricht es das große Naturrecht über die Menschen aus. Zuerst die Heiligkeit des Lebens, das Furchtbare der Blutschuld und das einzig wahre Prinzip der Gerechtigkeit: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben für Leben. Der damals übliche Sklavenhandel wird mit Tod bestraft. „Wer einen Menschen stiehlt und verkauft, der soll des Todes sterben“ (2. Mos. 21, 16). Dann kommt die Heiligkeit der Familie und der Ehe; die Macht des Vaters, das Ansehen der Mutter; wer Vater oder Mutter schlägt oder ihnen flucht, soll

des Todes sterben. Für Vatermord keine Strafe; ein solcher Frevel ist unter dem mosaischen Gesetz undenkbar. Dann die Solidarität der Familie, der einzelnen Stadt, des Stammes und endlich des ganzen Volks. Einer für alle und alle für den Einen im Fluch wie im Segen. Endlich wird die Unantastbarkeit des Besitzes festgestellt, jedoch der Dieb nur mild bestraft; denn Geld und Gut sind nicht heilig. Dazu kommen treffliche, wieder auf Naturprinzipien gegründete Einrichtungen; so die besitzlosen Priester, deren Erbteil Jehova; das unentgeltliche und öffentliche Rechtsprechen durch die Ältesten, die Greise, mit Appellation in schwierigen Fällen an die Priester, die ihrerseits das Urim und Thummim fragen dürfen; die Zufluchtsstätten u. a. Wie leicht und kostenlos funktionierte dieser Naturstaat; ein festgegliedertes, nach außen abgeschlossenes Ganze; nach innen ein freies, patriarchalisches Leben gestattend. Das Gefängnis, das Zuchthaus, den Kerker kannte dieser Staat nicht, geschweige die Folter und die Grausamkeit des Mittelalters. Schädigt dich einer am Eigentum, so wird er dir als Knecht zugesprochen, jedoch nicht über sieben Jahre (2. Mos. 21, 2); vergilt ihm Böses mit Gutem; erziehe ihn durch nützliche Arbeit zu einem braven und nützlichen Menschen, und gelingt es dir, und will er nach Ablauf seiner Zeit nicht mehr von dir fort, so nimm ihn als Familienmitglied auf. Wir dagegen stecken einen Dieb ins Zuchthaus mit Kosten für den Staat und zu seinem Verderben, um seiner los zu werden.

Aber auch die Schönheit und Freude und Poesie des Lebens kommt bei diesem Gesetz des Sinai zur Geltung. Prächtige und obligatorische Feste, auf den Kreislauf der Natur gegründet, dienen dem Volk als starker Verband. Herzliches Erbarmen mit den Schwachen, mit dem Fremdling, mit der Witwe, mit

der Waise wird zur Pflicht gemacht. Das Vieh, der Baum und selbst der Boden sollen zu ihrem Recht kommen; alles habsüchtige Ausbeuten ist verboten; wohlwollende Befreiung vom Kriegsdienst für manche Fälle gesichert; willst du ein Pfand vom Armen, so warte draußen, bis er es dir bringt! Aber so streng auch Jehova das Unrecht, die Sünde straft, so wenig will er ein Volk von brütenden Kopfhängern. „Du sollst dich freuen und fröhlich sein mit deinem Knecht und deiner Magd und dem Fremdling, und essen und trinken von allem, womit dein Gott dich gesegnet hat.“ Für dieses Volk gab's keine Existenzfrage, weder im Krieg noch im Frieden, weder in der Politik noch in der Nationalökonomie, weder für den Staat noch für den Einzelnen; sondern nur eine Frage des Gehorsams oder des Ungehorsams: „So ihr mir gehorcht, spricht Jehova, so will ich dem Segen befehlen, daß er über euch sei! So ihr mir nicht gehorcht, will ich euch vertilgen aus eurem Lande!“ — Wir Christen könnten von Israel lernen, wir, denen die Existenzfrage, das stete Bangen um das bißchen Erdenleben alles beherrscht, überragt und überschattet, unsere Politik und unsere Verträge, unsere Gesetzgebung und unser tägliches Tun, unser Gewerbe und unsere Kunst; wobei wir, wenn's gut geht, uns dazu Gottes Segen schließlich wünschen, als etwas, das zwar am natürlichen Lauf der Dinge nicht viel ändern werde, aber auf alle Fälle nichts schade! — Und damit dieses Volk nicht doch in Nahrungssorgen verfalle und seinen Ackerbau und seine rationelle Landwirtschaft als Quelle und Grund seines Wohlstandes betrachte, die große Verordnung des Sabbatjahrs. Säe nicht und ernte nicht im siebten Jahr, sondern iß, was dein Gott ohne deine Arbeit wachsen läßt! Was würden wir, die wir uns hoch über Israel dünken, zu einer solchen Glaubensprobe alle sieben Jahre sagen!?

Endlich schenkt Gott seinem Volk das Jubeljahr, dieses herrlichste aller Gesetze, das schon allein dem Menschen und dem Volk das Leben so sehr erleichterte und verschönerte, diese Erlösung von Schuld und Pein, dieses prächtige Symbol des Himmels.

Das sind gesunde Ideale der Gesetzgebung, die den wahren Bedürfnissen des Menschen entsprechen. Wohl mochte Moses ausrufen: „Wo ist so ein herrliches Volk, das so gerechte Sitten und Gebote habe?“ (5. Mos. 4, 8) und jeder, der da hungert nach Gerechtigkeit, wird mit David, diesem weisen Herrscher und Staatsmann, aufjauchzen: „Dein Gesetz, o Gott, erquickt die Seele!“ Aber freilich um so tiefer seufzen, wenn er sich unsere moderne, fortschrittliche Gesetzgebung und unsere Rechtszustände ansieht. Heute machen wir Gesetze, und morgen schaffen wir sie ab; was ein Gericht als Recht ausspricht, stößt ein anderes um und stellt es als Unrecht auf; und wird ein Versuch gemacht, dem Recht zu seinem Recht zu verhelfen und der Empörung, der Gotteslästerung und der Unsittlichkeit gesetzliche Schranken zu setzen, so schreit alles auf vor Ratlosigkeit und ängstlichen Bedenken, und fühlt oder glaubt sich getroffen, an seinen Interessen geschädigt, in seiner Freiheit beschränkt. Fiat justicia, pereat mundus! riefen die Alten und auch die eisernen Puritaner und Hugenotten. Wir aber wollen Gesetze, die uns nicht wehtun, die uns weder Schranken setzen noch Pflichten auferlegen, die unseren Standes-, Sonder- und Privatinteressen dienen und bei denen sich Geld machen läßt. Dazu ist aber das Recht nicht da. Was soll aus einem Volk werden, das an die Stelle des Rechts das Nützliche und Zweckmäßige setzt?

Was für Schaden die Verkennung und Geringschätzung des Alten Testaments und seine Ignorierung auch auf der Kanzel uns gebracht, zeigt sich immer deutlicher. Der Sinn

für Recht und Gesetz geht uns verloren, weil wir das majestätische Gesetz des furchtbaren Jehova und seine Erfüllung in der Geschichte Israels und der Völker höchstens noch als historische, aber geistig überwundene Standpunkte ansehen, als ob ein göttliches Wort nicht ewig lebendig bliebe. Wir verlieren den Sinn für Wahrheit, weil wir das, was Gott durch seine Propheten seinem Volke geschworen hat, als poetische Übertreibungen und Redensarten auffassen. Ebenso haben wir Interesse und Verständnis für die Wege Gottes mit den Nationen und für seinen Weltgeschichtsplan, also für die ganze Weissagung, und die große stärkende Hoffnung der überaus herrlichen und realen Erfüllung dieser Verheißungen verloren. Zwei Drittel des göttlichen Wortes liegen brach, wir wissen nichts damit anzufangen; wir reden von einem finsteren Rachegott der Hebräer oder fragen gar in kindischem Unverstand: „Was hat das mit meinem christlichen Glauben zu schaffen, ob ein Abraham je gelebt hat oder nicht?“ Jesus aber sprach: Ihr irret und wisset die Schrift nicht. Habt ihr nicht gelesen, was euch gesagt ist von Gott, da er spricht: Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs? Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen.“

Mit dem Alten Testament steht und fällt auch Christus. Ist das erste eine spätere Fälschung und hat es nie einen Abraham gegeben, so ist Jesus, der an Abraham glaubte und in die Welt kam, „damit erfüllt würde alles, was über ihn geschrieben steht in dem Gesetz Moses, in den Propheten und Psalmen“, ein in Vorurteilen und Irrtümern befangener Rabbiner, der einen verunglückten reformatorischen Versuch mit seinem Leben bezahlte. Dann gibt es keine christliche Religion.

Wie sind wir so blind geworden für die so klare Offenbarung des Jehova-Christus, derselbe im Alten und im Neuen

Testament, wie er am Anfang der Genesis, des Johannesevangeliums und der Offenbarung steht, dieses Ebenbild des unsichtbaren Gottes, „den niemand je gesehen hat"; durch welchen Christum „alles geschaffen ist, das im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare, der vor allem ist und in dem alles besteht" (Kol. 1, 15—17), der Adam und Abraham Verheißene, der bei Moses sich nennt: „Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, und geduldig und von großer Gnade und Treue, der du beweisest Gnade in tausend Glied, und vergibst Missetat, Übertretung und Sünde, und vor welchem niemand unschuldig ist; der du die Missetat der Väter heimsuchst auf Kinder und Kindeskinder, bis ins dritte und vierte Glied" (2. Mos. 34, 6 und 7). Wenn David jauchzt: „Der Herr ist mein Hirte, der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen," so schaut er in der Kraft des Heiligen Geistes Christum, von dem er so viel weissagt. Und dieser Jehova spricht zu Johannes: „Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes." Dieser Jehova ist es, der, obgleich während seiner freiwilligen Erniedrigung für sich jede Anwendung der Gerechtigkeit abweisend und liebevoll sich der Sünder annehmend, ja unsere Schuld am Kreuz tragend, dennoch über die Pharisäer das Wehe ausruft, über die Juden die Zerstörung Jerusalems, über Judas ewige Verdammnis ausspricht, und ein neues Gesetz aufstellt, strenger, furchtbarer noch als das des Sinai: „Ihr habt gehört . . . . Ich aber sage euch: Wer zu seinem Bruder sagt, du Narr, der ist des hölliſchen Feuers schuldig." „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen." — Wer kann vor solchem Donnerwort bestehen? — Und er fährt fort: „Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte, wie wollt ihr der hölliſchen

Verdammnis entrinnen? Darum siehe, ich sende zu euch Propheten und Weise und Schriftgelehrte, und derselben werdet ihr etliche töten und kreuzigen und verfolgen von einer Stadt zu der anderen; auf daß über euch komme alle das gerechte Blut, das vergossen ist auf Erden, von dem Blut an des gerechten Abel bis auf das Blut Zacharias, Barachias Sohn, welchen ihr habt getötet zwischen dem Tempel und dem Altar" (Matth. 23, 33—35). Hier höre ich den Jehova des Alten Bundes; wie es derselbe Heilige Geist der Gerechtigkeit ist, der die Rachepsalmen schrieb und auch Ananias und Saphira wegen eines geringen Betruges tot hinstreckte, den Sünder in Korinth und den Hymenäus und Alexander dem Satan übergab. Dieser Jehova-Jesus ist der Messias und Rächer, von dem Jesaias (Kap. 63, 1—6) und Hesekiel (Kap. 39, 17—20) weissagen, eine Weissagung, deren genaue Erfüllung Johannes schaut und in Offenb. 19, 11—18 mit denselben Worten wie die beiden Propheten beschreibt. Er sieht diesen Christus die Nationen mit eiserner Rute schlagen und in blutgetauchtem Gewand die Kelter des Weins des Grimmes des Allmächtigen treten, und allen Vögeln des Himmels wird zugerufen, sie sollen kommen und sich sättigen vom Fleisch der Könige und der Obersten, der Freien und der Sklaven, der Kleinen und der Großen. Dann regiert Er mit seinen Heiligen die Nationen *nach dem Recht und Gesetz Jehovas* und richtet endlich sitzend auf dem weißen Stuhl die Lebendigen und Toten; denn es steht geschrieben: „Der Vater richtet niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohn übergeben" (Joh. 5, 22). Und nach dem Gericht übergibt dieser Jehova-Jesus alle Dinge dem Vater, auf daß Gott sei alles in allen. Das ist eine Bibel aus einem Guß und ein Gott, derselbe heute, gestern und in Ewigkeit.

Weil aber dieser granitene Unterbau des Alten Testaments uns fehlt, bauen wir Luftschlösser. Wer von der Unerbittlichkeit des Gesetzes vom Sinai nicht zerbrochen wurde und täglich noch wird, schwatzt nur so von der Gnade; er kennt sie nicht. Dann fabelt und träumt man von einem christlich-sozialen Staat, von einer Kirche ohne Dogma und von einer Religion der bloßen Liebe, die auch den Feinden Gottes zuruft: „Seid umschlungen, Millionen.“ Und mit solchem Zuckerwasser will man den Schwarzen Tod kurieren und in solchen Kartenhäusern dem kommenden Erdbeben trotzen?

Das unbeugsame eherne Gesetz des Sinai dagegen hat sich wie alles Göttliche bewährt. Es hat einen Haufen durch vierhundertjährige Knechtschaft verkommene Sklaven zu einem Volk geschaffen. Es stellte ungeheure Forderungen, wie an den einzelnen so an das ganze Volk, und eben dadurch hat es dasselbe stark gemacht, hat ihm die Kraft und den Zusammenhalt gegeben, den wir an ihm trotz zweitausendjähriger Erniedrigung und Schmach heute noch bewundern müssen. Es mögen doch die am Geist Erblindeten, die im Gesetz Jehovas nur eine spätere Fälschung zur Zeit Esras zu erblicken vermögen, zusammensitzen und uns auch eine solche Fälschung brauen, die unserem deutschen Volk eben das wäre und das gäbe, was jenes Gesetz dem Volke Israel. — Not tät's. Aber: „la critique est aisée, mais l'art est difficile.“

Sehen wir uns weiter die Bibel mit Bezug auf die Natur an. — Wie lebt ein Hiob in der Natur, ist groß in ihr, bezieht aus ihr seine Weltweisheit, sieht Gott und sein Walten darin! Als Hiobs Ritterschaft ein Ende haben soll, fährt Jehova im Sturm herab und fordert diesen geliebten Mann, von dem er anderswo ausruft: „Selbst wenn Hiob vor mir stünde, so würde ich ihre Sünde nicht vergeben!“ zum Zwei-

kampf auf; „Gürte doch deine Lenden wie ein Mann, so will ich dich fragen, und du belehre mich!“ Aber nicht beschämt ihn Gott mit Vorstellungen über seine Sünden, nicht tröstet er ihn mit der Verheißung ihrer Vergebung, nicht Gnade und Buße predigt er ihm, sondern seine Herrlichkeit und Weisheit zeigt er ihm an der göttlichen Natur; malt ihm in göttlicher Pracht, mit donnernden Worten, in Bildern, wie nur ein Gott sie malen kann, die Gründung der Erde und das Schalten und Walten und die Herrlichkeit der Kreatur und ruft ihm damit aus dem Orkan heraus zu: Wie! glaubst du noch, daß ein Gott, der solches schafft, in deiner Lebensführung etwas versehen könnte? Und Hiob versteht, was dieser Beweis aus der Natur sagen will.

David, dieser Recke, der in hundert Schlachten gegen die Philister, Moabiter, Edomiter dem Tode ins Auge geschaut, den oft seine dreiunddreißig Helden und Feldmarschälle, je einem Armeekorps von 25000 Mann befehlend, aus dem Kampfgewühl heraushauen mußten (2. Sam. 21, 15—17), der furchtbare Sieger, der die Frechheit der Feinde in Blutströmen ersäufte (1. Chron. 20, 3, und 2. Sam. 8, 2), der kluge Staatsmann, „der Recht und Gerechtigkeit übte an seinem ganzen Volk“ (1. Chron. 18, 14); der König, der Paläste und die Burg Davids baute, der weise Administrator, der in seiner langen Regierung, ohne sein Volk zu bedrücken, wohl zum Teil aus Tributen anderer Völker an eine Milliarde Gold, zehnmal mehr Silber, und Erz und Eisen ohne Zahl für den Tempelbau ersparte (1. Chron. 22, 14), dieser ganze Mann, Held und Poet, und Liebling Gottes, „nach seinem Herzen“, war ein begeisterter Bewunderer der Natur. Nicht seine Waffentaten, noch die anderer, noch die Pracht seines Hofes und seiner Paläste, noch die Stärke seiner Burgen besingt er,

wenn er dem Meistersänger ein neues Lied dichtet; sondern das Gesetz Jehovas, aus dem er Weisheit zum Regieren schöpft, das ist sein Labsal, sein Studium bei Tag und bei Nacht; wie sein Trost, sein Fels, seine Burg der Gott Jehova der Heerscharen, zu dem er fleht, wenn seine Feinde ihn bedrängen, und von dem er Hilfe erwartet. Aber das zweite, was er nicht müde wird zu betrachten und zu bewundern, das ist die Schöpfung Jehovas, die Natur. Bald schaut er sich in stiller Nacht den schönen Sternenhimmel an und fragt sich, was der Mensch im Weltall; bald bewundert er das Meer, „groß und ausgedehnt nach allen Seiten hin, daselbst wimmelt's, ohne Zahl, von Tieren klein und groß; daselbst ziehen Schiffe einher, der Leviathan, den du gebildet hast, um sich darin zu tummeln. Sie warten alle auf dich, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit" (Ps. 104, 25—27). Bald greift er zur Harfe, als er, wohl von den Zinnen der Davidsburg, zusieht, wie ein Gewitter vom großen Meer herbraust, am Libanon abprallt und sich gegen die Wüste Kades hin verliert (Ps. 29) und ruft den ihn umgebenden Helden und Söhnen zu, die Stimme des Herrn mit ihm zu preisen. Von den Naturgesetzen spricht der göttliche Sänger: „Er gab ihnen ihre Satzung und sie werden sie nicht überschreiten!" (Psalm 148, 6.) Und zum Schluß fordert er jauchzend die ganze Natur auf, mit ihm Jehova zu loben. „Lobet Jehova von den Himmeln her; lobet ihn alle seine Heerscharen! Lobet ihn Sonne und Mond; lobet ihn alle leuchtenden Sterne! Lobet ihn ihr Himmel der Himmel und ihr Wasser, die ihr oberhalb der Himmel seid! Lobet Jehova von der Erde her, ihr Wasserungeheuer und alle Tiefen! Feuer und Hagel, Schnee und Nebel, du Sturmwind, der du ausrichtest sein Wort; ihr Berge und alle Hügel, Fruchtbäume und alle

Zedern, wildes Getier und alles Vieh, kriechende Tiere und geflügeltes Gevögel, lobet den Herrn, lobet Jehova!" (Ps. 148, 1—4 und 7—10.)

Wie David den Donner, die Stimme Jehovas, preist, so ist die Bibel voll von einer großen Anschauung des Wetters, dieses Etwas in der Natur, dessen Schalten und Walten, dessen stete Veränderlichkeit wir trotz Maxima und Minima und Wetterprognose nicht verstehen: denn warum ist ein Jahr kalt und feucht, das nächste heiß und trocken, da doch alle bekannten Faktoren sich gleich bleiben? Aber die Bibel in ihrer Naturanschauung aus einem Guß geht auch in Beziehung auf das Wetter durch alle Naturerscheinungen hindurch auf den Urgrund aller Dinge zurück. „Gott läßt seine Sonne aufgehen über die Guten und über die Bösen und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte." „Er sendet Hagel und Frost, Er zeichnet seinen Bogen in die Wolken; wenn Er donnert, so ist des Wassers die Menge unter dem Himmel und zeucht Nebel auf vom Ende der Erde; Er macht die Blitze im Regen und läßt den Wind kommen aus heimlichen Orten." Er ist der Herr des Wetters.

Darüber sagt heute mancher mit klugem Lächeln: „Nun, das waren hebräische Anschauungen! Wir wissen jetzt, wie Donner und Regenbogen entstehen." Wie wenn ein Sohn ausriefe: „Nun weiß ich, daß, was ich als Kind für die Stimme meines Vaters hielt, nichts anderes ist, als ein wenig aus den Lungen kommende, durch die Stimmritze in Schwingungen versetzte Luft." Oder ein anderer: „Wir wissen nun, daß die Sixtinische Madonna, dieses angebliche erhabene Meisterwerk der Kunst, nur ein mehrfacher, mit Öl gemischter, mit einem Pinsel aus Marderhaaren oder Schweinsborsten aufgetragener Ockeranstrich ist." Hätte Gott Donner und Regenbogen auf *übernatürlichem* Wege bewirkt, so hätten die Klugen in der Welt

bewiesen, das seien nur Halluzinationen des Gehörs und optische Täuschungen ohne jeden naturwissenschaftlichen Wert; weil er es aber auf natürlichem Weg tut, so rufen sie: „Das geht ja ganz natürlich her, es steckt nichts weiter dahinter!" Ja, wie soll denn Gott es machen, daß es den Menschen recht ist und sie an ihn glauben?

Salomo, dieser Polyhistor wie Aristoteles, der sich Weinberge pflanzte, Garten- und Parkanlagen machte und darin Bäume von allerlei Frucht pflanzte (Pred. 2, 5), der seltene Tiere aus fernen Ländern sich bringen ließ (2. Chron. 9, 21), hielt, wie es scheint, naturhistorische, wohl von Sammlungen unterstützte Vorlesungen. „Er redete über die Bäume, von der Zeder, die auf dem Libanon ist, bis zum Ysop, der an der Mauer herauswächst, und er redete über das Vieh und über die Vögel und über das Gewürm und über die Fische. Und man kam aus allen Völkern, um die Weisheit Salomos zu hören" (1. Kön. 4, 33). Auch das Hohe Lied ist voll von Naturschilderungen von orientalischer Schönheit.

Auch die Propheten werden nicht müde zu rühmen, wie einst diese Natur aufblühen und jauchzen wird, wenn Gott sich seines Volkes erbarmt und seine Verheißungen an demselben erfüllt. Hüten wir uns vor der geistigen Schwäche, die sobald ihr das Realwahre zu gewaltig wird, sich feig in eine Vernebelung des Tatbestandes flüchtet. Ein Gleichnis ist ein Gleichnis, so das schöne vom Weinberg des Herrn von Jesaias: „Der Weinberg Jehovas der Heerscharen ist das Haus Israel, und die Männer von Juda sind die Pflanzen seines Ergötzens" (Jes. 5, 7), und ein Bild ist ein Bild, so wenn's heißt: „Wer sind diese, die wie Wolken geflogen kommen und gleich Tauben zu ihren Schlägen?" (Jes. 60, 9.) Aber wenn Gott dem Volk Israel droht: Ich will euch unter alle Völker zerstreuen und

euch zu einem Gegenstand des Spottes und der Verachtung machen, „und die Kinder Israel werden viele Tage ohne König bleiben und ohne Fürbitte, ohne Schlachtopfer und ohne Bildsäule, ohne Ephod und Teraphim“ (Hosea 3, 4), so ist das kein Bild noch Gleichnis, sondern eine ebenso buchstäblich erfüllte Drohung, wie die gegen die reiche Tyrus: „Tyrus soll zu einem verlassenen Fels im Meer werden, auf dem man Netze trocknet“; oder die gegen die Weltstadt Babylon, daß sie, die Zierde der Königreiche, von Gott umgekehrt werde wie Sodom und Gomorrha, daß selbst der Araber dort nicht zelten wird, sondern Schakale werden heulen in ihren Palästen (Jes. 13, 19—23); Drohungen, von denen selbst ein ungläubiger Franzose zugibt, daß sie sich „mit unheimlicher Präzision erfüllt haben“. Dieser Drohung und diesem Fluch über Israel genau entsprechend und ebenso buchstäblich zu nehmen ist der Trost, der unmittelbar im Propheten Hosea darauf folgt: „Danach werden die Kinder Israel umkehren und Jehova, ihren Gott, suchen; und sich zitternd wenden zu Jehova und zu seiner Güte am Ende der Tage“ (Hos. 3, 5). Und auch der Segen, womit alle Propheten schließen, wird sich erfüllen, die hundertfältig wiederholte Verheißung: Am Ende der Tage aber, in der letzten Zeit, werde ich euch, ihr Kinder Israel, wieder sammeln, spricht Jehova, aus allen Völkern, dahin ich euch zerstreut habe, und euch wieder einführen in das Land, das ich geschworen habe euren Vätern Abraham, Isaak und Jakob zu geben; ich will euch ein neues Herz geben und ihr werdet wieder mein Volk sein und ich euer Gott. Und man wird nicht mehr sagen: „Jehova lebt, der die Kinder Israel aus dem Land Ägypten heraufgeführt hat! sondern Jehova lebt, der den Samen des Hauses Israel heraufgeführt aus allen *Ländern*, wohin ich sie vertrieben hatte! Und sie sollen in

ihrem Land wohnen" (Jerem. 23, 7 u. 8). Vor solchen bestimmten, ausführlichen, immer wiederholten großen Worten und Beschlüssen Gottes müssen wir uns beugen, anstatt in fader und erzwungener Weise sie den jetzigen christlichen Zuständen anpassen zu wollen, bloß weil unserem Kleinglauben ein solches Eingreifen Jehovas in die Weltgeschichte unwahrscheinlich, befremdend, ja unmöglich erscheint. Von unseren jetzigen christlichen Zuständen und Kirchen wußten die Propheten nichts. Paulus erklärt, daß das Mysterium der Kirche Christi, „das Geheimnis, daß die Nationen Miterben und Mitteilhaber der Verheißung in Christo Jesu durch das Evangelium", den Alten verborgen geblieben sei und erst jetzt offenbart ist (Eph. 3, 1—7). Sondern den Propheten ist die ganze Zeit der Verwerfung Israels nur die „Zeiten der Nationen". Davon sagt ferner Paulus: „Es soll euch dies Geheimnis nicht unbekannt sein. Es ist Verblendung Israel zum Teil widerfahren, bis daß die Vollzahl der Nationen eingegangen sein wird. ‚Hernach' werden diese, die natürlichen Zweige, in ihren eigenen (nicht unseren) Ölbaum eingepfropft werden!" (Röm. 11, 24. 25.) Daß diese Zeit der Nationen noch ist, und Israel noch verworfen, kann ja jeder mit Händen greifen. Also steht die Erfüllung der Verheißung noch bevor; und so wahr Jerusalem und der Tempel nach der Weissagung zerstört wurden, so wahr werden sie nach der Weissagung wieder aufgebaut; so wahr Gott sein Volk zerstreut hat unter alle Völker, wie er ihm gedroht hat, so wahr wird er es wieder aus allen Nationen sammeln, wie er ihm geschworen hat (s. Ezech. 39, 21—29).

Nun lehrt die Bibel einen Zusammenhang der Natur mit dem Menschen und seinem Tun im allgemeinen und insbesondere mit dem Volk Israel in der Art, daß sie unter seinen Sünden litt, also ein Seufzen der Kreatur unter der Eitelkeit

des Menschen. „Es ist keine Wahrheit und keine Güte und keine Erkenntnis Gottes im Lande, darum trauert das Land und verschmachtet alles, was darin wohnt, sowohl die Tiere des Feldes als die Vögel des Himmels; und auch die Fische des Meeres werden hinweggerafft" (Hos. 4, 1—3). — Auch diesen Glauben haben wir verloren. — Ebenso geht Hand in Hand mit dem Erbarmen Gottes über sein Volk, das er nie aufgehört hat zu lieben, — freilich erst nach furchtbarem, ebenso deutlich und oft beschriebenem Gericht über den Antichrist und seine Völker — ein herrliches Aufblühen der Natur in Palästina und wohl auch in den angrenzenden Ländern. „An jenem Tag wird Israel das dritte sein mit Ägypten und Assyrien, ein Segen inmitten der Erde" (Jes. 19, 24). Das ist der oft verheißene und oft beschriebene Sabbat der Erde, der ganzen göttlichen Zeiteinteilung von der Schöpfung an entsprechend. An zahlreichen Stellen wird uns diese Renaissance der Natur geschildert: „Die Wüste und das dürre Land werden sich freuen, und die Steppe wird frohlocken und aufblühen wie eine Narzisse. Sie wird in voller Blüte stehen und frohlocken, ja frohlocken und jubeln" (Jes. 34, 1 und 2). „Statt der Dornsträucher werden Zypressen aufschießen, und statt der Brennesseln Myrten; und es wird Jehova zum Ruhme sein" (Jes. 55, 13). „Ich werde Ströme öffnen auf den kahlen Höhen und Quellen inmitten der Talebenen; ich werde die Wüste zum Wasserteich machen und das dürre Land zu Wasserquellen. Ich werde Zedern in die Wüste setzen, Akazien und Myrten und Olivenbäume, werde in die Steppe pflanzen Zypressen, Platanen und Scherbinzedern miteinander; damit sie sehen und erkennen und zu Herzen nehmen und verstehen allzumal, daß die Hand Jehovas dieses getan hat" (Jes. 41, 18—20). „Und der Wolf wird bei dem

Lamme weiden und der Pardel bei dem Böcklein lagern; und das Kalb und der junge Löwe und das Mastvieh werden zusammen sein, und ein kleiner Knabe wird sie treiben. Und Kuh und Bärin werden miteinander weiden, ihre Jungen zusammen lagern; und der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind" (Jes. 11, 6 u. 7). „Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden nicht mehr kriegen lernen. Ein jeglicher wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen ohne Scheu" (Mich. 4, 3 u. 4). Mit solchen herrlichen Schilderungen einer wieder aufblühenden Natur, mit solchem kräftigen, realen Trost schließt das dem Naturvolk Israel gegebene Alte Testament. Aber anstatt bei so saft- und kraftvollen Verheißungen und solcher Freude Jehovas an seiner Natur mit aufzujauchzen, verkünsteln sich unsere armen, dürren, kleingläubigen Herzen, denen alles Hohe zu hoch, alles Große zu groß und alles Wahre zu wahr ist, in gesuchten und verschraubten Deutungen dieser Worte Gottes. Noch sind die Zeiten der Heiden; noch ist Israel ohne König, ohne Tempel, ohne Opfer, zerstreut in allen Ländern und verachtet; noch liegt Palästina, das Land der Schönheit, brach und öde, ein Greuel der Verwüstung! Und doch werden die mächtigen, einem Jesaia und Hesekiel von Gott eingegebenen Worte auf die erbärmlichen Zustände einer abgefallenen Christenheit gedeutet, und die große, seinem Volk verheißene Erlösung auf die paar Dutzend Juden, die sich alljährlich bekehren! Das heißt Hohn sprechen dem Heiligen Israels, der nicht ein Mensch ist, daß ihn etwas reue, und der diese Dinge zu Seiner Zeit eilig ausführen wird. Kein Wunder, wenn mancher Jüngling über eine so dürftige, ärmliche Bibelauslegung strauchelt und den Glauben verliert.

Daß im Neuen Testament, das Vergebung der Sünden und geistige Erlösung predigt, die Natur nur eine Nebenrolle spielen kann, ist klar. Und doch bildet sie auch hier überall den Unter- und Hintergrund. Wie am Eingang des Gesetzes Moses in der Natur am Horeb vor dem brennenden Busch steht, und am Eingang der Propheten Elias am Bach Krith, so am Eingang des Neuen Bundes der gewaltige Herold Johannes am Jordan, auch ein ganzer Mann der Natur, in der Wüste aufgewachsen und von Heuschrecken und wildem Honig sich nährend. Nicht sucht er die Mächtigen und Reichen und Gelehrten, Volk und Soldaten in ihren Wohnungen und Städten auf, sondern „es ging hinaus die ganze Stadt Jerusalem", auch ein symbolisches Herausgehen aus unserem künstlichen und unwahren Leben, um in der freien Natur Gotteswahrheit zu hören. Und wie lebt auch Jesus in der Natur! Er geht an den Jordan, zieht sich vierzig Tage in die Wüste zurück, lehrt auf dem Berg, schläft im Freien oder auf dem Meer. Sonst erzählt man uns viel von der Wohnung eines großen Mannes und seinem Heim, wo gelegen, wie eingerichtet, wie möbliert; Christus hat keins. Will er sich zurückziehen, so steigt er auf einen Berg und betet dort die ganze Nacht. Welches Schauspiel! — Auf hohem Gipfel steht in der tiefen Stille der Nacht ein Gott und spricht mit seinem Gott; unter ihm in Finsternis und Todesschatten eine Welt, die er erlösen will, über ihm die Sterne, die er schuf, die Bahnen durchwandelnd, die er ihnen bezeichnete. Was sprachen die Elohim? Ach, hätten wir es auch gehört, verstanden hätte sie das Geschöpf nicht! — Welche Rolle die Wüste, der See und der Berg im Leben Jesu spielen, ist bekannt. Aus dieser Natur, nicht aus Gewerbe noch Industrie, Kunst noch Wissenschaft, nimmt er seine Gleichnisse und befiehlt uns *den Feigenbaum*, die Lilien auf dem Feld und die Raben in

der Luft zu betrachten und daraus zu lernen. Dieser Natur, dem Meer und den Winden, die er einst schuf, befiehlt er noch in seiner Erniedrigung. Naturmenschen erwählt er zu seinen Aposteln; und die Natur, die bei seiner Geburt leuchtend sich freute, trauert mit ihrem König am Kreuz.

Paulus, der Apostel der Nationen, der große Organisator der christlichen Kirche, hatte nicht viel Zeit, sich mit der Natur abzugeben. Doch auch er entnimmt ihr seine Gleichnisse vom Samenkorn, vom wilden und vom veredelten Ölbaum, und spricht das tiefe, auf Erden noch dunkle, aber Großes ahnen lassende Wort vom Sehnen aller Kreatur: „Das sehnsüchtige Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Söhne Gottes. Denn die Kreatur ist der Eitelkeit unterworfen worden (nicht mit Willen, sondern um des willen, der sie unterworfen hat) auf Hoffnung, daß auch selbst die Kreatur freigemacht werden wird von der Knechtschaft des Verderbnisses zu der Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, daß die ganze Schöpfung zusammen seufzt und zusammen in Geburtswehen liegt bis jetzt" (Röm. 8, 19—22).

Endlich kommt in der Offenbarung die ganze Natur zum Gericht zusammen. Haben wir bisher Soli und einzelne Stimmen gehört, so wirkt hier alles in dem großen Ensemble und Finale der Schöpfung mit. Blitze zucken, die sieben Donner reden ihre Stimme, Hagel fällt zentnerschwer; die Winde werden losgebunden, das Meer und die Wellen brausen, und die Kräfte des Himmels werden erschüttert. Die schweren Gerichte Gottes treffen zunächst den Menschen, aber auch die von ihm entheiligte Natur. Vernichtend, unaufhörlich treffen sie, bis aus dem Feuer eine neue Natur lächelnd schön und rein ersteht; ein neuer Himmel und eine neue Erde, aber von denselben ewigen und göttlichen

Naturgesetzen regiert. Auch hier grünt und blüht der Baum und trägt herrliche Früchte und gesund machende Blätter; auch hier fließt kristallhell der Strom im ewigen Lichtstrahl, und auch hier trinkt man vom herzerquickenden Saft der Rebe und sitzt am Tische im Reich Gottes. Wie aber die weißen Kleider der Gewinn sind, den wir dem nackten Adam gegenüber aus sechstausendjährigem Leid und Sünde gebracht, so deutet auch die Stadt mit den goldenen Gassen dem wohnungslosen Paradies gegenüber auf die Hinzuziehung der göttlichen Kunst zur göttlichen Natur.

So ist die Bibel voll von der Natur, fängt mit der Erschaffung dieser Natur an, erzählt uns die Erlösung des Menschen und der Natur und hört auf mit der Wiederherstellung dieser göttlichen Natur. Wie kommt denn so mancher Christ dazu, sie nur als eine seiner religiösen Beachtung kaum würdige, bloß materielle Unterlage des Lebens aufzufassen?

Sondern wie und weil alles in der Welt, auch das Christentum und das Göttliche im Menschen, in drei Stufen der Existenz, Positiv, Komparativ und Superlativ besteht, so erkennen wir, daß diese Welt uns dazu gegeben: erstens, damit wir in ihr leben, weben und sind, darin natürlich leben und in treuer Einfalt aus dieser Natur das Naturrecht, das Gesetz herausfühlen und danach unser Dasein einrichten; zweitens, damit wir diese Natur studieren, erforschen, prüfen und erfassen und an ihren Formen, ihrer Zweckmäßigkeit und ihren Gesetzen weise werden und wachsen am inwendigen Menschen; drittens, damit wir wie Salomo, Sokrates, Haller der Große („Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist") und Goethe erkennen und bekennen, daß wir bei allem Studium, Forschen und Erforschen diese Welt und Natur doch nicht meistern, da und weil sie als Wurzel und Ursache der zeitlichen Erscheinungen

ein Unendliches in sich birgt, das uns, den im Endlichen Befangenen, unerreichbar ist und bleibt. Und aus diesem unserem Sehnen und unserer Ohnmacht sollen wir das Fazit ziehen: Es gibt eine höhere Natur, welche die Ursache ist dieser niederen Natur; ein Etwas über der Natur, das die Wurzel der Natur ist. Ich sehne mich nach Erkenntnis desselben; folglich bin ich dazu geschaffen es zu erkennen, und werde es auch einst erkennen.

* * *

Fragst du zum Schluß, wo denn der doch allbekannte, immer und überall wieder betonte Widerspruch zwischen Bibel und Natur, Wissen und Glauben bleibt, so können wir nur antworten: Wir wissen es auch nicht, haben ihn noch nicht gefunden! Wir haben, wie oben erwähnt, noch nie begriffen, wie eine astronomische oder chemische, eine botanische oder anatomische Tatsache, ein neues Element oder ein neues Theorem — und auf solchen Tatsachen und Wahrheiten beruht, und aus diesen besteht ja schließlich die ganze Wissenschaft — uns beweisen soll, daß es keinen Gott gäbe, oder daß er keine Wunder tun könne, oder daß durch den Glauben keine Vergebung der Sünden zu erlangen sei.

Was aber die in der Kürze besprochene biblische Weltanschauung betrifft, so erklärt sie, wie wir in den folgenden Kapiteln begründen werden, das Weltall besser, wird den naturhistorischen Tatsachen gerechter, befriedigt den menschlichen Geist mehr als der ewige Stoff, die Urzelle oder das denkende Atom. Der kurze Schöpfungsbericht mit der Erschaffung von Pflanzen, Luft- und Wassertieren, Vierfüßlern und Menschen nach ihrer Art entspricht, wie schon gesagt, in seinen großen Zügen unleugbar den geologischen Perioden, ist also geologisch richtig. Der Darwinismus dagegen, das haben wir oben gesehen, kann vor der Geologie nicht bestehen.

Der biblische Schöpfungsanfang ist, wie wir zeigen werden, wissenschaftlich berechtigter als die Ewigkeit des Stoffes. Die Bibel erklärt das Leben und den Tod, die Seele und das Gewissen, die Sittlichkeit und die Religionen, alles Sehnen und Fürchten der Menschheit logisch, also wissenschaftlich; der Materialismus nicht. — Die biblische schließliche Auflösung (nicht Vernichtung) aller Elemente durch ungeheuere Hitze (s. 2. Petr. 3, 10) und die neue daraus hervorgehende Schöpfung sind eine wissenschaftliche, astronomisch-chemische, absolut richtige Vorstellung. So ist die Spektralanalyse, die Wissenschaft von den im Feuer offenbarten Elementen, ein wahres Bild vom jüngsten Gericht. Das Feuer offenbart die Grundelemente. „Der Geist eines jeden Dinges," sagte Jakob Böhme schon Jahrhunderte vor der Entdeckung der Spektralanalyse, „offenbart sich im Feuer, und ein jedes gibt ein anderes Licht von sich." Endlich ist der Übergang vom Menschen zum Engel gerade das, worauf, wie auch der Materialist gesteht, die ganze Natur in ihren Evolutionen hinzielt. Und die Verheißung: „Ihr sollt leuchten wie die Sonne in meines Vaters Reich", ist nicht ein bloßes poetisches Bild, sondern eine überaus plastische und dabei wissenschaftliche Definition des höchsten Lebens. Die Naturwissenschaft erkennt als höchsten Zustand die Entwickelung aus sich heraus von Licht, Wärme, Elektrizität, Kraft in allen Gestalten, wie sie uns in dem selbständigen Sonnenleben dargestellt wird. Auf Erden dagegen leben wir, nur von außen beleuchtet, zu harten Körpern erstarrt, in der Kälte und im Tod. Auch das ist eine wissenschaftliche Tatsache, und wir haben im zweiten Kapitel gesehen, daß wir ganz nahe, kaum durch 300° von ihr geschieden, bei der absoluten Kälte wohnen, wo selbst Gasmoleküle, erfroren, keine eigene Bewegung mehr zeigen.

Das Geschrei von dem unlöslichen Gegensatz zwischen Bibel und Wissenschaft wäre unerklärlich, wenn man nicht wüßte, daß die Menschen von jeher sich von Schlagwörtern ins Schlepptau nehmen lassen, die sie, ohne sie auf ihre Wahrheit hin zu prüfen, ohne weiteres und blindlings glauben, sobald sie ihnen behagen und mit den geheimen Wünschen ihres Herzens übereinstimmen. Bibel und Natur widersprechen einander nicht; wenn auch manches der Natur widerspricht, was Menschen in die Bibel hinein legten. Wohl aber legen viele Naturforscher und Gelehrte heutzutage ihre ganze Gottentfremdung und ihren Gotteshaß in ihre Naturauffassung hinein; und wie aus dem gleichen Boden eine Rebe und eine Tollkirsche nebeneinander wachsend, die eine edlen Wein, die andere Gift verfertigt, so ist die Natur dem Menschen als Boden gegeben, aus dem er, je nach dem Prinzip, in dem er lebt, edlen Wein oder Gift verarbeitet. Daran ist der Boden nicht schuld. Daran, das merke man sich doch, daß unser Jahrhundert gottfeindlich ist, ist nicht sein Studium der Natur und seine Naturkenntnis schuld; wie könnte sonst auch heute so mancher bedeutende Naturforscher gottesfürchtig sein? Sondern weil unser Geschlecht im Herzen gottfeindlich ist, ist es seine Naturanschauung auch. — Und so war es von jeher. — Es ist ein leeres Gerede, daß erst das 19. Jahrhundert durch Naturstudium zur Erkenntnis der Unhaltbarkeit christlicher Wahrheiten gelangt sei. Gutes und Böses, Licht und Finsternis, Zorn und Liebe, Gott und den Teufel hat immer der Mensch in alles, was er forschte und ersann, schuf und dichtete, gelegt. Schon zu Davids Zeit sprachen die Toren: „Es gibt keinen Gott!“ schon Jesaias läßt die jüdischen Materialisten ausrufen: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!“ (Jes. 22, 13.) Schon vor achtzehnhundert Jahren hat die Welt Christum auch ohne

vorgeschrittene wissenschaftliche Forschung und ohne Bibelkritik verworfen und gekreuzigt. So haben die Sadduzäer ohne moderne Wissenschaft über zukünftiges Leben, Geist und Auferstehung gerade so gespottet, wie heutzutage ihre Nachfolger; und die genußsüchtigen Römer des Kaiserreichs haben ebenso die Christen verachtet und verfolgt, wie heutzutage Sozialisten und Anarchisten es tun und tun würden, hätten sie die Macht dazu.

Sondern findest du noch einen „unversöhnlichen Gegensatz" zwischen Glauben und Wissen, so wisse, mein Freund, der steckt nicht in den Sternen droben, auch nicht auf der weiten Erde oder unter der Erde drunten; sondern in deinem Herzen. — Du bist noch nicht mit Gott versöhnt; du fürchtest ihn, und mit Recht; du trutzest mit ihm; und diesen tiefen Zwiespalt in dir, der bis in die Wurzeln und Quellen deines Lebens, bis in die Grundfesten deines Seins hinunter reicht, glaubst du in der ganzen Natur wiederzufinden; denn deine Naturanschauung, das bist du selber.

Suche Ihn, selbst wenn du noch nicht glauben kannst, daß Er ist. Rufe, flehe Ihn an: „O Gott, wenn Du bist, so offenbare Dich doch mir, der ich dann Dein Geschöpf bin, und laß mich nicht in Finsternis und Zweifel zu Grunde gehen!" — Fahre fort damit; hält doch jeder Mensch dafür, ein ganzes Leben sei nicht zu viel um eine Million zu erwerben; hier ist aber mehr als eine Million.

Und erzähle mir dann in diesem oder in jenem Leben, wie es dir dabei gegangen ist!

IV.

Wissenschaft.

Sehen wir uns dieses große Wort näher an. — Keines, vor dem der Deutsche vor allen anderen Völkern mehr Respekt hätte. — „Diese neuesten Forschungen der Wissenschaft!" Da nimmt jeder den Hut ab; und wenn auch unter dieser Firma dem lieben Publikum in illustrierten und sonstigen Blättern oft sowohl schon Altbekanntes als auch noch gänzlich Unerwiesenes geboten wird, so wird doch unter dieser Etikette alles achtungsvoll genossen. — „Unwissenschaftlich!" — Damit schlägt man nur so achselzuckend ein mißfälliges Buch, eine unbequeme Idee, eine ungeschickte Wahrheit oder deren Vertreter moralisch tot wie eine Fliege mit einem Patscher! — Hier täte etwas mehr ruhiges, vernünftiges, selbständiges Sichten und Prüfen einerseits, mehr Einfalt und Weitherzigkeit andererseits not.

Mit Recht genießt dieses Wort großes Ansehen. Mit seinem Hauch hat Gott dem Menschen das unabweisbare Bedürfnis des Wissens, den unauslöschlichen Durst nach Erkenntnis eingegeben. Auch dadurch steht er höher als das Tier, daß er wissen will, was er ist, was die Welt, was Gott. — „Der Mensch," sagt „Pascal, ist elend, weil er es ist, und groß, weil er es weiß." Aber der Grund dieses Wissenwollens liegt tiefer

als in der bloßen Freude am Erkennen. Nicht sowohl das schöne Kennen, als das mächtigere Können ist das Element der Seele. „Die Freude der Seele liegt in der Tat.“ Ich kann nur wirken auf Sachen und Wesen, die ich erkenne, deren Sein ich einigermaßen durchschaue; das gibt mir Macht, sie natürlich und auch magisch zu beherrschen, weshalb niedere Naturen die Erkenntnis vom Entfernteren als zwecklos verwerfen und fragen: „Was soll ich damit anfangen?“ Kennen ist erste Bedingung des Könnens, und die Seele dürstet nach Erkenntnis, weil sie erst dann Macht hat. „Knowledge is power.“ So erlangte Adam die Herrschaft über die Tiere erst, als er sie sich angesehen und nach ihrem innersten Wesen erkannt und benannt hatte. Davon ist uns eine dunkele Ahnung geblieben in dem Bedürfnis und Begehren nach dem wahren Namen der Dinge, in dem immerwährenden Fragen: wie heißt diese Pflanze, dieses Tier? wie heißt dieser Mensch? Auch zur Erkenntnis der zwei Prinzipien, des Guten und Bösen, und zu einem Essen nicht nur der Früchte aller anderen Bäume, sondern auch des Baumes der Erkenntnis wäre Adam gelangt, hätte er zuerst durch Gehorsam bewiesen, daß er diese Erkenntnis nicht als einen Raub dahin nehmen, sondern auch diese Gabe von Gott und zu Gottes Zeit annehmen wolle. Aber Satan, der ein Feind der Wahrheit, also der rechten Wissenschaft ist, verstand es trefflich, den Menschen um diese Gabe zu bringen und log uns an: „Ihr werdet wissen, was gut und böse ist.“ Wohl wissen wir nun auf unsere Kosten, daß es ein Gutes und Böses gibt, aber was gut und was böse ist, das ist die Wahl und die Qual des irdischen Lebens! Und wie unser Glück nur ein geringes Unglück, unsere Gesundheit nur ein mildes Kranksein, so ist auch unser Wissen kein wahres Erkennen mehr, sondern nur eine geringere Unwissenheit, und seit dem Sündenfall weint die Menschheit, daß das große Buch

der Schöpfung, innen und außen, nach Geist und Stoff beschrieben, mit sieben Siegeln verschlossen bleibt.

Was heißen wir denn eigentlich Wissenschaft? — Bei Licht besehen doch nichts anderes, als das gesamte, jeweilige Wissen der Menschheit, wenn auch für gewöhnlich darunter mehr die sorgfältige Erforschung und Sichtung der Tatsachen, ihre klare und übersichtliche Aufzählung und die logisch durchgeführte Darstellung der geistigen, damit gewonnenen Resultate verstanden wird.

Dieses gesamte Wissen der Menschheit, wir wissen es nur zu gut, ist ein aus Licht und Finsternis, aus Wahrheit und Irrtum, aus demütigem Forschen und hochmütigem Hofmeistern, aus gewagten Hypothesen und bewiesenen Theorien, aus Millionen von Tatsachen und Billionen von Gedanken, aus Angeborenem und Angelerntem, aus Ja und Nein, schließlich aus Vergangenem und Zukunftsträumen, aus unerbittlicher Prosa und hochfliegender Poesie zusammengesetzter, mit viel Schweiß und Nachtwachen, mit Ehrgeiz und Ruhmsucht, mit ernster Arbeit und kühnem Denken, langsam und schnell, rastlos zusammengetragener, immer wieder aufgebauter, immer wieder der Reparatur bedürftiger, immer größer werdender, nie vollendeter Bau. „Erfahrungswissenschaften," sagt Humboldt, „sind nie vollendet; die Fülle sinnlicher Wahrnehmungen ist nicht zu erschöpfen; keine Generation wird sich je rühmen können, die Totalität der Erscheinungen zu übersehen."

Diese Wissenschaft ist nichts anderes als das ganze menschliche Wissen. Als solches ehrwürdig. Wie groß, ist nicht zu sagen; sehr groß, wenn man dazu alle Gedanken, Ideen, Empfindungen der Millionen, die schon gelebt, rechnet; nicht sehr groß, wenn man nur das sichere Fazit daraus zieht. Bedenkt man, welch eine Summe von Eindrücken schon ein zehnjähriges Kind

über Welt und Menschen, Pflanzen und Tiere, Werkzeuge und ihre Anwendung, die Sprache und ihre Logik gewonnen hat, so fragt es sich, ob der größte Gelehrte in jahrzehntelangem Studium vielfach mehr sich erwirbt? Zum gleichen Resultat kommt man auf anderem Weg. Zieht man in Betracht, daß es Menschen gegeben hat wie ein Aristoteles, ein Goethe, ein A. v. Humboldt u. a., denen es innerhalb fünfzig Jahren, davon sie über die Hälfte den Bedürfnissen des Lebens opfern mußten, dennoch gelang, zu einer imposanten Übersicht über das menschliche Wissen durchzudringen, so erstaunt man wohl einerseits über die Zahl der Ideen, die eine menschliche Seele in wenigen Jahren mit Hilfe von nicht ganz $1^1/_2$ kg Hirnstoff bewältigen kann, noch mehr aber über die Gedrängtheit unseres gesamten Wissens.

Verdient denn dieses so sauer erworbene Wissen nicht unsere Achtung? Hat sie nicht, diese Wissenschaft, der Menschheit große, unzählige Dienste geleistet? Ist sie nicht wesentlich, ja unentbehrlich, soll der Mensch etwas Besseres sein als ein armer Wilder, wie die Patagonier, nur emsig bemüht im lecken Boot einige Fische zu erhaschen, die er dann, ungenügend geröstet, verzehrt um sein armseliges Dasein zu fristen? — O ja! Auch wir achten die Wissenschaft, sofern sie ein Wissen bedeutet. Fern sei es von mir, mein Bruder, deinen Wissensdurst und Wissensdrang zu belächeln; und die Hast und den Eifer, mit dem du Steine suchst und zum großen nie fertigen Bau der menschlichen Erkenntnis herbeischleppst. Ach! auch ich möchte wissen, wer ich bin, was die anderen; was die Schöpfung; was Gutes, was Böses sei, das große Rätsel, das nur Gott in den Himmeln der Himmel im unnahbaren Licht ganz weiß. Aber ich sehe auch, wie andere und größere als ich trauernd bekannt haben, wie ein Sokrates, daß sie nur wußten, daß sie

nichts wissen; wie ein Salomo: „Ich wollte weise werden, aber sie (die Weisheit) blieb ferne von mir. Fern ist das, was ist, und tief, tief: wer kann es ergründen?“ — oder wie ein Faust ausruft:

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Tor!
Und bin so klug als wie zuvor; —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.“

Und wer nicht dieses Trauern im Geist mitgemacht hat, wer nicht „arm im Geist“ geworden ist, mag ein Gelehrter sein, ein Weiser ist er noch nicht!

Wir wollen hier nicht die Resultate der Wissenschaft aufzählen, noch besprechen, das würde viele und dicke Bände erfordern. Wir wollen ebensowenig ein Loblied über die Wissenschaft, ihre Fortschritte in einzelnen Fächern, Rückschritte in anderen, ihre Nützlichkeit für das Menschengeschlecht und ihre hohen Aufgaben anstimmen. Das besorgen tagtäglich, mündlich und schriftlich Hunderte von anderen, von Berufenen und Unberufenen, von Sachverständigen und Sachunverständigen, von ernsten Männern und von anderen, denen es dabei nur um den eigenen Ruhm zu tun ist. Eben deshalb, weil man sie heutzutage oft ungebührlich preist, dürfte es angezeigt und zeitgemäß sein, an dieser Göttin, die Gott und die Welt kritisiert, auch etwas Kritik zu üben und kurz zu untersuchen, auf welchen Grundlagen sie ihren stolzen Bau aufführt, welche Mittel der Erkenntnis ihr zur Verfügung stehen; ferner, welche Grenzen ihr gesteckt sind und endlich, welches ihr Fehler. Scheint es manchem bei diesen Betrachtungen, als ob wir von der Wissenschaft nicht hoch genug dächten,

so könnte der Fehler bei denen liegen, die ihr eine Macht, einen Umfang, eine Unfehlbarkeit zumessen, die sie nun einmal nicht hat, wie gerade die größten Gelehrten am offensten zugeben.

So nehmen viele heutzutage als selbstverständlich an, daß, „wo die Wissenschaft anfängt, der Glaube aufhört"; denn, sagen sie, die Wissenschaft beruht auf klaren, anerkannten, von jedem zu prüfenden Tatsachen, der Glaube aber nur auf Gemütsbewegungen und einem mehr oder weniger dunklen Gefühlsleben. Wie es sich dabei mit dem christlichen Glauben verhält, werden wir anderswo untersuchen; von der Wissenschaft aber wird sich bei Betrachtung ihrer Grundlagen bald ergeben, daß auch sie in letzter Instanz auf Axiomen, auf Glaubensdogmen beruht, auf nicht zu beweisenden noch zu begreifenden, niemals die Tatsachen vollständig erklärenden Annahmen.

So mit der in ihren Deduktionen und Schlüssen nicht mit Unrecht für unfehlbar gehaltenen Mathematik, die Männer wie Plato für die höchste, ja einzige Wissenschaft ansahen. Wohl verfolgt sie mit absoluter Schärfe und dringender Logik ihren Gang; die Kette ihrer Schlüsse ist unzerreißbar, und wer in der Geometrie und Algebra, Trigonometrie und Integralrechnung A gesagt hat, muß B sagen; aber der erste Ring dieser Kette hängt in der Luft, und es steht mir frei A zu sagen oder nicht; denn der ganze Bau beruht auf Axiomen. Schon den Begriff der Einheit und der Vielheit kann mir kein noch so gewandter Mathematiker beibringen, wenn er nicht in mir steckt, und ebensowenig kann mir irgend ein Mensch beweisen, daß, worüber sich schon der alte Sokrates gewundert (Phädo), eins und eins zwei sei, oder daß der Teil kleiner sei als das Ganze; oder daß die gerade Linie der kürzeste Weg von einem Punkt zum anderen ist, oder daß, wenn A und B = C alsdann auch A = B. Also fängt selbst die Mathematik damit an, daß sie

uns zumutet, wir sollen annehmen, ohne weiteren Beweis glauben, um auf diesen Glauben hin ihre weiteren Deduktionen aufzubauen.

Ebenso verhält es sich mit den Wissenschaften, die den Stoff und seine Eigenschaften zum Gegenstand haben, mit der Physik und Chemie. Was der Stoff ist, weiß die Wissenschaft nicht. „Das Wesen der Materie," sagt Kekule, „entzieht sich jedem direkten Studium." (Die wissenschaftlichen Ziele und Leistungen der Chemie, Bonn 1878.) Zur Erklärung der das Weltall bildenden chemischen Verbindungen der Elemente stellt, wie wir gesehen haben, die Chemie das Dogma vom Atom auf, das unbegreifliche und einander widersprechende Eigenschaften hat. Zur Erklärung der Erscheinungen soll es alle Eigenschaften der Körper besitzen; wie sollen denn diese sonst dazu kommen? Zur Erklärung aber der nur innerhalb bestimmter Zahlen vor sich gehenden chemischen Verbindungen soll es unteilbar sein; eine Eigenschaft, die, mit dem Stoff in Verbindung gedacht, einfach ein unvorstellbares Unding ist. Darüber sagt Dr. W. Meyer in Genf in seinem Werk über Kraft und Stoff: „Da uns kein Denken beweisen kann, daß der Stoff aus getrennten Molekülen (bez. Atomen) von unendlicher Kleinheit besteht, was veranlaßt uns denn dieses zu glauben? — daß alle chemischen und physikalischen Erscheinungen der Materie sich nur bei Zugrundlegung dieser Annahme erklären lassen, wenn auch damit weiter nichts gewonnen, als daß man eine große Anzahl von bis dahin unbegreiflichen Dingen in einem einzigen alle diese umschließenden unbegreiflichen sogenannten Begriffe zusammengefaßt hat."

So handelt die Physik wohl von Kräften, aber welcher noch so große Gelehrte kann uns sagen, was Kräfte sind? Hören wir darüber Dubois-Reymond: „Gegenüber dem Rätsel aber, was Materie und Kraft seien, und wie sie zu denken ver-

mögen, muß der Naturforscher ein für allemal zu dem schwer abzugebenden Wahlspruch sich entschließen: ‚Ignorabimus'." — „Nie werden wir wissen, wie die Materie denkt!" (Über die Grenzen des Naturerkennens S. 34.) Anderswo tut er den kühnen Spruch, „daß es wohl weder Kraft noch Stoff gibt, sondern daß dies bloß Abstraktionen sind."

So beruht die ganze Astronomie auf der Theorie von der Anziehungskraft. Von dieser Kraft sagt der Entdecker derselben, Newton selbst, was übrigens jeder Astronom auch sofort unterschreiben wird: „Daß die Körper sich verhalten, als ob sie sich anziehen, erkenne ich; ob sie sich wirklich anziehen, weiß ich nicht, und wie sie sich anziehen können, vermag ich nicht zu begreifen!"

So stellt die neuere Astronomie, um die Anziehungskraft, die Verbreitung von Licht und Wärme im Weltraum zu erklären, die Hypothese von einem Weltäther auf, der unter anderen merkwürdigen Eigenschaften 600 Billionen mal leichter sein soll als unsere Luft, also für uns gar nicht mehr stofflich. Trotzdem soll der Druck dieses Weltäthers die Anziehungskraft verdrängen. Wir haben nichts gegen diese Hypothese; wenn uns auch nicht klar wird, wie dabei die Monden des Mars sich schneller drehen können als ihr Planet; aber eine Hypothese bleibt sie doch! Gelingt es mit ihrer Hilfe immer besser die Erscheinungen und den Bau des Weltalls zu erklären, so wird sie allmählich zum Dogma; direkt beweisen läßt sie sich niemals, denn womit könnten wir diesen unstofflichen Stoff noch fassen oder wahrnehmen?

Ebenso handeln Botanik und Zoologie, Biologie und Physiologie von Organismen, die man von der übrigen unorganischen Welt dadurch scheidet, daß man ihnen Leben zuschreibt. Von diesem Dogma des Lebens sagt Professor Dr. Seubert in

Tübingen (Antrittsrede 1893): „Die Chemie hat zwar Tausende von organischen Stoffen hergestellt, aber keinen, der den Odem des Lebens in sich trägt; noch immer ist die Lebenskraft uns ein Geheimnis."

So sagt richtig von unserem gesamten Erkennen Dr. Karl Müller: „Jede Philosophie rührt, wie Herder sagt, von einem Postulat; daß $2 \times 2 = 4$ wissen wir; aber niemand kann sagen, warum es so ist."

Somit beruht bei ruhiger, unparteiischer Prüfung die Wissenschaft, das ganze Wissen der Menschheit und des Menschen auf unbeweisbaren Wahrheiten, auf Axiomen, die Gott in unsere Seele gelegt hat. Wären sie nicht schon da, wir brächten sie nicht hinein. Unser Wissen ist nur Deduktion, und anstatt des stolz klingenden, in Wahrheit von großer Unwissenheit zeugenden Worts: „wer weiß, glaubt nicht," wird jeder wahrhaft Wissende dem viel treffenderen Wort Geibels beistimmen: „Das Ende der Philosophie ist zu wissen, daß man glauben muß."

* * *

Fragen wir nun, mit welchen Mitteln und Werkzeugen die Wissenschaft operiert, welche Instrumente ihr zu Gebote stehen, um die Welt, die Natur, den Menschen zu ergründen, so ist die Antwort sehr einfach: Die fünf Sinne! Denn mag der Mensch noch so scharfsinnig immer bessere Apparate zum Beobachten, zum Messen und zum Kontrollieren dieser Natur erfinden und diese ingeniösen Erfindungen durch noch scharfsinnigere kontrollieren lassen, und Instrumente aufstellen, die wie selbstregistrierende Barometer, Thermometer, Hydro- und Hygrometer u. a. Tag und Nacht über ihr eigenes Tun Buch führen, und jederzeit selber erzählen und haarscharf angeben, was alles passiert ist, so kann er schließlich das, was ihm alle

diese seine Instrumente sagen, nur mit seinen fünf Sinnen wahrnehmen. Was hülfe dem Blinden Photographie, Mikroskop und Teleskop?

Sind aber nicht, wie schon öfters gelehrt wurde, diese unsere Sinneseindrücke nur subjektive Vorstellungen, von unserem Gehirn als Schall, Licht, Wärme empfundene Eindrücke von einer Tätigkeit des Stoffes, die in Wahrheit ganz anders aussieht? Dann würden sie allerdings der absoluten Wahrheit entbehren, und auch die gesamte, auf diese Sinneseindrücke aufgebaute Welt unserer Vorstellungen vom Weltall und von uns selbst, ja von Gott hätte nur einen höchst relativen und gar keinen ewigen Wert. Nihil in intellectu, quod non fuerit in sensu! nur durch die Tore der Sinne bringt Erkenntnis in den Geist ein. Denken wir uns ein geistig normales, aber seiner sämtlichen Sinne beraubtes Kind, also blind, taub, des Geschmacks, des Geruchs und Gefühls entbehrend, wie könnte dasselbe auch in vielen Jahren einen einzigen Begriff von der Welt und von Gott sich aneignen? Also ohne Sinne keine Begriffe. Sind aber jene nur subjektiv, so sind es diese auch, und wir sind bei der bekannten Philosophie angelangt, die die äußere Welt nur als eine von uns selbst gesetzte anerkennt.

Aber Tatsachen sprechen dagegen. So zeigen selbst niedrig stehende Tiere eine Ausbildung einzelner Sinne, welche die unsere weit übertrifft. So stürzt der Kondor aus Höhen, wo er unsichtbar war, auf kleine Leichen herab, so fliegen Nachtschmetterlinge Stunden weit her, so über den Bodensee, durch den Geruch einiger Blumen angelockt, so haben selbst Insekten zum Teil ein ungeheuer feines Gehör, und was Spürhunde leisten, ist bekannt. Ja, der unermüdliche Beobachter der Ameisen, Sir Lubbok, hat bewiesen, daß diese Tierlein und ebenso die kleinen Wasserflöhe Daphnia, die ultravioletten Lichtstrahlen

sehen, die unser Auge nicht empfindet; sie sehen also mehr und andere Farben als der Mensch! Nach obiger Anschauung aber müßten die höchst organisierten Wesen die besten Sinne haben, oder umgekehrt, diese Tiere mit so feinen und entwickelten Sinnen einen weiteren, feineren, großartigeren Welt- und Gottesbegriff. Nehmen wir dagegen durch die Sinne absolute Tatsachen wahr, so läßt sich sehr gut begreifen, daß dem höheren Geiste des Menschen schon ein kleineres Maß von Sinneseindrücken genügt, um daraus mehr geistiges Kapital zu schlagen. Daß diese Sinneseindrücke bei allen Menschen dieselben und daß nicht, wie schon vermutet, ein Mensch blau sieht, was der andere rot, beweist die Übereinstimmung der durch diese Sinneseindrücke, durch Farben und Töne hervorgebrachten Seelenzustände. Nicht nur alle Menschen und besonders Geisteskranke empfinden die rote Farbe als eine lebhafte, grelle, scharfe und aufregende, sondern auch die verschiedensten Tiere, so Stier, Truthahn und Krokodil, also Vierfüßler, Vogel und Amphibium. Alle Menschen finden hellblau mild, freundlich, und schwarz traurig, und ebenso haben alle von Melodien in Moll und Dur denselben verschiedenen seelischen Eindruck.

Aus diesen und anderen Gründen müssen wir annehmen, daß Schall, Licht, Wärme usw. reelle und absolute Äußerungen des Stoffes sind, die außer uns liegen und von unserer Wahrnehmung nicht abhängen. So faßt sie auch das Wort Gottes auf. Wenn ein bekannter Naturforscher schreibt: „Das mosaische: Es werde Licht! ist psychologisch falsch; Licht war erst, als der erste rote Augenpunkt eines Infusoriums zum erstenmal hell und dunkel unterschied," so kann man nur darüber erstaunen, wie unaufmerksam die Herren die Bibel lesen. Denn es steht geschrieben: „Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sahe das Licht, daß es gut

war." (Grundtext.) Hier haben wir eine theosophische Anschauung, so erhaben über die bloß naturwissenschaftliche wie das Auge Gottes über den roten Augenpunkt eines Infusoriums. Im ewigen Gott sind die Prinzipien der Sinne, und unsere sind nur ein höchst schwaches Abbild der seinen.

Andererseits beweisen uns gerade diese Sinne, daß sie sehr unvollkommen sind, und daß wir mit ihnen nur einen sehr kleinen Teil der uns umgebenden Welt wahrnehmen. Wir leben wie ein verarmter Fürst in einem Kämmerchen oder Mansarde eines großen Palastes und kennen gar nicht einmal alle seine Säle, Galerien und Säulengänge. So ist die Energie der unsichtbaren Ausstrahlung im Spektrum 7,7 mal größer als die Energie des sichtbaren Teils; anders gesagt, wir sehen die kräftigsten Farben gar nicht, können uns dieselben absolut nicht vorstellen, ja wir sehen nur einen sehr kleinen Teil der Farben überhaupt. So nehmen wir mit unseren Augen an der photographischen Platte Veränderungen wahr, die in dem, was wir Finsternis nennen, vor sich gingen, sehen darauf Sternlein als schwarze Pünktlein sich offenbaren, die nie ein menschliches Auge sah. Ebenso hört unser Ohr eigentlich recht schlecht, nur elf Oktaven (Helmholtz) oder noch weniger, denn manche Menschen hören das schrille Pfeifen der Fledermaus nicht; während uns die Physik belehrt, daß es Tausende von Oktaven geben muß. So sehen, hören, schmecken und riechen wir nur ein Stückchen der Schöpfung, sind für viele Manifestationen derselben blind, taub und stumm, was auch von unserem Seelenleben gilt.

Wie wir nicht wissen, ob der Raum nicht nur vierdimensional, sondern vieldimensional ist, so wissen wir nicht, ob es nicht viele, ja unzählige Sinne gibt; ist doch Gott unendlich und auch seine Schöpfung. Jedenfalls erkennen wir mit unseren

fünf Sinnen, daß es schon auf Erden andere gibt. So, um auf Tiere zurückzukommen, wenn, nach Spallanzani, geblendete Fledermäuse in einem mit zahlreichen, mit Glöcklein in Verbindung gebrachten Fäden durchzogenen Zimmer blitzschnell stundenlang herumschwirren ohne anzustoßen; so wenn eine im Stillen Ozean gefangene, mit eingebranntem Schiffszeichen im englischen Kanal als krank über Bord geworfene Schildkröte drei Jahre nachher wieder im Stillen Ozean aufgefischt wird. Wie hat das Tier viertausend Stunden weit durch die gänzlich dunkle Tiefe des Meeres und um das Kap Horn herum seinen Weg gefunden? Und ebenso, wenn Wandervögel mit wunderbarem „Instinkt", wie wir mit nichtssagendem Wort es nennen, ihre vorjährige Wohnung unter den Lehmhütten des Fellahs und den Tempeln Ägyptens, im Sudan und in Tunis wieder aufsuchen, um im nächsten Frühjahr ebenso unfehlbar das Bauernhaus und die Dorfkirche in Schwaben oder Thüringen, bei London oder Moskau wiederzufinden, und sehen sich doch so viele Hunderte von Flüßchen und Dörfern und Hügeln ganz ähnlich. Oder wenn Tauben, in Körbchen von Holland nach Spanien gebracht und erst fünf Jahre später dort freigelassen, in wenigen Stunden sich wieder in Brüssel einfinden! Oder wenn ein Hund drei Monate später die Fährte seines Herrn aus Rußland bis nach Frankreich findet unter Millionen anderer, über Flüsse und Gebirge. Hier tut's der „Geruchsinn" nicht! Bei solchen Tatsachen müssen wir andere Sinne annehmen, besonders bei den niedrigsten Tieren. So fliehen augenlose Würmer (lumbricus) durchaus das Licht, suchen auffällig den Schatten und die Nacht, und eine Art ebenso blinde Molluske (pholas) zieht ihr Röhrchen sofort zusammen, wenn nur ein Wölkchen das Sonnenlicht verdunkelt. (E. Yung.) So wenn eine Patella, dieses bekannte kleine Muscheltier, aufs Fressen

ausgeht, und immer wieder zur gleichen glatten Felsenstelle zurückkehrt. Womit kann so ein Stückchen Fleischgallerte ohne Sinnesorgane sich erinnern, den Weg suchen, erkennen und finden? Noch geheimnisvoller ist es, daß Infusorien, die nur aus einem mit Flüssigkeit gefüllten Säckchen bestehen, ihre Feinde fliehen, ihre Beute verfolgen und nur gewisse Arten fressen: alles das ohne eine Spur von sichtbaren Organen. Da stehen wir am Ende unseres Witzes.

Und auch die Physik lehrt uns, daß es andere Sinne geben muß. So besitzt die Wärme verschiedene Formen und Arten (s. „Die Wärme" von Tyndall; Vieweg, Braunschweig), also Modulationen und Nuancen; wir empfinden aber nur eine Wärme, unterscheiden nur zwischen warm und wärmer, verhalten uns also der Wärme gegenüber wie ein gänzlich Farbenblinder gegenüber dem Licht; er sieht die Welt nur hell und dunkel. Hätten wir einen ebenso entwickelten „Wärmesinn", wie wir einen Farbensinn haben, was würden wir da für eine Unsumme von Eindrücken und Genüssen gewinnen; dann hätten wir auch eine Wärmekunst, wie wir jetzt eine Farbenkunst besitzen! Auch der Elektrizitätssinn fehlt uns, da wir nicht einmal zwischen positiver und negativer Elektrizität unterscheiden. Da ginge uns und auch der Wissenschaft eine neue Welt auf, schenkte uns Gott diesen Sinn; wie auch umgekehrt, hätte er uns den Geruchs- und Geschmackssinn verweigert, so hätte nie ein Mensch auch nur geahnt, daß es verschiedenen Geruch und Geschmack gibt. So viele Sinne, soviel Erkenntnis, soviel Wissen!

So ist für uns das Weltall durch die Zahl und die Schärfe unserer Sinne umzäunt; sie stecken uns die Grenzpfähle auf, innerhalb deren wir Wissenschaft treiben können. Ob auf neue und vollendetere Sinne das Wort deutet: Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat und in keines

Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben?

* * *

Was die Grenzen der Wissenschaft innerhalb unserer Sinnenerkenntnis betrifft, so hat der klare Denker und bekannte Gelehrte Dubois-Reymond darüber einen ebenfalls bekannten Vortrag gehalten „Über die Grenzen des Naturerkennens", dem er später einen zweiten hinzufügte über „Die sieben Welträtsel" (beide zusammen bei Veit & Komp., Leipzig 1891). Eigentlich sagt er darin nur, was schon viele gedacht und gewußt; gesteht er doch selber, „er habe sich fast geschämt, deutschen Naturforschern so abgestandenen Trunk zu schänken und so triviale, längst von vortrefflichen Denkern erkannte Wahrheiten wieder zu bieten." Indessen zeigt der Streit, der sich darüber erhob, die bitteren Vorwürfe, die ihm von materialistischer Seite gemacht wurden, wie das mitunter übertriebene Frohlocken der Orthodoxen, als ob mit diesem Menschenspruch etwas Neues geschaffen wäre, wie zeitgemäß seine Worte, weshalb wir hier seine Schlußsätze anführen.

Zunächst setzt Dubois-Reymond fest, daß Naturerkennen Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf Bewegungen von Atomen oder Auflösen der Naturvorgänge in Mechanik der Atome sei. Dann knüpft er an Kants Wort an, „daß in jeder besonderen Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft sei, als darin Mathematik anzutreffen ist." Schon Plato sprach: „Gott treibt überall Geometrie." Dubois-Reymond führt dann das Wort des Astronomen Laplace an: „Ein Geist, der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kennte, welche die Natur beleben, und die gegenseitige Lage der Wesen, aus denen sie besteht, und der diese Angaben der Analyse zu unterwerfen verstände, würde in derselben Formel die Bewegungen

der größten Weltkörper und des leichtesten Atoms begreifen: nichts wäre ungewiß für ihn und Zukunft wie Vergangenheit wäre seinem Blick gegenwärtig"; und nun untersucht er, welche Grenzen des Erkennens, welche unauflöslichen Probleme sich selbst einem solchen als höchst intelligenten Menschen gedachten Geist entgegenstellen würden, und findet deren mehrere.

„Der Probleme," sagt er, „lassen sich im ganzen sieben unterscheiden. Transzendent nenne ich darunter die, welche mir unüberwindlich scheinen."

„Die erste Schwierigkeit ist das Wesen von Materie und Kraft. Als meine eine Grenze des Naturerkennens ist sie an sich transzendent. Alle Fortschritte der Naturwissenschaft haben nichts dawider vermocht, alle ferneren werden nichts dawider fruchten. Denn sogar der Laplacesche, über den unseren so weit erhabene Geist, würde in diesem Punkte nicht klüger sein, und wir erkennen verzweifelnd, daß wir hier an der Grenze unseres Witzes stehen."

„Die zweite Schwierigkeit ist eben der Ursprung der Bewegung. Wir sehen Bewegung entstehen und vergehen. Versuchen wir daher uns einen Urzustand zu denken, so kommen wir dazu, uns vor unendlicher Zeit die Materie ruhend und im unendlichen Raume gleichmäßig verteilt vorzustellen. Da ein supernaturalistischer Anstoß in unsere Begriffswelt nicht paßt, so fehlt es am zureichenden Grunde für die erste Bewegung. Oder wir stellen uns die Materie als von Ewigkeit bewegt vor. Dann verzichten wir von vornherein auf Verständnis in diesem Punkt.

„Die dritte Schwierigkeit ist die erste Entstehung des Lebens. Ich sehe keinen Grund, diese Schwierigkeit für transzendent zu halten. Hat einmal die Materie angefangen sich zu bewegen, so können Welten entstehen, unter geeigneten Bedingungen kann auch der eigentümliche Zustand dynamischen Gleichgewichts der Materie, den wir Leben nennen, geworden sein. Sollten wir

aber einen supernaturalistischen Akt zulassen, so brauchten wir nur einen Schöpfungstag." (?)

„Die vierte Schwierigkeit wird dargeboten durch die anscheinend absichtsvoll zweckmäßige Einrichtung der Natur. Darwin zeigte in der natürlichen Zuchtwahl eine Möglichkeit sie zu umgehen; mögen wir immerhin, indem wir uns an diese Lehre halten, die Empfindung des sonst rettungslos Versinkenden haben, der an eine ihn nur eben über Wasser tragende Planke sich klammert, so ist diese vierte Schwierigkeit bis auf weiteres nicht transzendent, wie zagend ernstes und gewissenhaftes Nachdenken auch immer wieder davor steht."

„Die fünfte Schwierigkeit dagegen ist wieder durchaus transzendent: dies neue Unbegreifliche ist das Bewußtsein. Welche denkbare Verbindung besteht zwischen bestimmten Bewegungen bestimmter Atome in meinem Gehirn einerseits, andererseits den für mich ursprünglichen, nicht wegzuleugnenden Tatsachen: ‚Ich fühle Schmerz, fühle Lust, fühle warm, fühle kalt, ich schmecke Süßes, rieche Rosenduft, höre Orgelton, sehe Rot,' und der ebenso unmittelbar daraus fließenden Gewißheit: ‚Also bin ich?' Es ist eben durchaus und für immer unbegreiflich, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- usw. Atomen nicht sollte gleichgültig sein, wie sie liegen und sich bewegen, wie sie lagen und sich bewegten, wie sie liegen und sich bewegen werden. Es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammenwirken Bewußtsein entstehen könne. Sollte ihre Lagerungs- und Bewegungsweise ihnen nicht gleichgültig sein, so müßte man sie sich nach Art der Monaden schon einzeln mit Bewußtsein ausgestattet denken. Weder wäre damit das Bewußtsein überhaupt erklärt, noch für die Erklärung des einheitlichen Bewußtseins des Individuums das mindeste gewonnen.

„Nicht mit voller Überzeugung stelle ich als sechste Schwierigkeit das vernünftige Denken und den Ursprung der damit eng verbundenen Sprache auf.“ (Wurde schon beim Bewußtsein verhandelt.)

„Im engen Zusammenhang damit steht das siebente und letzte Problem unserer Reihe. Dies ist die Frage nach der Willensfreiheit.“ — Nach weitläufiger Betrachtung dieser Frage, wobei er Leibnitz und andere Schriftsteller anführt, kommt Dubois-Reymond zu dem Resultat: „Mit unserer siebenten Schwierigkeit steht es so, daß sie keine ist, wofern man sich entschließt, die Willensfreiheit zu leugnen und das subjektive Freiheitsgefühl für Täuschung zu erklären, daß aber andernfalls sie für transzendent gelten muß.“ Professor Dubois-Reymond resumiert nun das Gesagte mit den Worten: „Unser Naturerkennen ist also eingeschlossen zwischen den beiden Grenzen, welche die Unfähigkeit, einerseits Materie und Kraft zu verstehen, andererseits geistige Vorgänge aus materiellen Bedingungen herzuleiten, ihm ewig steckt. Innerhalb dieser Grenzen ist der Naturforscher Herr und Meister, zergliedert und baut auf; über diese Grenzen hinaus kann er nicht und wird er niemals können.“ Von diesen Welträtseln spricht er nun das bekannte Wort: „Ignorabimus!“ wir werden es nie wissen!

Man muß es diesem bedeutenden Gelehrten Dank wissen, daß er offen und freimütig ausspricht, was so manche unbedeutende ängstlich zu vertuschen suchen, indem sie in die Welt hinausrufen, das Erkenntnisvermögen des Menschen habe keine Grenzen, der Wissenschaft sei nichts mehr unmöglich!

Indessen will es uns dünken, Professor Dubois-Reymond hätte noch tiefer in die Wurzeln der Erscheinungen greifen dürfen. Wir glauben, noch tiefer als Willensfreiheit und Selbstbewußtsein, Stoff und Kraft liegen die Grundbedingungen

des Daseins, die zuerst erforscht werden müßten, um auf sicherer Basis und granitenem Grundstein den Bau des wahren Wissens aufzubauen. Wir meinen damit die Zeit, den Raum und die Zahl. In der Zeit existiert alles, ohne Raum ist keine Erscheinung denkbar, und auf $1 = 1$ und $1 + 1 = 2$ beruht alles Denken.

Freilich lehrt eine gewisse, schon bei der Besprechung der Sinne berührte Philosophie, der Dubois-Reymond vielleicht huldigt, daß Raum, Zeit und Zahl nur in uns existieren und erst dadurch entstehen, daß wir sie denken, wie das Weltall erst in unserem Weltallsbegriff zur Verwirklichung komme. Unbegreiflich, daß der Begriff dem Sein je gleichgesetzt wurde! Also wie eine am Felsen hängende Miesmuschel sich den Ozean vorstellt, das soll der Ozean sein; oder der Begriff einer Ameise vom Berg, das wäre der Berg! O der Torheit, daß je ein Mensch meinte, sein Gottesbegriff sei Gott! Wohin diese Weltanschauung führt, zeigt Schopenhauer, ein Anhänger derselben. Nachdem er gesagt hat: „Die Zeit ist eine Vorrichtung in unserem Gehirn, um dem durchaus nichtigen Dasein der Dinge und unserer selbst einen Schein von Realität zu geben“ (!) (Par. et Prol. Kap. IX Anhang), fährt er fort: „Die allem Leben auf der Erde vorhergegangenen geologischen Vorgänge sind in gar keinem Bewußtsein dagewesen; nicht im eigenen, weil sie keines haben; nicht in einem fremden, weil keines da war. Also hatten sie gar kein objektives Dasein, d. h. sie waren überhaupt nicht,“ und sagt weiter: „Die Laplacesche Kosmogonie und die frühesten geologischen Phänomene bis zum Auftreten der organischen Natur sind die Beschreibung von Erscheinungen, die als solche nie dagewesen sind. Denn es sind räumliche, zeitliche und kausale Phänomene, welche als solche schlechterdings nur in der Vorstellung eines Gehirns existieren können, folglich ohne ein solches unmöglich

und nie dagewesen sind." (Zur Philosophie und Wissenschaft der Natur § 87.) Also das ganze Urgebirge mit seinen Granit- und Gneis- und Basaltkolossen ist das Resultat von Vorgängen, die nie dagewesen! — Es ist nicht nötig, solche Vorstellungen zu widerlegen.

Gründe für die Objektivität unserer Sinneswahrnehmungen haben wir schon angeführt; und ebenso glauben wir, daß Raum, Zeit und Zahl vor uns waren und außer uns sind. Sehen wir uns einmal unwissenschaftlich diese drei großen Einheiten des Daseins an.

Was Zeit sei, glaubt jedermann zu wissen, aber alle Gelehrten und Ungelehrten können es dir nicht sagen. Mit unwiderstehlicher Macht reißt dieses unbekannte, unsichtbare Etwas uns mit, ob wir wollen oder nicht. Ob wir mit freudiger Ungeduld der Hochzeit oder mit sträubendem Bangen dem Tod entgegensehen, unaufhaltsam, lautlos fließt der uferlose Strom und trägt uns auf seinen Fluten dem Meere zu. Es steigt die Sintflut der Vergangenheit, hat schon unsere Kindheit, unsere Jugend verschlungen, bald das halbe und das ganze Leben, und wir verschwinden unter den Wellen und sind für diese Welt nur noch ein Gewesenes, eine Vergangenheit.

Wie lang ist eigentlich diese Zeit? wie lang an sich eine Sekunde? Niemand weiß es. Wir messen sie an unseren Empfindungen, an unserem Denken. Wie ein Schnellzug 30 m in der Sekunde zurücklegt, so laufen Empfindungen durch unsere Nerven zum Hirn hin (Helmholtz), und zehn getrennte Eindrücke sind wohl das Allerhöchste, was wir in dieser Sekunde wahrnehmen. Dächten wir mit der Schnelligkeit des Wasserstoffmoleküls, so erschiene uns die irdische Natur starr, tot und unveränderlich. Gibt es Wesen, die entsprechend langsamer

denken und nur fünf Minuten in einem Jahrhundert erleben, so ist ihnen die ganze Schöpfung ein unbegreiflicher Wirbelsturm, denn sie haben nicht Zeit, die einzelne Erscheinung, ehe sie an ihnen vorbeirast, zu fassen.

Das Ticken der Uhr an der Wand gehört zum Unheimlichsten, ja zum Furchtbarsten. Horch! wie dein Leben so eintönig, so unaufhaltsam dahin rinnt und unbarmherzig in das ewige Nichts tröpfelt. Mit jedem Ticken tritt in deine Existenz ein „Augenblick", ein Unbekannter der Ewigkeit ein, sieht dich blitzschnell an und ist verschwunden, ehe du die Hand nach ihm ausstreckst. Was bringt vielleicht der nächste dir? etwa einen Schlaganfall! — und im übernächsten „bist" du nicht mehr; du „warst!", bist allen deinen Lieben bloß noch eine Erinnerung! — Oder mit dem nächsten läutet die Hausglocke; der Briefträger, ein Telegramm! du liest es; es ist der Tod eines deiner Lieben, vielleicht Ruin, Schande, Unglück, Untergang, dir oder den Deinigen; denn das Unglück lauert auf uns. Und von diesem Augenblick an wird dein Leben nie mehr das sein, was es vor diesem Augenblick war. — Und unaufhörlich näher kommt der letzte. „Hin fährt die Zeit, her kommt der Tod." Dann streckst du dich, röchelst nach langem oder kurzem Todeskampf zum letztenmal; und der Arzt spricht leise: „Es ist aus!" Deine Lieben brechen in Tränen aus und küssen das bleiche Ding, das noch vorhin du warst; du aber bist auf ewig der Erde entronnen, auf der wie ein Bächlein rieselte, wie ein Fluß die Zeit dahinfloß; du bist dort, wo Ozeanen gleich, ohne Ufer und ohne Grund die Äonen in Gott sich abrollen, die wahre Zeit, von der unsere nur ein Abbild und Ausfluß ist; wo du vergissest, daß du einst sterblich gewesen bist. — So geschieht alles in dieser Welt in der Zeit; Menschen werden geboren und sterben . . . „als die Zeit

erfüllet war" . . . . — „Und es geschah!" sagt die Schrift. „Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis" (Goethe). Und jeder Augenblick, der vorbei, ist Vergangenheit; unwiderruflich, unerreichbar; gleichviel ob sie groß, bedeutend, trüb, hell, nichtig oder langweilig war. Wer kann daran ändern? Und zwischen diesen zwei Abgründen, diesen zwei dunkeln Ewigkeiten schweben wir, wie der Araber sagt, wie auf einer Rasiermesserklinge. Beständig fällt ein Etwas von uns ab und in die Vergangenheit hinab; unsere Taten und unsere Schuld, die Culpa, die furchtbare, die nunmehr ohne unser Zutun dort in jenem Schattenreich ins Riesenhafte wächst, Gegenwart und Zukunft beschattend. Wie der vor zweitausend Jahren angelegte Pfennig jetzt viele tausend Millionen Zinsen trüge, so vertilgt jetzt ein einziger Mord des Attila Millionen von Existenzen, und eine Lüge macht jetzt Millionen unglücklich und sündhaft. Durch die Furchtanwandlung einer Frau ging die Schlacht von Actium verloren, und nun wandelt die Weltgeschichte andere Bahnen. Ja, wir fünfzehnhundert Millionen Menschen, dazu die ganze irdische Schöpfung leiden an der einzigen Tatsache, daß einst Adam die Hand ausstreckte, nahm und aß! Aber auch die gute Tat trägt fort und fort Früchte. Wie ein Weizenkorn mit der Zeit unermeßlich viel Brot erzeugt, so wirkt ein vor langer Zeit gesprochenes Wort der Wahrheit immer noch tausendfältig nach, durch die Zeit und alle Zeiten. Wir und unser Tun sind ewig. „Wir sind Elohim!" Was ist Vergangenheit? Was ist Zukunft? Sieht doch sonst jeder Wanderer vor sich hin auf den Weg, der ihm bevorsteht; wir aber schreiten rückwärts, besehen uns immer nur die zurückgelegte Strecke, unwissend, ob wir nicht beim nächsten Schritt rücklings straucheln und in den Abgrund *stürzen.* Gibt es Welten, wo die Geschöpfe nach vorne sehen?

Wo die Vergangenheit ihnen so rätselhaft, so unbekannt, so bange wie uns die Zukunft, die Zukunft dagegen ihnen so bekannt ist, wie uns die Vergangenheit? So war sie den Propheten, so einem Bileam, als er ausrief: „Ich schaue ihn, aber von ferne!"

Auch der Raum ist uns unfaßlich. Ist er endlich; ja! was ist denn dort, wo er aufhört, und was seine Grenze? Ist er unendlich, wie sollen wir uns das vorstellen? und ist dann der Stoff auch unendlich? Denn, was ist Raum ohne Stoff? Befänden wir uns im stoffleeren Raum, woran könnten wir es merken, woher es wissen, daß wir uns bewegen, ob wie eine Schnecke oder wie der Blitzstrahl, ob 1 cm oder 100 Millionen Meilen weit; denn wie würde sich „hier" und „dort" unterscheiden? Was ist also Bewegung? Und was Größe? Ist der Raum unendlich, so gibt es nichts Großes noch Kleines. Die Pyramiden imponieren uns gewaltig; ein 10 cm hohes Modell davon ist Spielerei. Natürlich, weil wir Größe auf uns beziehen, mit unserem „Fuß" oder Handspanne messen oder auch mit dem 40 Millionstel unserer Erde, dem Meter. Aber wie groß sind wir denn wirklich? Auf einem Asteroiden Riesen, wie der Mont-Blanc, auf der Sonne kaum Ameisen; im Weltraum unsichtbare Stäubchen; unter ein englisches Mikroskop mit zwanzigtausendmaliger Vergrößerung gestellt, schon an 40 Kilometer lang, selber ein Weltkörper. Und auch diese Vorstellung genügt dem Blick der Chemie nicht mehr. Vor ihr sind wir mit furchtbarer Schnelligkeit wirbelnde Sonnensysteme, Sternnebel von unzähligen Billionen von Atomen und Molekülen, mit wunderbaren ewigen Kräften begabt, die unaufhörlich sich zusammenballen und wieder auseinander fahren; jedes Atom, jedes Molekül vielleicht verhältnismäßig ebensoweit vom nächsten, wie Jupiter von der Erde entfernt. Wie groß

sieht ein Engel ein Molekül, ein Atom? In welcher Größe sieht uns der Gott des Raumes, der jedes von den unzähligen Atomen sieht, aus denen wir aufgebaut sind? Jedenfalls sind wir vor ihm, menschlich gesprochen, unermeßlich groß. Alle diese und noch mehr nicht zu beantwortende Fragen ergeben sich aus einer nur flüchtigen Betrachtung des Raumes. Und doch, ohne diesen Raum weder Form, noch Größe, noch Bewegung, weder Sein noch Dasein.

Nicht minder rätselhaft ist die Zahl, diese Urform des Denkens, diese Bedingung alles Seins. Daß $1 = 1$ und $2 \times 2 = 4$, diese so ungeheuer einfache und doch unerklärliche Tatsache, ist die Bedingung sina qua non des Weltalls, das unerbittliche Gesetz und die Fatalität alles Seienden. Diese so unschuldige Zahl, deren Anfänge ein Kind meistert, wächst und wächst über die Erde hinweg bis zu den fernsten Fixsternen und weiter noch über alles Denken hinaus. Wohl ist viel Spielerei mit großen Zahlen getrieben worden, deshalb bleibt aber doch für den Denker die Zahl in ihren hohen Erscheinungen ein Imponierendes, ja ein Furchtbares! Davon nur ein Beispiel: Die größte Zahl, die wir mit drei Ziffern schreiben können, ist zunächst 999. Sowie wir zu den potenzierten Zahlen übergehen, so haben wir die fast ebenso geschriebene, aber bedeutend höhere Zahl 9^{99}, neun hoch neunundneunzig, anders gesagt 9 in der 99ten Potenz, eine Zahl mit an 90 Stellen, also so groß, daß eine Kugel, deren Umfang der Erdbahn um die Sonne gleich käme, noch lange nicht so viele Sandkörner enthielte. Und fast ebenso ungeheuer ist die Zahl 9^{9^9}, neun hoch neun, hoch neun. Hier hat unsere Vorstellungskraft uns schon längst im Stich gelassen. Aber schreiben wir diese Zahl: $9(^{9^9})$ neun hoch oder potenziert durch (neun hoch neun), so explodiert mit der und durch die bloße Hinzufügung dieser Klammer wie

ein Pulvermagazin, in das ein Funke gefallen, diese Zahl ins Riesenhafte, ins Göttliche und Teuflische, ist nicht mehr menschlich; denn nun bedeuten diese drei Ziffern eine Zahl mit 370 Millionen Stellen, die also bei gewöhnlicher Schriftgröße 1000 km lang ist, von Berlin bis ans Adriatische Meer reicht, zu der alle Sprachen der Welt zusammen nicht Wörter genug bieten; von der alle Menschen der Welt in so vielen Millionen Jahren als Sandkörner auf Erden (S. Kap. III) nicht ein nennenswertes Bruchteil auszählen könnten! — Und doch existiert diese Zahl; in Gott vor allem; aber auch im unendlichen Raume als Größe; in der unendlichen Zeit als Äon, und Millionen solcher Größen und solcher Äonen erschöpfen den Raum und die Zeit nicht. Was mögen für Lebensformen existieren in jenen unbegreiflich fernen Räumen? Wo werden wir ewige Wesen sein in jenen unfaßlichen Äonen? Wie alle unsere jetzigen Begriffe überragend, weit zu Gott hin vorgeschritten? Denn es gibt einen göttlichen Fortschritt und eine göttliche Evolution des Göttlichen im Göttlichen.

Eigentlich ist diese Zahl, und das beweist wie göttlich sie ist, an sich weder groß noch klein, oder anders gesagt, schon im Kleinsten ist sie groß, unendlich. Ziehe mit einem noch so fein gespitzten Blei einen noch so kleinen Zirkel, so liegt darin schon das Problem der Quadratur des Zirkels, das Verhältnis der Zirkonferenz zum Durchmesser des Kreises; ein Verhältnis, das alle Zahlen der Welt nicht erschöpfend ausdrücken können. Hier die ersten Dezimalen: 3,14159265358979932384626433832795028841971693993751058809749445923078164062 .... usw. usw. Ins Unendliche, Unermeßliche wächst diese Zahl, die Ewigkeit erschöpft sie nicht, denn sie ist irrational; und doch liegt sie in jedem Stecknadelknopf oder Schrotkügelchen!

Gerade daß wir die Zahl überhaupt nur in ihren allerkleinsten und einfachsten Anfängen fassen und sie uns sofort über den Kopf wächst, beweist, daß wir erst am Anfang unserer ewigen Entwickelung stehen; mag es doch Wesen geben, die obige Zahl von 370 Millionen Stellen ebenso klar auffassen und damit ebenso schnell im Kopf rechnen, wie wir mit zweistelligen. Also auch hier, auch mit Bezug auf Zeit, Raum, Zahl: Ignoramus!

So erkennen wir nicht ohne Erstaunen, daß die Wissenschaft, die uns von den Dingen, ihren Formen und Erscheinungen so viel Wahres, Interessantes und Nützliches sagt, ohnmächtig ist, wenn es sich darum handelt, das Wesen dieser Dinge zu erklären.

So können wir auf den bekannten, in „Kraft und Stoff" wiederholten Ausspruch und Vorwurf des Materialisten: wir Christen „lieben es in jeden dunkeln Winkel zu flüchten, den die Wissenschaft mit ihrer Leuchte noch nicht erhellt hat, um dort Gespinste für Einfangung der gesunden Vernunft aufzuhängen", ruhig entgegnen: Des Flüchtens bedarf's wahrlich nicht. — Hier stehen wir auf Gottes weiter Erde und fragen die Wissenschaft: Was ist dieser Raum, der uns umgibt, und die Zeit, die uns mit fortreißt? — Sie weiß es nicht. — Was der Stoff, auf dem wir stehen und die Kräfte, die ihn bewegen? — Sie weiß es nicht. — Was und woher das Leben um mich und die Seele, die ich in mir fühle? — Sie weiß es nicht. — Der Winkel, in den sie noch nicht hineingeleuchtet hat, heißt das Weltall.

Einst in meiner Jugend, auf der Hochschule, ging ein Fürst der Wissenschaft an mir vorbei. Halt! rief ich, den Hut abziehend, ein Almosen! Sage mir doch, warum das Gras grün ist? Gern, antwortete er leutselig; weil die Pflanzenzellen mit

grünen Chlorophyllkörnern gefüllt sind, die durch die Zellenwände durchschimmern. — Ja! das wußte ich schon; aber warum sind denn die Chlorophyllkörner grün? — Weil sie aus einem wachsartigen Stoff bestehen, der die Eigenschaft hat, den grünen Strahl zurückzuwerfen. — Wie! grüner Strahl? — Ja, eine 660 billionenmal in der Sekunde vibrierende Bewegung des Äthers. — Also eine grüne Bewegung? Ich verstehe immer weniger; wie soll ich mir das vorstellen? — Wie du magst, rief er achselzuckend und ging seines Weges. — Und ich blieb allein, über seine Worte sinnend. Stoff? Eigenschaft? Grüner Strahl? Bewegung? Äther? Jedes mir ein Abgrund des Denkens.

Diese Unfähigkeit, das Wesen der Dinge an sich zu erforschen, bewirkt unausbleiblich die Unzulänglichkeit aller unserer wissenschaftlichen Vorstellungen. So mit der des unvorstellbaren Atoms; so verhalten sich die Körper, als ob sie sich nach den Newtonschen Gesetzen anzögen, aber die Anziehung ist eine unzureichende, weil unfaßbare Vorstellung; so paßt sich die Wellentheorie von Schall und Licht gut vielen Tatsachen an; aber es bleibt unbegreiflich, wie in einem Konzertsaal Tausende und aber Tausende von Schallwellen in- und durcheinander toben, ohne sich gegenseitig zu stören oder in die sofort darauffolgenden hineinzugreifen, und noch womöglich unbegreiflicher, daß bei tausend versammelten Menschen Millionen und aber Millionen von Ätherwellen in jedem Auge ein auch perspektivisch verschiedenes Bild der umgebenden Welt malen. So sind unsere sämtlichen physikalischen Erklärungen von der Kapillarität, von der Endosmose usw., wie wir sie im Gymnasium und auf Hochschulen vortragen, stark anfechtbar. Könnten wir, sagt mit Recht ein Chemiker, Temperaturen von 10000° erzeugen, so würde bald eine ganz neue Chemie entstehen. „Das Naturerkennen, welches wir als unser Kausalitätsbedürfnis vorläufig befriedigend be-

zeichnet haben, tut dies in Wahrheit nicht, ist kein Erkennen und nur Surrogat einer Erklärung." (Dubois-Reymond.) — Indessen gehört auch dieses Wissen der Unwissenheit wesentlich zur wahren Wissenschaft. Obiges Wort Pascals ist auch so wahr: „Der Mensch ist unwissend, weil er es ist; aber er ist weise, weil er es weiß."

* * *

Es erübrigt uns nun, von den Fehlern der Wissenschaft zu sprechen; denn weil sie ein menschliches Wissen ist, so hat sie auch allerlei Menschliches an sich. Zuerst die Sucht, durch möglichst fremde und technische Ausdrücke, durch gesuchten Stil und verwickelten Satzbau zu imponieren. Oft muß man von ihr, wie Dubois-Reymond von der modernen Philosophie beklagen: „sie hat die Sprache des gemeinen Menschenverstandes und der schlichten Überlegung verlernt; sie weicht den Fragen, die den Unbefangenen bewegen, weit aus oder behandelt sie von oben herab als unberufene Zumutungen." In schwerfälligen, verklausulierten, sich möglichst in abstrakten und verschraubten Begriffen aufhaltenden, alles Bestimmte, Klare, Konkrete und Plastische dagegen ängstlich vermeidenden Phrasen glauben manche angehende und andere Gelehrte ihr Wissen und ihr Denken als in ein wissenschaftliches Gewand einhüllen zu müssen; warm, frisch und lebendig zu schreiben und so, daß jeder es sofort versteht, wäre ja „unwissenschaftlich", „Dilettantenstil"!

Uns alle verführt das Wort und die Phrase. Bald die fesselnde, glänzende, geistreiche, „die Lüge dee Beredsamkeit", über und unter welcher Petrarca seufzte; bald die scheinbar wissende und vollwichtige; den einen das prickelnde, witzige Wort, den anderen das unschuldig tuende, unbedeutende; wir *werden* Sklaven und das Wort, unser Wort, beherrscht uns,

ein Tyrann, mit eiserner Rute. Schwer, rastlos ringt der Mann mit ihm, möchte es sich dienstbar machen, möchte ihm Wahrheit abzwingen, und erkennt beim sinkenden Leben, daß er die Schlacht verloren.

Wie der Franzose beständig in die phrase spirituelle verfällt und stete Gefahr läuft, de dire des riens avec esprit; wie der Italiener auch unbewußt mit Gefühlssuperlativen zu imponieren sucht und der Russe gern verschwommene Humanitätsduseleien für religiöse Ideale hält, so staunt der Deutsche die wissenschaftliche Phrase an und meint, sobald er den Boden nicht mehr sieht, da sei es tief, und oft ist nur das Wasser trüb. Aber daß man gelehrt sein kann und dabei borniert, das kann er nicht glauben.

Den gesuchten, künstlichen, wissenschaftlichen Stil verurteilt Schopenhauer trefflich: „Der leitende Grundsatz der Stilistik sollte sein, daß der Mensch nur einen Gedanken zur Zeit deutlich denken kann; daher ihm nicht zugemutet werden darf, daß er deren zwei oder gar mehrere auf einmal denke. Der Deutsche hingegen flicht seine Gedanken ineinander zu einer verschränkten, und abermals verschränkten und nochmals verschränkten Periode, weil er sechs Sachen auf einmal sagen will, statt sie eine nach der anderen vorzubringen. Der Leser muß eine Weile lesen, ohne irgend etwas zu denken, vielmehr bloß alles memorieren in der Hoffnung auf den Schluß, der ihm ein Licht aufstecken wird. Das ist offenbar schlecht und ein Mißbrauch der Geduld des Lesers. Aber die unverkennbare Vorliebe der gewöhnlichen Köpfe für diese Schreibart beruht darauf, daß sie den Leser erst nach einiger Zeit und Mühe das verstehen läßt, was er außerdem gleich verstanden haben würde; wodurch nun der Schein entsteht, als hätte der Schreiber mehr Tiefe und Verstand als der Leser." (Über Schriftstellerei und Stil.) Und anderswo:

„Deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zustatten kommen, daß man zwar womöglich denken soll wie ein großer Geist, hingegen dieselbe Sprache reden wie jeder andere. Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge."

Noch anderer höchstes Ziel ist es, stets geistreich zu schreiben. Aber die reine, ganze Wahrheit ist nie geistreich; sondern geistreich heißt die persönliche, möglichst originelle, stets individuelle, also auch einseitig paradoxale und hyperbolische Aufdeckung einer neuen Seite der Wahrheit; weshalb das Geistreiche wohl anregend, aber nicht allgemein brauchbar. Christus, der die Wahrheit war, dessen Worte Geist und Leben sind, der für die ganze Menschheit sprach, der des Geistes voll, hat nie ein sogen. geistreiches Wort gesprochen. — Wenn ein Mann wie Hegel am Ende seiner Laufbahn gestehen muß: „Von allen meinen Schülern hat mich nur einer verstanden und der hat mich mißverstanden," so spricht er damit einen herben Tadel über seine ganze Weisheit aus. Denn wahre Weisheit ist vor allem verständlich. „Einfachheit ist das Kennzeichen des Wahren," sagte schon der Lateiner.

Schade um die herrliche deutsche Sprache, in der doch so viele Männer, von Luther an bis auf Bismarck uns gezeigt haben, wie gewaltig, ergreifend, markig, tief, rührend, kräftig und biegsam, ernst und schalkhaft, gemütlich und erschütternd, und dabei stets klar und faßlich sich in derselben sprechen und schreiben läßt, was auch Gelehrte wie Humboldt, Helmholtz, Dubois-Reymond, Mommsen, Ranke und viele andere beweisen.

Wie jede Phrase, ist die wissenschaftliche Phrase sehr gefährlich. Man kann sich tatsächlich daran gewöhnen zu glauben, daß wirklich etwas dahinter steckt. Wer hat nicht Menschen kennen gelernt, die zu wissenschaftlich denkenden Maschinen geworden, Sinn für Naturrecht und Naturwahrheit verloren

haben und nichts Höheres mehr kennen, als mit wissenschaftlichen Begriffen Taschenspieler- und Gauklerkünste vorzuführen?

Wie jede Phrase rührt auch die wissenschaftliche Phrase von der Sucht, sich für mehr zu geben als man ist, also von unbegründetem Selbstvertrauen her. Auch daran leidet die Wissenschaft. Von jeher hat sie geglaubt, ihr jeweiliges Wissen sei ein mehr oder weniger absolutes, hat zu sehr von dem, was sie wußte, auf das, was sie nicht wußte, schließen wollen. So weiß man, wie die größten Gelehrten, in Salamanca einst versammelt, Kolumbus aus der Wissenschaft, von Aristoteles bis dato, klar nachwiesen, daß die Erde keine Kugel sei, und daß, wenn das auch der Fall, er zwar auf einer Seite hinunter, aber nimmermehr wieder hinauf könne.

Auch die Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts lebte im stolzen Bewußtsein ihrer Unfehlbarkeit. Wie spottete sie, als von Steinfällen vom Himmel herunter ihr berichtet wurde! und die Akademie der Wissenschaften in Paris erklärte mit Entrüstung Anno 1800 die ihr darüber berichteten Tatsachen für durchaus unglaublich. Goethe selbst erzählt, wie er damals auch mitgespottet habe und nun am Ende seines Lebens mit großem Interesse sich eine Sammlung von solchen Meteorsteinen anlege. So weigerte sich dieselbe Akademie, weitere Mitteilungen über den doch nur auf Täuschung beruhenden Magnetismus anzunehmen. Jetzt wird derselbe unter dem neuen Namen Hypnotismus, Suggestionslehre von Professor Charcot, Bernstein, Forel und anderen wissenschaftlich studiert und öffentlich doziert. So wies der Pariser Astronom Lalande die Arbeiten Bessels über „leuchtende Satelliten" kühl vornehm mit den Worten zurück: „Wir glauben nicht an solche Dinge!" und auch deutsche Astronomen spotteten weidlich über Bessels Entdeckung. Heutzutage aber gehören Doppelsterne zu den inter-

essantesten Objekten wissenschaftlicher Forschung. So lehrte die Wissenschaft und selbst ein so tüchtiger Kenner des Meeres wie Ed. Forbes, noch vor fünfzig Jahren, in 300—500 m Tiefe erlösche alles Leben, pflanzliches und tierisches, da sowohl wegen des ungeheuren Drucks als der absoluten Dunkelheit Organismen sich dort nicht entwickeln noch bestehen könnten. Wir wissen jetzt durch die Untersuchungen des Challenger, daß in viel größeren Tiefen, ja so tief wir überhaupt gekommen sind, eine Hülle und Fülle von zum Teil höchst zarten, in buntfarbigem, eigenem, stark phosphoreszierendem, grünem und rotem Licht prangenden Organismen existieren, einige davon mit Riesenaugen versehen, zum Teil am Ende von langen Hörnern. Denn gewöhnlich irrt die Wissenschaft, wenn sie verneint. „Helium" gibt's auch auf Erden (Palmieri), Leben auch im tiefsten Ozean, Steine auch am Himmel. So stritten lange die besten Meteorologen über den Föhn; die einen holten ihn aus der Sahara (Escher v. d. Linth), die anderen (Dove) aus dem Meerbusen von Mexiko, bis man uns einfachen Schweizern endlich glaubte, daß er eben in der Schweiz selber entsteht, wie der norwegische Föhn in Norwegen. So spöttelte die Wissenschaft lange über das von Fischern und Schiffern gefundene Grundeis, als über eine physikalische Unmöglichkeit usw. So würden wir, wie Arago treffend bemerkt, wenn wir nie Fische gesehen hätten, wissenschaftlich nachweisen, daß im Wasser und besonders im Chlornatrium und Jod enthaltenden Meerwasser lebende Wesen nicht existieren können; wie Flammarion dagegen meint, jeder philosophische Fisch halte Leben außerhalb des Wassers für gänzlich ausgeschlossen. So würden wir sicherlich, hätten wir von durchsichtigen Körpern keine Kenntnis, glauben, es gehöre unbedingt zu den Eigenschaften von harten, festen Körpern, daß sie auch undurchsichtig seien. So wußte

man bislang nichts von dem eben erst von Professor Ramsay entdeckten vierten Gas (Argon) in der Luft, eine Entdeckung, worüber Dr. K. Müller in der „Natur" ausruft: „Wer hätte auch so etwas geahnt bei einem Stoff, der schon so oft mit den besten Instrumenten und von den sorgfältigsten Chemikern untersucht worden ist! Da möchte man wohl mit Hamlet sagen, daß es unter dem Himmel noch vieles gibt, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt." — So wußte diese Wissenschaft bis vor hundert Jahren nichts von einer Naturkraft, der Elektrizität, die in noch hundert Jahren die Hauptrolle auf Erden spielen wird, wenn wir nicht bis dahin eine neue, aus den Sonnenstrahlen noch leichter zu gewinnende entdecken. Hätte man damals einem Physiker gesagt, daß man eine Kraft von Hunderten von Pferden durch einen Kupferdraht, ohne Bewegung dieses Drahts, ja ohne daß derselbe nur erwärmt werde, hundert Stunden weit überführen könne, so hätte derselbe spöttisch gelächelt und gesagt, das stehe in direktem Widerspruch mit den einfachsten Grundgesetzen der Natur. So sind die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts abgegebenen gelehrten Gutachten von Fachmännern über und gegen die Einführung der Eisenbahnen, so in Bayern und England, ein wahres Unikum der Absurdität. — So hielten auch Gelehrte den Daguerre für geisteskrank, als er erklärte, nicht ruhen zu wollen, bis er die Sonnenbilder fixiert habe. — So fertigte unmittelbar vor Anwendung der Spektralanalyse auf die Astronomie der damals berühmte Dove den Astronomen F. Zöllner kurz ab: „Was die Sterne sind, wissen wir nicht und werden es nie wissen!"

Und wie hat auch noch in neuerer Zeit die Wissenschaft im berühmten Bathybius Haeckeli den Urschleim auf Meeresgrund zu entdecken geglaubt, aus dem alles Leben entstamme;

im Eozon Canadense den allerersten Urorganismus zu besitzen und in Professor Kochs Tuberkulin ein unfehlbares Heilmittel gefunden zu haben behauptet! Was ist aus diesen und ähnlichen Triumphen der Wissenschaft geworden? — Denn nur zu oft bricht sie neue Bahnen, um bald darauf zu erkennen, daß sie Sackgassen sind. — Als dagegen Helmholtz das zwar schon von Robert Mayer gefundene, von ihm aber noch klarer erkannte und durchgeführte Gesetz der Erhaltung der Energie bekannt gab, „so beurteilten die damals in Berlin maßgebenden Physiker die Arbeit höchst abfällig, erklärten sie für eine phantastische Spekulation oder gar für geradezu töricht, ja der Herausgeber der bedeutendsten Fachzeitschrift verweigerte rundweg die Aufnahme." (Gedächtnisrede über Hermann v. Helmholtz von W. v. Bezold, Leipzig 1895, S. 12.) Und nun steht, wie obiger Schriftsteller bemerkt, diese Entdeckung als ein Satz da, „dessen klare Erkenntnis und scharfe Fassung als die größte Errungenschaft bezeichnet werden muß, deren sich die Naturforschung seit der Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Newton rühmen darf".

Wir haben also gute und triftige Gründe, dieser Göttin Wissenschaft nicht ohne weiteres alles zu glauben, was sie behauptet, und ohne weiteres alles zu verwerfen, was sie belacht. Denn die heutige Wissenschaft ist um nichts bescheidener geworden. Auch sie, die sich stolz die vorurteilsfreie nennt, spottet, ohne es sich näher anzusehen, über alles, was nicht in ihre Systeme und Theorien paßt, über alles, wofür sie bis jetzt noch keine Erklärung zu finden wußte.

So über den Einfluß des Mondes und anderer Himmelskörper auf Tier- und Pflanzenwelt, obgleich dieser Einfluß bei der Sonne so überwältigend sich offenbart, bei dem Monde in Ebbe und Flut sich zeigt, bei gesunder Philosophie ebenso, wenn

auch in weit geringerem Grad bei allen Weltkörpern gedacht werden muß, und wir noch so gut wie nichts von den elektrischen und anderen Effluvien des Weltalls wissen. Einen solchen Einfluß des Mondes weisen vielfach Irrsinnige, wie die Mondsüchtigen des Evangeliums, auf, und die Fischer am Mittelländischen Meer wissen, daß wie in Deutschland die Krebse, dort die tief im schwarzen „paille de mer" lebenden, der Mondbeleuchtung unzugänglichen Meerigel (Ursinus) dennoch nur bei zunehmendem Monde fett und eßbar, bei abnehmendem dagegen fast leer sind.

So spottet die heutige Wissenschaft vielfach über Homöopathie, trotz so vieler Tatsachen, welche die Einwirkung von unwägbaren Stoffmengen nachweisen. So wenn ein Tausendmillionstel eines Kubikmillimeters einer dunklen Anilinlösung auf unsere Sehnerven noch wirkt, oder auf die Riech- und anderen Nerven eine Menge von weniger als einem Billionstel Kubikmillimeter Moschus (Kraft und Stoff S. 28); wie schon zur Verteidigung der Homöopathie der längst von Laplace und Berthollet aufgestellte Grundsatz genügt, „daß ein durch irgend eine Kraft in Bewegung gesetztes Atom oder Molekül seine eigene Bewegung einem anderen Atom mitteilen kann, welches sich in Berührung damit befindet" (Liebig, Chemische Briefe, S. 289). Und doch feinden immer noch Homöopathen und Allopathen, Naturärzte und Impfgegner bitter einander an und werfen einander grobe Ignoranz und fahrlässige Tötung vor, Beweis, wie weit wir es in der medizinischen Wissenschaft gebracht haben.

So verachtet vielfach die Wissenschaft vorhersagende Träume und Traumsymbolik und glaubt sie durch Reflexbewegung der Nerven und andere nichtssagende wissenschaftliche Ausdrücke zu erklären. So lacht sie über Spiritismus und seine Materiali-

sations-Experimente, obgleich viele ehrliche Menschen (nach dem „Banner of light“ über zehn Millionen), darunter Ärzte, Juristen, Professoren, die jahrelang unermüdet mit Ausschluß aller Fremden innerhalb ihrer Familie im eigenen Zimmer Versuche anstellten, für die Wahrheit des Gesagten eintreten; als ob diese alle samt und sonders die Opfer von Betrügern und eines so abgeschmackten Hokuspokus wären, wie einige „Enthüller“ es uns ums Geld öffentlich vormachen.

So spottet die heutige Wissenschaft über die Vision, die Weissagung, wie über Besessenheit, Geistererscheinungen, Magie und Zauberei. Freilich Dinge, an die öffentlich zu glauben „eine Schmach ist für das zwanzigste Jahrhundert“. Wie doch Ansichten verschieden sind! Ich meine, daß zu manchem, worüber unser Jahrhundert sich herzlich schämen soll, auch die Oberflächlichkeit und Übereilung gehört, womit es alles, was über seinen Horizont geht, oft mit tugendhaftem Unwillen als „verdummenden Aberglauben“ von sich zu weisen pflegt, wobei auch wohlmeinende, aber ignorante Christen mittun. Aber freilich, es muß schließlich ein Volk von Farbenblinden sich sittlich entrüsten, wenn man ihm beharrlich von allerlei goldgelben, purpurroten und himmelblauen Nuancen vorschwatzt.

Von einer angeblich vorurteilslosen freien Forschung dagegen ließe sich erwarten, daß sie nicht ohne Untersuchung Erscheinungen verlachte, die seit Jahrtausenden bei allen Völkern der Erde in Millionen von Beispielen sich kundgaben, über die ernste und wissenschaftliche Männer wie, um nur einzelne neuere anzuführen, Kant, Goethe, Schopenhauer, durchaus nicht absprechend sich äußern, und denen sie nur die platte und dumme Negation entgegensetzt: „es ist unmöglich, denn ich glaube nicht daran!“ Aber es paßt ihr eben, daran nicht zu glauben; die Konsequenzen wären ja unbehaglich.

Ich sagte: öffentlich daran glauben sei eine Schmach; denn wie jede Zivilisation bald ein Lack-, bald ein Ölfirnis ist, der uns das Naturholz verbirgt, so verdeckt die heutige Mode mit dreimaligem Aufklärungsanstrich einen Aberglauben, auch der Gebildeten, wie er kaum je dicker war; und das Spotten am hellen Tage über solche Dinge ist nur die schlecht verhehlte Feigheit des Knaben, der im Dunkeln pfeift. Das ist der Geister Rache, daß wer im hellerleuchteten Salon über sie spottet, sich davor beim Heimgehen um Mitternacht am Kirchhof vorbei entsetzlich fürchtet; wovon interessante Beispiele zu erzählen wären. Es ließe sich viel berichten vom Aberglauben von Fürsten und Königen, ihren Gemahlinnen und ihrem Hofgesinde, von dem täglichen Kartenschlagen des Freidenkers Gambetta, von dem Fetisch der vornehmen, aufgeklärten Hasardspieler in Montecarlo und anderswo, dem teuer bezahlten Pantoffel einer Selbstmörderin, einer Banknote mit Blutstropfen, einem Stückchen Seil eines Gehenkten; von dem Aberglauben der atheistischen Berliner Börsianer, die ihre Spekulationen darauf gründen, ob das Pferd des ersten Schutzmanns ein Schimmel, ein Rappe oder ein Schecke ist, von dem Punktieren und dem verkehrten Vaterunser und von Amuletten, die in manchen Städten käuflich zu haben sind, von den Sympathie- oder Zaubermitteln, wie sie bei vielen Gebildeten und leider auch Christen gebraucht werden. Wer solches kennt, weiß, was er von der Behauptung zu halten hat: Vor der Aufklärung verschwindet der Aberglaube.

Denn Aberglaube, das ist der unheimliche Schatten, den die unsichtbaren Flügel der uns umgebenden, stets auflauernden Wesen und Mächte der Finsternis, der „Geister, die in der Luft sind", über unseren Lebensweg werfen, die unvertilgbare Ahnung von einem großen, unzerreißbaren, geheimnisvollen

Zusammenhang alles Seienden, der uns und unser Schicksal mit unsichtbaren Ketten an das Größte und Kleinste, an das Nächste und Entfernteste in der Natur bindet, und seinen ewigen Beziehungen zu den zwei sich bekämpfenden Prinzipien des Seins. Und weil das Wahrheiten sind, so verworren, unzusammenhängend, scheinbar sinnlos und verrückt auch die einzelne Auffassung, deshalb hilft dagegen keine Aufklärung und auch keine Predigt; sondern nur, wie Jakob Böhme sagt, das Suchen des Herzens Gottes, um sich darin vor dem Ungewitter Satans zu bergen.

Untersucht aber in zehn oder zwanzig Jahren ein findiger Kopf einzelne dieser Phänomena wissenschaftlich, gibt ihnen einen griechischen Namen und führt, wie bei dem schon den ägyptischen Priestern bekannten und als Heilmittel angewandten Hypnotismus tausendjährige Geschichten (s. Plotinos, Buch IX) als „Resultate der neuesten Forschung" vor, so wird's ebenso Mode, daran zu glauben und dafür sich zu interessieren, wie es jetzt zum guten Ton gehört, in guter Gesellschaft darüber zu lachen.! Gott erbarme sich unserer Unselbständigkeit und Charakterlosigkeit!

* * *

Von der kritischen Richtung der Wissenschaft könnten wir hier absehen, da dieselbe sich wesentlich nicht mit der Natur, sondern mit der Geschichte beschäftigt. Doch bildet dieselbe heutzutage einen so integrierenden Teil aller Wissenschaften und erstreckt sich so sehr auch auf Gott und Natur, daß wir sie auch berühren müssen.

Etwas Kritik, maßvoll und unparteiisch gehalten, mag schon gut sein, wenngleich das Wahre sich von jeher auch ohne Kritik dadurch legitimiert, daß es währt und sich bewährt.

Aber heutzutage artet die Kritik und insbesondere die Bibelkritik vielfach in eine so tendenziöse und einseitige Negation aus, daß es immer nötiger wird, sich hier skeptisch und gegen diese Kritik kritisch zu verhalten. Sieht man sie sich genauer an, so erstaunt man über die Haltlosigkeit ihrer Hypothesen und die Seichtheit ihrer Einwände. Hört man, wie bald der trojanische Krieg auf die nordische Sage von der Entführung der Sonnenjungfrau zurückgeführt, bald Jakob mit seinen zwei Frauen und zwölf Söhnen als Personifikation des Jahres, wobei nach dem Segen Jakobs Naphtali den Januar, Asser den Dezember darstellen soll, aufgefaßt, bald der 45. Psalm für eine von einem Höfling für den König Ptolomäus Philadelphus komponierte Liebeshymne ausgegeben wird, bald uns vorgemacht, im Januar (sic!) des Jahres 164 v. Chr. habe ein unbekannter Jude das Buch Daniel zu schreiben angefangen, so weiß man nicht, soll man sich mehr über die Dreistigkeit der Lehrer oder über die Leichtgläubigkeit der Zuhörer wundern. Man sieht, daß es nach solcher Methode keine geschichtliche Tatsache gibt, die nicht angezweifelt werden könnte, keine historische Figur, die sich nicht in einen Mythus auflösen ließe, während doch selbst ein so erklärter Materialist und Feind aller Dogmen wie C. Vogt zugibt: „Ein Dogma, mag es noch so baufällig sein und überall Risse und Spalten zeigen, läßt sich doch nicht in der Weise ansehen, wie wenn es aus bloßer Luft, Dampf und Nebel konstruiert wäre; es finden sich stets Tatsachen, von welchen die Mythe ausgegangen ist."

So bewies vor vierzig Jahren die Kritik, es habe nie einen Homer noch ein Troja gegeben, und noch im Jahre 1872 mußte der Name Homeros ein gräzisierter Plural des keltischen omar, Sammlung, sein, nur damit omeros „die Sammlungen"

heiße (Rieke)! Da kam Schliemann, machte nicht viele Worte, sondern grub nach und fand Troja und Mykenä.

Ach! wie wird einst die kritische Forschung mit uns Menschen des 20. Jahrhunderts umgehen, wenn sie sich überhaupt mit uns beschäftigt. Wie wird sie uns zu bloßen Schatten und Schemen, zu Mythen und Allegorien verflüchtigen! Wie wird im Jahre 3000, sollte die Welt noch stehen, der bekannte Macaulaysche Neuseeländer oder irgend ein Australier oder Japaner, nachdem er die Ruinen Londons und Berlins in sein Sketchbook eingetragen und in sein nunmehr an der Spitze der Zivilisation stehendes Vaterland zurückgekehrt, einen interessanten Vortrag über den Goethemythus halten und glänzend nachweisen, daß von vornherein ein Goethe unmöglich zu der angegebenen Zeit existiert habe, da von dem nachweislich damals tobenden Weltkampf zwischen seinem Volk und dem Erbfeind, den Galliern, keine Spur in seinen Schriften zu finden sei. „Dieser angebliche Nationaldichter," wird er ausrufen, „erwähnt mit keiner Silbe seine für das Vaterland kämpfenden und sterbenden Kompatrioten; er hat kein Wort der Begeisterung für die Erhebung seines Volkes gegen den Tyrannen; ja, dieser Mann weiß nicht einmal, daß es einen Napoleon gibt, und soll doch zu dessen Zeit gelebt haben oder gar Staatsminister bei einem am Krieg beteiligten Fürsten gewesen sein! Man sieht, diese Annahme kann nicht vor einer ernsten Kritik bestehen. — Überhaupt, meine Herren," wird er fortfahren, „wenn Sie mir gestatten, Ihnen in Kürze die Ergebnisse langjähriger Forschung darzutun, werden Sie mit mir zur Einsicht gelangen, daß wir uns unter diesem Namen keineswegs eine historische Persönlichkeit denken dürfen. Schon sein Name, richtiger Gothe, entpuppt sich bei näherer Forschung als ein alter Volksname der Germanen. Sodann zeigen die diesem Manne zugeschriebenen

„Gesamtwerke von Goethe", nach neuerer Lesart aber „Werke, gesammelt vom Gothen", solche Unterschiede der Anschauung und des geistigen Standpunktes, und auch, trotz sukzessiver späterer Verarbeitungen, der Sprache und des Stils, daß wir uns unter diesem „Gothen" nur den Genius der als Denkervolk berühmten Germanen in den verschiedenen Phasen, die jener Stamm jahrhundertelang durchmachte, zu denken haben.

„Sehen wir uns die noch erhaltenen Bruchstücke, die diesem mythischen Verfasser zugeschrieben werden, an. — In der Volksdichtung „Erlkönig" irrt noch der Urmensch durch die Nacht in steter Angst vor dunklen und verderblichen Naturkräften umher, die er sich persönlich denkt, und ist nur um Erhaltung seines materiellen Lebens und um Propagation der durch das Kind dargestellten Spezies besorgt. Nur Vater und Kind haben wir hier, also die Familie in einfachster Form; der Staat existiert noch nicht, wie auch die völlige Ignorierung der Mutter klar auf die damalige untergeordnete Stellung der Frau hinweist. Auch wird in Übereinstimmung mit den ältesten historischen Quellen als einziges Haustier das Pferd erwähnt. Mit dem Schlußwort aber: „das Kind war tot", ist die Behauptung einiger Idealisten glänzend widerlegt, wonach die Unsterblichkeit der Seele eine der Menschheit angeborene Idee wäre; dieser Urmensch, meine Herren, wußte noch gar nicht, daß er eine „Seele" habe, und es mögen ungezählte Jahrtausende vergangen sein, bis er sich diesen metaphysischen Begriff aneignete.

„Wir werden also kaum fehlgehen, wenn wir das Entstehen dieser Dichtung in die Uranfänge dieses Volkes verlegen und uns den unbekannten Verfasser als einen sich von Eicheln und Pferdefleisch nährenden, vor elementaren Naturgewalten stets bangenden Höhlenmenschen vorstellen."

„Doch schon lichter gestaltet sich das nächste Bild. Das einer späteren Epoche angehörende, ursprünglich von Priestern verfaßte, aber unleugbare Spuren einer, beziehungsweise mehrerer späteren Verarbeitungen aufweisende, von früheren z. T. indischen Sittensprüchen durchwobene allegorische Gedicht von „Hermann" oder „German" und „Dorothea", nach neuer und richtiger Lesart „Dothea" oder „Gothea" (die Göthin oder Gothin), schildert die friedliche Vereinigung nach hundertjährigen Kämpfen der beiden Völker „Germanen" und „Gothen", wobei es nicht an behaglichen Bildern einer schon ansässigen und des Gewerbes und des Landbaues kundigen Menschheit fehlt.

„Ganz anders das nur kleine noch erhaltene Bruchstück von „Götz". Hier wird, wie es scheint, von einem Zeitgenossen ein stolzer und grausamer Tyrann geschildert, dessen Härte durch seine, von einigen naiven Kommentatoren buchstäblich (!) aufgefaßte, nachweislich aber dem damaligen Sprachgebrauch ihren Ursprung verdankende „eiserne Hand" symbolisch dargestellt wird. Mehr wissen wir nicht, weder von dem unbekannten Verfasser, noch von dieser übrigens zweifellos nicht geschichtlichen Persönlichkeit.

„Das Letzte und Merkwürdigste endlich, was uns von diesem Goethe oder Gothe oder Gott erhalten, — denn wie etymologisch die Worte, scheinen auch die Begriffe sich auseinander entwickelt zu haben, und es lassen sich Spuren von einem „Goethekultus" geschichtlich nachweisen — ist ein zweiteiliges Werk, wovon der jedenfalls Jahrhunderte später entstandene zweite Teil von der neueren Forschung fast einstimmig als eine Fortsetzung des ersten angesehen wird. Aus dem ersten Teil, dessen Held schon durch seinen Namen „Faust" (bedeutet Kraft oder Gewalt, wie aus dem damaligen Wort Faustrecht zu ersehen) den rein mythischen Ursprung verrät, ist ein entschiedener

Rückschritt in die Barbarei ersichtlich. Finsterer Aberglaube wechselt mit Verachtung der Wissenschaft; der Teufel erscheint persönlich, man glaubt noch an Magie und Hexerei; die Sprache ist derb und oft geradezu roh. Bisher wurde deshalb die Entstehung dieses Werkes zwar nach A und B, jedoch nicht vor C gesetzt; seitdem aber die neueste Forschung uns Kenntnis eines sogen. „finsteren Mittelalters" verschafft hat, mit dessen Eigentümlichkeiten der erste Teil auffallend harmoniert, nimmt die Kritik an, diese zwar zum Teil historische, aber vielfach entstellte Dichtung sei ums Jahr 913 entstanden. Von dem unbekannten Verfasser dieses früher fälschlich dem „Gothen" zugeschriebenen Werkes wissen wir leider nichts.

„Im zweiten Teil haben sich die kindischen und rohen Begriffe und Bilder zu philosophischen Allegorien geläutert und vergeistigt; die Sprache ist eine viel wissenschaftlichere und deshalb schwerer zu fassende geworden; kurz das Ganze zeugt von vorgeschrittener Intelligenz und geistiger Aufklärung. Auch dürfte gegenüber dem doch mehr mythischen ersten Teil dem zweiten, wenigstens was die Figuren des Kaisers und der Hofleute betrifft, eine, wenn auch begrenzte, historische Berechtigung nicht gänzlich abzusprechen sein. Ob nun zu diesem gewaltigen Klärungsprozeß ein Jahrhundert genügte, ob dazu mehrere nötig waren, ist eine von der Wissenschaft noch nicht endgültig beantwortete Frage.

„Und so, meine Herren!" wird der verehrte Professor seinen ebenso interessanten wie lehrreichen Vortrag schließen, „ist es auch hier der Fackel der kritischen Forschung gelungen, das Dunkel zu lichten, in das sich im Lauf der Zeiten diese mythische Figur des „Gothen" gehüllt hatte, und sie als die Personifikation des Dichtergeistes dieses einst so mächtigen, nunmehr untergegangenen Volkes zu erkennen!" (Anhaltender Beifall!)

Und ebenso wird irgend ein ehrgeiziger Jüngling damit promovieren, daß er nachweist, wie die Riesenfigur Bismarcks mit seinem nachweislich einem älteren Gott „Odin“ oder „Wuotan“ entlehnten „Schlapphut“ und „großen Hund“ ursprünglich nichts anderes ist als der grimmige nordische Winter. Er wird ihn zeigen in stetem Kampf mit einem Napollo oder Apollo (das N bedeutete damals stets Negation oder Niederlage), einem vor uralter Zeit schon verehrten, im Osten aus einer Meerinsel auftauchenden, im Westen ebenso in den Ozean versinkenden Sonnengott des Südens, dessen zwölf „Marschälle“ offenbar die Monate darstellen, und dessen symbolische Statuetten mit Stern oder Sonne auf der Brust und der mystischen, den Sonnenlauf darstellenden, halbrunden Kopfbedeckung hie und da noch gefunden werden. Er wird beschreiben, wie nach langem Kampf dieser Nordmann oder Wintergott seinen Feind, den Sonnengott, gefangen heimführt, was durch ein Volksfest am Anfang des Winters (2. Sept.) gefeiert wurde. Zugleich wird er auf die zahlreichen Widersprüche in den wenig zuverlässigen Quellen hinweisen, und wie dieselbe Figur, bald im Gewand eines unbedeutenden nordischen Junkers, bald als Weltbeherrscher, einmal als der allgemein Gehaßte, ein anderesmal als das Ideal seiner Zeit, einmal als Freund und Gast des Apollos, ein anderesmal als sein grimmigster Feind, je nach dem Wechsel der Jahreszeiten dargestellt wird; ja, wie sie bald als Freund und Ratgeber, bald als erbitterter Gegner eines zuerst als weißbärtiger Greis (Winter), sodann als feuriger Jüngling (der darauf folgende Frühling) geschilderten Kaisers „Wilhelm“ auftritt, und diese scheinbaren, weil buchstäblich aufgefaßten Widersprüche wird er allegorisch und geistreich zur vollen Befriedigung seiner Zuhörer deuten und lösen. Endlich wird er zeigen, wie diese ursprünglich den Winter darstellende Figur Bismarcks

später allmählich eine andere Bedeutung gewann, indem sie im Volksbewußtsein zum Träger des den Erbfeind besiegenden Helden- und Nationalgeistes wurde. „Dieser mythische, zum Weltbeherrscher gewordene angeblich preußische Junker wird später zum Bild des früher kleinen, damals unbegreiflich rasch zur Weltmacht sich entwickelnden Preußen; und von der Volksphantasie wird dieser Typus des Germanen nach und nach mit allerlei Attributen germanischen Ursprungs versehen, wie der große Hunger und der noch größere Durst, das angeblich $1^1/_2$ Fuß lange Riesenbleistift, die lange Pfeife und der Bierhumpen, doch mit Beibehaltung des obigen, dem Odin entlehnten Schlapphutes und Hundes usw.!"

Und mit dieser so befriedigenden, auf ernsten geschichtlichen Forschungen beruhenden Darstellung wird dieser Jüngling doktorieren, hoffentlich: summa cum laude!

Es bedarf eben nur eines mäßigen Aufwandes an Scharfsinn und einer kleinen Dosis von Imagination, um Überlieferungen und Tatsachen hübsch so zu kombinieren und zu deuten, daß man herausbringt, was man herausbringen will, was ins System, in die Tendenz hineinpaßt.

Oder man macht sich's noch leichter. Es gibt keine Weissagungen, sagt man, weil . . . es keine gibt. Wo also eine solche auftritt, ist sie später eingeschoben worden. Da man aber nicht weiß, von wem, schreibt man flugs: „Der unbekannte Verfasser dieser erwiesenermaßen später interpolierten Stelle." Das Verfahren ist, wie man sieht, ganz einfach und simpel; doch gibt es Leute, die dasselbe für wissenschaftlich halten.

Traurig ist dabei die heutige Sucht der Kritik, jede große Persönlichkeit zum eigenen Niveau herunterzuziehen, allen edlen, großen und großherzigen Taten kleinliche, eigenliebige, ehr- und gewinnsüchtige, wenn nicht noch gemeinere Gründe zu unter-

schieben und den großen Figuren der Weltgeschichte allerlei Menschliches nachzuweisen oder anzudichten. Der Schaden, den diese Kritik anrichtet, ist groß. Damit wird mehr und mehr die Menschheit in dem Glauben erzogen und erhalten, sie sei seit 4000 Jahren zunächst von der Bibel, dann aber von jeder Geschichtsquelle systematisch angeschwindelt und angelogen worden. Jahrtausende hindurch seien die Menschen, auch die besten und größten, gänzlich unfähig gewesen, zwischen grobem Betrug und Wahrheit zu unterscheiden; aber bei Licht besehen beruhe alles, und besonders alles Hohe und Große, mehr oder weniger auf Betrug, und wahre Weisheit bestehe darin, überall absichtliche Lüge oder Selbsttäuschung zu wittern! Ein erbärmlicher und dazu bornierter Standpunkt, der nur erbärmliche und ungesunde Früchte zeitigen kann.

Es gibt geistige Gesetze und Analogien, Probabilitäten und Harmonien, große Linien und Konsequenzen in der Weltgeschichte, die für ihre Kenntnis und ihr Verständnis weit wichtiger sind, als noch so scharfsinnig kombinierte Lücken in den Berichten, oder Widersprüche in den Dokumenten (als ob nicht die Welt und das Leben des Einzelnen voll Widersprüche wären!), oder zweifelhafte Quellen, oder einzelne Zeugnisse von möglicherweise unwissenden oder falschunterrichteten oder mißgünstigen Zeitgenossen, womit die Kritik oft leichthin sich anmaßt, tausendfältige und -jährige Übereinstimmung, den consensus gentium und das Gericht des Geistes Lüge zu strafen. Denn bei allem vermeintlichen Scharfsinn beruht meist der kritische Nichtglaube auf Mangel an wahrem Scharfsinn, an Sinn für das Wahre und Maßgebende; auf der Unfähigkeit, das Nebensächliche vom Wesentlichen zu unterscheiden, den geistigen Zusammenhang, die Logik und die Gerechtigkeit der Dinge zu schauen; und wir sehen täglich, wie wenig Geist und Geistes-

macht dazu gehört ein skeptischer Kritiker zu sein, der vor Gestrüpp und Unkraut den Felsen und vor Bäumen den Wald nicht zu sehen vermag.

Daß es nie einen Wilhelm Tell, noch eine Jungfrau von Orleans gab, oder daß Shakespeare seine Dramen nicht selber schrieb, ist, schon abgesehen von anderen Gegenbeweisen, ein psychologischer Unsinn, an den nur Menschen glauben können, die in sich keinen Maßstab für die Wahrheit haben. Gewöhnliches Schicksal dieser Leute ist es, daß sie, aus lauter Furcht angeschwindelt zu werden, schließlich jedem kritischen Schwindel zum Opfer fallen. Daß „die Liebe das Gute glaubt", ist zugleich höhere Weisheit, und Gott sorgt dafür, daß sie viel zu glauben hat.

Wohl ist viel Schwindel und Betrug in der Welt; aber, vergessen wir das nicht, noch viel mehr Wahrheit. Die Lüge schwimmt mehr auf der Oberfläche, betrifft meist das Kleinliche und Vergängliche; in der Tiefe ist diese Welt auf Wahrheit gegründet; wie könnte sie sonst bestehen? Wie Gott dafür sorgt, daß durchgehends die Gerechtigkeit in der Welt zu ihrem Recht kommt trotz so vieler ungerechter Menschen, so auch dafür, daß diese Menschheit sich nicht wesentlich von Lügen ernähre; wie könnte sie sonst leben? Auch das gehört mit zum Walten der Vorsehung, daß die Grundwahrheiten der Weltgeschichte uns wahr erhalten bleiben. Wie sie alles Entdecken und Erfinden des Menschen in bewunderungswürdiger Weise seinen jeweiligen geistigen Zuständen und Bedürfnissen anpaßt, so hat sie in diesem Jahrhundert dafür gesorgt, daß einer Kritik gegenüber, die aus der ganzen Vergangenheit der Menschheit eine große Lüge machen wollte, diese Vergangenheit wunderbar aus der Asche entstand. Die Hünengräber und die Tumuli alle, die Höhlenüberreste und die Pfahlbauten, die

prächtigen Schiffe der Wikinger und die Galeere des Tiberius, und auch Ägypten mit seiner Religion, seinen Gesetzen und seinen Sitten, Babylon und Ninive mit ihren Palästen und Bibliotheken, Troja und Pompeji, ihre Zirkusspiele und ihr häusliches Leben; wie steigt das alles jetzt aus dem Grab! und wir schauen es und staunen; denn wie die Bibel erzählt und wie Homer singt, so ist es. — Und selbst der alte Herodot mit seinem Zwergvolk in Afrika, mit seinem Labyrinth, mit seinen zum Fischfang dressierten Delphinen und so vielem anderem, hat nicht gelogen.

* * *

Die Wissenschaft hat ihren Platz im Leben des Menschen und der Menschheit, das geben wir gern zu; denn die Fähigkeit des Erkennens ist eine der schönsten Gaben, die Gott seiner Menschheit verlieh, und die richtige Verwertung dieses großen Pfundes hat Großes und Gutes geleistet. Aber jedem das Seine!

Sehen wir uns in der Weltgeschichte um, so finden wir nicht ohne Erstaunen, daß die Wissenschaft darin nie ein bedeutender Faktor war. Nie hat sie ein Weltreich gegründet noch zerstört. Nicht mit Wissenschaft haben Alexander noch Cäsar, Timurlenk oder Attila, geschweige Buddha oder Mohammed die Welt erobert. Nicht Wissenschaft hat die Völkerwanderung und die Kreuzzüge, noch die Reformation oder die französische Revolution verursacht. Weder das napoleonische noch das Deutsche Reich sind durch Wissenschaft entstanden, und der Weltkrieg und die soziale Krisis, die uns bevorstehen, werden weder durch die Wissenschaft vermieden, noch gewonnen und überwunden werden. Und auch nicht von Wissenschaft sangen die Dichter, denen von jeher die Welt lauschte; nicht

Wissenschaft ist es, was die Jugend schön, das Weib lieblich und das Alter traurig macht. Sondern anderswo sprudeln die Quellen des Lebens. Bald säuselt der Geist nur leise wie Äolsharfen durch die Welt, bald heult er klagend und Unglück verkündend durch den Wald, bald wächst er unversehens zum Sturm, zum Gewitter, zum Orkan, und fegt vor sich her wie dürre Blätter die Menschen und die Völker. Nicht lange, sagt schon Matthias Claudius, untersucht dieser Simson kritisch, wissenschaftlich, ob die Riegel und das Schloß am Tor fest, aus welchem Holz die Flügel, und ob dasselbe echte Eiche oder nicht, sondern lachend reißt er Tor und Querbalken und Pfosten heraus und trägt sie auf den Berg hinauf.

Wo aber der Geist fehlt und „der göttliche Wahnsinn, der besser ist als nüchterne Besonnenheit" (Plato), da setzt man sich im Schlafrock an den Schreibtisch und weist scharfsinnig nach, es gebe keinen Geist, noch Sturm, noch Gewitter, noch Orkan; sondern das sei das Schnarchen des Absolutum, alias Weltbegriff. Und wer sonst nichts weiß, schreit eben bei zwei Stunden: „Groß ist die Diana der Epheser!"

So ist die Wissenschaft nicht unentbehrlich; wie wir es täglich sehen, daß einfache Bürger, edle Frauen ohne Wissenschaft Gutes, ja Großes tun und uns aufrichtige Achtung einflößen. So war das Hebräervolk, so die Römer während der Republik, so die Perser zur Zeit des Kyros, und die Lazedämonier, die Germanen des Tacitus, und sind heute noch die einfachen, treuherzigen und ehrlichen, gescheiten und witzigen Bergbewohner Bayerns und Tirols, Norwegens und der Schweiz ohne Wissenschaft rechtschaffen und glücklich. Und selbst von den Männern der Bibel abgesehen, von diesen Fischern am See Genezareth, die die halbe Welt mit der Predigt vom Kreuz eroberten, gab es von jeher große Männer, die nicht Gelehrte

waren; so die Heiligen und die Wohltäter der Menschheit; so die gottbegnadeten Künstler und die Männer von Erz, die in Not und Sturm ihrem Volk eine Stütze waren. Denn Tyndall, selbst ein großer Gelehrter, spricht es offen aus: „Es gibt Dinge, die noch mehr wert sind als die Wissenschaft, das ist Charakteradel"; und Plato definiert ein vernünftiges Leben: „Denken, was wahr, empfinden, was schön, und wollen, was gut ist."

Die Liebe, den Glauben und die Hoffnung, diese weltbewegenden Kräfte, ersetzt die Wissenschaft nicht, und so groß sie ist, sie kann den Menschen nicht gegen den Tod trösten, nicht ihn im Leben glücklich machen. Sie macht ihn auch nicht besser, so sehr heutzutage ihr veredelnder, sittlicher Einfluß auf Schul- und anderen Kongressen gerühmt wird. Die Wissenschaft ist eine Kraft wie Elektrizität oder Schießpulver, ist eine Macht wie das Geld auch, ist an sich aber ebensowenig sittlich oder unsittlich, edel oder unedel, wie Elektrizität, Schießpulver oder Geld. Wer sittlich ist, gebraucht sein Wissen oder seine Millionen sittlich, wer unsittlich, gebraucht sie unsittlich. Das sieht man ja an den oft wissenschaftlich gebildeten Kommunarden, an russischen Nihilisten und Studenten und modernen, bombenwerfenden Anarchisten. — So erzählt Dostojewsky von den Verbrechern, fast alle Mörder, im sibirischen Ostrog: „Die Hälfte der Leute waren gebildet und konnten gut lesen und schreiben," und fügt hinzu: „Wo fände man sonst in Rußland zweihundertundfünfzig Menschen aus allen Klassen, von denen die Hälfte lesen und schreiben könnte?" — Schrecklich ist, daß, wie schon erwähnt, in Deutschland trotz Schulzwang, neuester Pädagogik und Herbart-Zillerscher Methode die Zahl der jugendlichen Verbrecher von 1882 bis 1892 um 51 Prozent zugenommen hat! (Landgerichtsrat Dr. Felisch.) Das sind Tatsachen, Resultate, über die keine fortschrittlichen Phrasen bei pädagogischen

Konferenzen uns hinüber helfen; sondern auf diesem Gebiet wie auf keinem anderen heißt es: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Die moderne Pädagogik gebe uns anstatt bahnbrechender Theorien, neuer Systeme und psychopathischer Untersuchungen und Aufsätze Jünglinge, die, wie weiland die persische Jugend, „die Götter fürchten, die Eltern ehren und die Wahrheit reden"; so wollen wir an sie glauben! So schrieb selbst der aufgeklärte Figaro beim Attentat des wissenschaftlich gebildeten und begabten Henry unmutig: „Dahin sind wir im neunzehnten Jahrhundert gekommen. Da endet der ganze Hochmut des freien Gedankens und das ganze Gewäsch mit dem obligatorischen Unterricht. Das ist doch recht entmutigend!"

Nein, Wissenschaft und selbst Bildung machen die Menschen noch nicht besser, und die Hoffnung, daß verbreitete Volksbildung die Hochflut des Sozialismus eindämmen werde, erweist sich immer mehr als töricht; sind doch die meisten Sozialisten und Anarchisten jetzt schon besser unterrichtet als das konservative Landvolk. Bloßes Wissen ist nicht die Weisheit; das vergessen wir zu sehr heutzutage.

Und auch im praktischen Leben ist die Wissenschaft nicht alles. Schon lange haben es die Menschen herausgebracht, daß kennen und können nicht identisch, daß gelehrt und genial sich zwar manchmal decken, aber nicht notwendig Synonymen sind. Mutterwitz und Geistesgegenwart, kühler Mut und Entschlossenheit sind oft besser, als Vielwissen; kurz, Welt und Leben lassen sich nicht auf der Studierstube konstruieren. So sind zwar die Deutschen das erste Volk der Welt, was Wissenschaft und Philosophie anbelangt, dafür aber ward der unpraktische deutsche Gelehrte zum Sprichwort, und der Engländer in den Kolonien urteilt richtig und greift am rechten Platz an auch ohne bureaukratische Bildung und wissenschaftliches Studium.

So sind auch Religion und Pädagogik keine Wissenschaften, deren Studium zum Seligwerden oder zur richtigen Kinderzucht unerläßlich wäre. Da wäre die Menschheit übel daran, die Millionen Armer und Ungebildeter, die doch auch gern in den Himmel kämen und ihre Kinder recht erziehen möchten. Sondern „Religion", sagt Pascal, dieser tiefe Denker, „ist Gott, dem Herzen fühlbar!" und wahre Pädagogik ist vor allem natürliche Erziehung. Gottesfurcht und Mutterliebe sind Geistesprodukte, richtiger gesagt Gottesgaben, und stehen hoch über der Wissenschaft. Die größten Gottesmänner, die Patriarchen und Propheten, Abraham, Isaak und Jakob, ein David und Elias, ein Johannes der Täufer haben die Religion nicht wissenschaftlich studiert, noch sind diese Männer und Christus selbst pädagogisch erzogen worden, sondern natürlich; und wie viele auch wissenschaftlich ungebildete Mütter haben ihre Söhne gut und groß gezogen! Denn es gibt eine Intuition, ein geistiges Schauen und Fühlen der Wahrheit und des Rechten, das der langsam nachhinkenden Deduktion und Erklärung nicht bedarf. Nur im Reich der Intelligenz gilt die Wissenschaft; im Reich der Seele und des Geistes bedarf man ihrer nicht, weshalb unwissenschaftlich veranlagte Frauen oft mit einem Wort den trockenen Gelehrten schlagen. Wohl kann man aus pädagogischen und religiösen Lehrbüchern manches lernen, aber sie haben noch nie einen Pädagogen oder einen Gottesmann aus dem gemacht, der es nicht von Gottes Gnaden war.

Noch ein Wort über die „populäre Wissenschaft", ein Ausdruck, der sich selbst richtet; das Populäre ist nicht wissenschaftlich, und das Wissenschaftliche nicht populär. Das sollen doch die gutmeinenden Gelehrten, die das Volk nicht kennen, und die Philanthropen, die nicht wissen, was Wissenschaft ist, beachten. Zur Wissenschaft muß man ebenso angelegt sein wie zur Kunst,

ja jene Anlage ist wohl noch seltener wie diese. Dazu gehört zum ersten ein starkes Kausalitätsbedürfnis; wem es gleichgültig ist, warum der Apfel fällt und der Pendel isochron schwingt, ist zur Wissenschaft nicht angelegt, kann aber dabei witzig, gescheit, praktisch und auch ein ausgezeichneter Bürger, Vater, Gatte, Freund und Christ sein, was ungleich wichtiger. Zum zweiten gehört zur Wissenschaft die Fähigkeit, sein Denken anhaltend zu konzentrieren, mit einem Wort stark zu denken. Endlich gehört dazu ein langes, beharrliches Sichhineinarbeiten in die Elemente und Grundgesetze des Wissens. Die zwei ersten Eigenschaften fehlen durchschnittlich dem Volk, und zum letzteren hat es nicht Zeit. Man sieht es täglich, wie von so manchem „populär-wissenschaftlichen" Vortrag die Zuhörer am nächsten Tag nichts als ein paar „große Heiterkeit" hervorrufende Witze behalten haben. Der solide, tüchtige Arbeiter zieht mit Recht eine sauer verdiente Erholung und Ruhe in der Familie oder im Freien der in Zuckerwasser verdünnten populären Wissenschaft vor.

Allerdings sind wir sehr für die Verbreitung eines soliden, brauchbaren, zusammenhängenden Wissens in Geographie, Geschichte und Naturkunde, wobei es schon von der heutigen Schulbildung heißen dürfte: Weniger wäre mehr! Was soll der gewöhnliche, gewerb- oder handeltreibende, in seinem Beruf noch so tüchtige Mensch mit den Dynastien der Pharaonen oder den Einzelheiten des Spanischen Erbfolgekrieges anfangen? Was mit Benennungen wie Grajische und Kottische Alpen? Was mit der Zahnformel des Schweines, oder mit den Prozenten Stickstoff der Bohne oder mit unzuverlässigen Nährwerttabellen? Aber auch ein solides Wissen von vielen brauchbaren Tatsachen ist noch nicht Wissenschaft, sondern diese fängt erst an mit dem Forschen nach den Ursachen, mit der Diskussion des geistigen

Wertes der Tatsachen. „Die Wurzeln der Erscheinungen," sagt Tyndall, „liegen in einer Region jenseits der Grenzen der Sinne; und nichts Geringeres als die Wurzel der Dinge kann den wissenschaftlichen Geist befriedigen" (Das Licht 1876). Ein wissenschaftlich gebildetes Volk, wenn ein solches Unding überhaupt möglich wäre, wäre eine ebenso traurige, weil unnatürliche, folglich schädliche Erscheinung wie ein Volk von Landschaftsmalern oder Juristen. So gut, ja notwendig für die Menschheit das Salz, so wenig kann die Menschheit von Salz allein leben.

Willst du aber wissen, wie es trotz populären Vorträgen und billiger Wissenschaft mit der gerühmten heutigen allgemeinen Bildung steht, so stelle dich einmal auf das Trottoir einer Weltstadt und halte die zehn ersten flotten Herren an, die mit der Havanna im Mund ins Theater oder zum Bier sich begeben in dem stolzen Bewußtsein, dem 20. Jahrhundert anzugehören, dieser Zeit der Aufklärung und des Fortschrittes. Nicht meine ich, daß du sie mit wissenschaftlichen Fragen, etwa über die Embryogenie des Kaninchens oder die Theorie des polarisierten Lichtes in die Enge treibest. Nein, frage sie nur ein weniges von Gott und der Welt, von dem, was sie umgibt und angeht, was jeden Menschen interessieren, was jedem wichtig sein soll. Frage sie zuerst, wie schicklich, wie sie sich Gott denken und ihr Verhältnis zu ihm? Sagen sie, es gäbe ja keinen! so frage sie, wie dies Weltall entstanden? Antworten sie dir: ganz von selber, so frage sie das Einfachste vom Himmel droben und von der Erde drunten: frage sie, was Sonne und was Erde, warum wir nur immer eine Seite des Mondes sehen und warum die Tage ab- und zunehmen, ja warum es im Sommer warm und im Winter kalt ist. Wissen sie's nicht, so steige auf die Erde herunter; frage sie ein weniges vom Meer und von Schiffen, und wie sie mit dem Wind gegen den Wind fahren; vom Ge-

birg und aus welchen Steinen und Schichten die Hügel ihrer Heimat bestehen und woher die vielen Versteinerungen; frage sie von Fischen und ihren Kiemen, von Muscheln und wie ihre harten Schalen wachsen, vom Käfer und von der Raupe, vom Baum und von der Obstzucht; oder vom eigenen Körper, und welche und wie viele Knochen sie im Leib haben? Sagen sie dir, sie seien als Stadtbewohner nicht so mit der Natur bekannt, so frage diese Staatsbürger über Politik und Religion, was die Befugnisse des Reichstags und wer darein wählbar, was ihre Rechte und Pflichten als deutsche Bürger, unter welchen Gesetzen sie leben, was ihnen erlaubt und was verboten; was in der Verfassung des Deutschen Reichs steht und was in der Augsburgischen Konfession, da sie doch Lutheraner seien. Erwidern sie, sie seien mehr im Praktischen ausgebildet, so frage sie aus dem Hausbau und über Anlegen von Gärten, von der elektrischen Straßenbahn, oder was eine Turbine, oder welches der neueste Telegraph, was ein Gasmotor oder wie sie sich das Telephon denken, dessen sie sich täglich bedienen. — Kurz, frage sie aus der Welt und aus der Natur, aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart, aus der Geographie oder Pflanzenkunde, aus der Kunstgeschichte oder Literatur, Malerei oder Architektur, Philosophie oder Psychologie! Was gilt's — ihre Antworten, wenn du überhaupt welche bekommst und sie dich nicht schon längst samt deinen Fragen zum Teufel geschickt haben, werden dir die Augen auftun über das heutige Wissen der Gebildeten.

* * *

Wie unberechtigt und unwahr der Satz: „Wer weiß, glaubt nicht," und daß der Glaube kein Feind des Wissens ist, dasselbe nicht verhindert noch verdunkelt, zeigen zur Evidenz die

Namen der großen Forscher, die dabei ernste Christen waren, wie es schon an sich undenkbar ist, daß der Glaube an Gott oder an die Unsterblichkeit oder an Erlösung und Sündenvergebung untauglich machen soll zur scharfen und richtigen Beobachtung der Natur. Der Materialist hat nicht wissenschaftliche Tatsachen in Pacht, daß wir Christen nicht auch jede ebensogut wie er prüfen können. Kein Feld, das uns nicht ebensogut offen steht: auch wir können scharf deduzieren, richtig schließen, wissenschaftliche Hypothesen und Systeme aufstellen oder auf ihren Wert prüfen; das schließt den darüber stehenden Glauben nicht aus. Es ist lediglich nicht einzusehen, warum meine Frömmigkeit mich hindern sollte, mit Immersionslinsen neue Querstreifen an der Pleurosigma angulata oder Surirella Gemma zu entdecken oder am Fernrohr von den Doppelkanälen des Mars genaue Karten zu entwerfen oder wie Secchi und Liebig tiefe Einblicke in die Sternenwelt am Himmel und in die geheimnisvolle Atomenwelt im Kleinsten zu tun.

Die Erfahrung beweist vielmehr, daß der christliche Glaube eher eine großartige Übersicht, ein richtiges Erkennen der Grundprinzipien begünstigt. So gibt selbst der Geschichtschreiber des Materialismus Alb. Lange vorsichtig zu, daß „nicht gerade die gründlichsten Forscher, die Entdecker und Erfinder, die ersten Meister sich mit der Verkündigung der materialistischen Lehre zu befassen pflegen“ (Band II, die Naturwissenschaft S. 140).

So haben viele ungläubige Gelehrte in allerlei Wissenschaft, auch als Spezialisten, Bedeutendes geleistet; doch bahnbrechender, epochemachender, das Licht der Wissenschaft weiter hinausstrahlend sind die Arbeiten der großen Christen und wahren Fürsten der Wissenschaft. Nicht neu ist ihre Aufzählung, aber wir werden sie ebensolange wiederholen, als unsere Gegner in die Welt den unwahren Satz hinauswerfen, der Glaube

sei ein Feind der Wissenschaft; denn schlagend ist dieser Satz damit widerlegt. — Große Christen und große Gelehrte waren Kopernikus, der Gründer unseres modernen Weltsystems, ein Mann von ungeheuchelter Gottesfurcht, auf dessen Grab die Worte stehen: „Nicht die Gnade, die Paulus empfangen, begehr ich, noch die Huld, mit der du dem Petrus verziehen; die nur, die du dem Schächer gewährt hast, die nur erfleh ich"; — Kepler, dessen Gesetze mit denen Newtons die Basis unserer Astronomie bilden, der sein bedeutendstes Werk mit den schönen Worten schließt: „Ich danke dir, Schöpfer und Herr, daß du mir diese Freuden an deiner Schöpfung, das Entzücken über die Werke deiner Hände geschenkt hast. Ich habe die Herrlichkeit deiner Werke den Menschen kund getan, soweit mein endlicher Geist deine Unendlichkeit zu fassen vermochte. Wo ich etwas gesagt, was deiner unwürdig ist, oder nachgetrachtet haben sollte der eigenen Ehre, das vergib mir gnädiglich"; — ebenso der große Newton, bekanntlich ein eifriger und demütiger Leser der Bibel und auch des Mystikers Böhme; der Gott nicht nannte, ohne das Haupt zu entblößen, und von dem Liebig sagt: „Von einem einzelnen und erhabenen Genius, von Newton, ist mehr Licht ausgegangen, als ein Jahrtausend vor ihm hervorzubringen vermochte." (Chemische Briefe S. 4.) — So Linné, den Professor Fraas den „anerkannt größten Naturforscher aller Zeiten, den Schöpfer der Naturgeschichte als Wissenschaft" nennt (vor der Sintflut S. 501), der bei der Entdeckung der Blattstellung jauchzend ausrief: „Ich habe die Fußtapfen Gottes gesehen!" — so ein bibelgläubiger Cuvier, der Gründer der Paläontologie, nach Professor Quenstedt der größte Zoolog zweier Jahrhunderte; — ein W. Herschel, wohl der genialste aller Astronomen, welcher sagt: „Je mehr das Feld der Wissenschaft sich erweitert, desto zahlreicher und unverwerflicher

werden die Beweise für die ewige Existenz einer schöpferischen und allmächtigen Weisheit"; — ein Leibnitz, dieser gewaltige Denker, wie ihn Professor Dubois-Reymond nennt, und Dichter des Liedes: „Jesu, dessen Tod und Leiden unsre Freud und Leben ist"; — der große Mathematiker Euler, der im Jahre 1767 schrieb: „Rettung der göttlichen Offenbarung gegen die Einwürfe der Freigeister." — So ein Lavoisier, der mit seiner Entdeckung des Sauerstoffs und der Oxydation den Grundstein der Chemie legte, der in seinem Traité de chimie, I, S. 20 schreibt: „Mit dem Licht goß Gott über die Erde auch das Prinzip des Organischen, des Fühlens und des Denkens aus", von dem G. Buchner sagt: „Unsere ganze heutige Weltanschauung beruht auf dem Gesetze der Erhaltung der Kraft sowohl, als auch dem von Lavoisier entdeckten Prinzip von der Erhaltung der Substanz" (Die chemischen Elemente); und Liebig (Chemische Briefe S. 6): „seit der Entdeckung des Sauerstoffs hat die zivilisierte Welt eine Umwälzung in Sitten und Gewohnheiten erfahren"; — dieser Liebig selber, der „Fürst der deutschen Chemiker", der in seinen Chemischen Briefen offen und freudig seinen Gottesglauben bekennt und schreibt: „Darin liegt eben der hohe Wert und die Erhabenheit der Naturerkenntnis, daß sie das wahre Christentum vermittelt" (Chemische Briefe S. 41); — so der bedeutende und doch so fromme Astronom Secchi, und auch Mädler, dessen Astronomie als Motto die Worte trägt: die Himmel rühmen des Ewigen Ehre! und welcher schrieb: „Ein echter Naturforscher kann kein Gottesleugner sein; Naturgesetz und göttliches Gesetz ist ein und dasselbe." — Ebenso der größte Geograph, Ritter, der u. a. ausruft: „Die Welt ist überall erfüllt von der Herrlichkeit des Schöpfers"; — der große Elektriker und dabei Bibelstunden haltende Faraday; der große Historiker L. v. Ranke unter dessen Papieren sich ein Gebet fand, das schließt: „All-

gewaltiger, Ein- und Dreifaltiger: Du hast mich aus dem Nichts gerufen, Hier lieg' ich vor Deines Thrones Stufen!" — Und wie viele Männer der Wissenschaft ließen sich noch anführen, die zum mindesten ernste, gottesfürchtige Männer waren: Cartesius und der große Haller, Bernoulli, Brewster, Biot, Ampère, Quatrefages, Agassiz, Pasteur u. a.; so zum Schluß Robert Mayer, der Entdecker der Einheit der Kräfte, der größten wissenschaftlichen Tatsache dieses Jahrhunderts, der in Innsbruck Naturforschern zurief: „Aus vollem, ganzen Herzen rufe ich es aus: Eine richtige Philosophie darf und kann nichts anderes sein als eine Propädeutik für die christliche Religion!" (Die Mechanik der Wärme von Johann Robert Mayer, II. Auflage 1873. S. 318.)

Angesichts solcher Tatsachen soll der Materialist, anstatt uns Dunkelmänner zu schelten, uns billig danken für die hellen Fackeln, die wir Christen ihm aufgesteckt haben, und ohne deren Licht er noch um Jahrhunderte zurück wäre.

Noch heller strahlt diese wissenschaftliche Befähigung der Christen hervor, wenn man ihre große Minorität in der Welt bedenkt. Die Annahme, daß Nichtchristen sie in Europa mehr als hundertfältig übertreffen, ist jedenfalls nicht übertrieben. Berücksichtigt man diese Zahlenverhältnisse, so muß man sagen: Wenige Christen haben in den letzten Jahrhunderten weit mehr für die Naturforschung geleistet als viele Nichtchristen. Der Glaube befähigt mehr zum Verständnis der Natur als der Unglaube. — Wo bleibt denn der beliebte Satz, daß er der Feind der Wissenschaft sei?

Aus diesen Tatsachen ergibt sich des weiteren, daß der christliche Glaube wie die Wissenschaft auf klaren und positiven Tatsachen beruht. Es ist zwar eine heute beliebte Anschauung, daß ein Mann zugleich geistig groß und klein, wahr und falsch,

ein edler Mensch und ein Schwindler, auf einem Gebiet ein gewaltiger Geist, auf dem anderen ein Schwachkopf sein könne, und daß z. B. Propheten und Apostel trotz ihrer die Geschichte beherrschenden Persönlichkeiten und der Macht ihres die Welt erobernden Wortes halb unzurechnungsfähige Schwärmer waren, unfähig, ein Wunder vom allereinfachsten Naturereignis zu unterscheiden; oder ungeachtet der Schönheit und Erhabenheit ihrer sittlichen Lehren abgefeimte Betrüger, die dem armen Volk göttliche Wunder vorspiegelten, so die Auferstehung Christi, die niemals geschehen. — Wir glauben, daß ein großer Geist zwar irren kann, aber nicht auf einem Gebiet groß, tief und logisch, auf einem anderen kleinlich, konfus und verworren denken. Wir glauben nicht, daß ein so gewaltiger und klarer Geist wie Newton auf dem religiösen Gebiet plötzlich, einem schwachen Kinde gleich, alles ungereimte Zeug geglaubt habe; sondern wir nehmen an, daß er auch da scharf geprüft hat, wie schon ein Paulus, ein Augustin, ein Luther wahrlich nicht Männer waren, die ohne Prüfung und unbesonnen alles annahmen.

Es ist zum Erstaunen, wie mancher Christ es mit gesenktem Kopf anhört und es sich gefallen läßt, wenn seine Gegner ihm höhnisch zurufen, sein Glaube sei lichtscheu, beruhe nur auf Gemütsbewegungen, auf einem mehr oder weniger dunklen Gefühlsleben und nicht wie die Wissenschaft auf klaren, anerkannten Tatsachen usw. — Es wäre schon zum mindesten sonderbar und wissenschaftlich nicht zu erklären, wenn ein „lichtscheuer" Glaube die Welt erobert hätte und die an der Spitze der Menschheit stehenden Völker gezwungen, sich wenigstens dem Namen nach zum Christentum zu bekennen. Haben etwa die Apostel in Ephesus oder auf dem Forum Athens, vor den Hohenpriestern Jerusalems, vor Prokonsuln und römischen Kaisern sich lichtscheu verkrochen vor dem Licht der Öffentlichkeit? und

ebenso später ein Calvin in Genf oder ein Luther in Worms? Sind die Episteln Pauli nur voll von Gefühls- und Gemütsworten, oder enthalten sie in klarer, logisch gedrängter Darstellung eine Rechtfertigung des Glaubens den Juden und Griechen gegenüber?

Nun herrscht das Kreuz vom Nord- bis zum Südpol, vom Osten zum Westen, und landest du auf Spitzbergen oder am Kap der guten Hoffnung, so zeigen dir die Kreuze auf den Gräbern, daß auch dort die Menschen an den Gekreuzigten glauben oder zu glauben vorgeben. — Und hinter einer so kolossalen, ja der größten Erscheinung der Weltgeschichte sollte weiter nichts stecken? Ein bloßer Wahn, eine Einbildung, Träumereien von selbstbetrogenen Schwärmern hätten die alte Welt aus den Angeln gehoben und eine neue Weltanschauung über die Erde verbreitet! Oder die Tausende von Christen, die seit den Aposteln das Evangelium gepredigt, die Missionare alle, ein Egede, Apostel der Grönländer, ein Zinzendorf, Williams, Krapff, Moffat, diese Helden der Selbstverleugnung und Aufopferung, der wahren Menschenliebe, wären in der Heidenwelt herumgezogen, hätten Hunger und Durst, unzählige Gefahren und Entbehrungen getragen, ja oft grausamen Tod erlitten, nur um diese armen Wilden systematisch zu verdummen, sie gegen das Licht der Wissenschaft einzunehmen und ihre Priestermacht zu begründen! — Traurige Phrasen, die sich selber richten!

Wohl hat je und je scheinbar ein Irrtum Großes geleistet; sieht man es sich aber bei Licht an, so war es stets die damit verbundene Wahrheit, die ihm Kraft verlieh. So bei Mohammed, den viele, auf später entstandene Legenden hin, falsch beurteilen, diesem Moses auf eigene Faust, den Gott dem wilden Schößling Abrahams, den Söhnen Ismaels gab, um sie dem Götzen-

dienst und der sittlichen Verkommenheit zu entreißen, und um später heidnischen Völkern eine Vernichtung und dem entarteten Christentum eine Geißel zu sein. Daß er den alleinigen Gott, der Himmel und Erde geschaffen und einst die Welt richten werde, predigte und Ihn den Barmherzigen nannte; daß er die Gerechtigkeit, das Gebet, das Almosen befahl; daß er sprach: Was Gott sendet, und wäre es der Tod und schlimmer als der Tod, ist gut, ist das Beste; Allah Akbar! Gott ist groß! das waren die Wahrheiten, die ihm das Schwert in die Hand gaben, womit er Millionen bezwang und seine Lehre sich innerhalb zweier Jahrhunderte von Delhi bis Granada verbreitete. — Die einfache Lüge aber, die bloße Negation, ist wie unfruchtbar so auch ohnmächtig. Es versuche es doch einer, etwas damit in der Welt zu wirken, daß er predigt 2 + 2 sei nicht 4. — Davon sagt Carlyle: „Ein bloßer Lügner eine Religion gründen! Ein Lügner kann nicht einmal ein Backsteinhaus bauen. Wenn er nicht die Eigenschaften von Mörtel, Lehm, die Gesetze der Statik usw. kennt, und sie treu, wahr befolgt, so fällt die ganze Geschichte zusammen, geschweige, daß es 1200 Jahre stehe und Millionen herberge!“ (On Hero-worship.)

Sondern wie die Wissenschaft, beruht auch der christliche Glaube auf klaren, sich täglich wiederholenden, von jedem unparteiisch Urteilenden leicht zu erkennenden Tatsachen. Oder ist es nicht Tatsache, und ist nicht jede steinerne Kirche in Dorf und Stadt, die Riesendome in Ulm und Straßburg und Köln und Mailand, die St. Peterskirche in Rom stumme und doch beredte Zeugen davon, daß mit einigen Worten, ohne auch nur einen Mann für seine Sache zu bewaffnen, ohne auch nur eine Zeile zu schreiben, ohne auch nur ein Geldstück dafür auszugeben, ein unbekannter Zimmermannssohn, der ein paar Jahre in einer entfernten Provinz des römischen Reiches mit

Bettlern und Fischern umherging, von seinen eigenen Landsleuten verkannt, von den Reichen, Gelehrten und Mächtigen dieser Welt verspottet, und der endlich eines schimpflichen Todes starb, die Welt erobert hat? Ein Beweis seiner Göttlichkeit, der Napoleon I. so imponierte, daß er dadurch auf St. Helena zum Bekenntnis kam: „Jesus ist wahrhaftig Gottes Sohn!“ — Nach dem, wie die Männer der Wissenschaft sagen, ewigen und unabänderlichen Gesetz der Natur: causa aequat effectum, Ursache gleich Wirkung, muß die Ursache einer so großartigen Wirkung, nämlich Christus selber, riesengroß gewesen sein.

Es versuche es doch einer und trete für die Sache des Materialismus, etwa für die Ewigkeit des Stoffes oder für die Evolution der Urzelle in eben der Art und Weise auf, bediene sich auch nur solcher Mittel wie Christus, und wir wollen sehen, wie weit er's damit bringt!

Ist es nicht auch eine historische, vollkommen beglaubigte Tatsache, daß Tausende von Märtyrern unter Qualen, und Millionen von Christen unter gewöhnlichen Umständen gestorben sind und täglich noch sterben, freudig und getrost, ja jauchzend im Glauben an ihren Gott und Heiland, obgleich auch sie, wie andere Menschen, an Weib und Kind, Gut und Leben hängen?

Es ist also unleugbar, daß mit der gläubigen Erfassung des Evangeliums eine Kraft in den Menschen kommt oder in ihm entsteht, die vorher nicht da war. Darüber konnten sich schon die römischen Prokonsuln bei den von ihnen gefolterten Christen nicht genug wundern; wie einer von ihnen, der es nicht dahin brachte, einem in den Qualen sterbenden Jüngling auch nur einen Seufzer abzuringen, ausrief: „wir sind besiegt!“ Die Erscheinung einer Kraft, die einen Trunkenbold nüchtern, einen Lasterhaften tugendhaft, einen Hochmütigen demütig und einen Dieb ehrlich macht, ist eine anerkannte, nicht zu leugnende

also wissenschaftliche Tatsache; und es ist gänzlich unwissenschaftlich, diese Erscheinung mit „Wahn" und „Illusionen" kurzweg abzuweisen.

Eine Kraft ist eine Kraft, und auch die geistigen, ja die vor allen, gehorchen bestimmten Naturgesetzen, entstehen nicht aus Nichts und vergehen auch nicht in Nichts. Sondern auch hier heißt es: keine Wirkung ohne Ursache, wie keine Ursache ohne Wirkung, und die Wissenschaft muß hier eine ihr noch unbekannte aber reelle Ursache annehmen, anstatt sich mit bloßer achselzuckender Negation zu begnügen. Wo eine Kraft in der Natur auftritt, können wir uns vor diesem Faktum nur beugen; dann steht es uns frei, entweder es stehen zu lassen und unseres Weges zu gehen, oder diese Erscheinung, die Art ihres Auftretens und ihre Folgen zu studieren, ihre Ursache oder Ursachen zu suchen.

Eine wissenschaftliche Tatsache, sagen unsere Gegner, müsse jederzeit hervorgerufen und auf ihre Echtheit geprüft werden können. Abgesehen von der sehr partiellen, nur innerhalb der menschlichen Experimentalsphäre gültigen Wahrheit dieser Behauptung, frage ich, mit welchem Recht will man mir und Tausenden von Christen die Echtheit und Wahrheit der von uns schon tausendfach erprobten und sich tagtäglich wiederholenden Tatsachen wegleugnen, daß auf unser ernstes Gebet hin wir jedesmal freudigen Trost und Kraft empfangen, ja auch schon tausendmal deutliche, oft sofortige Erhörung unseres Bittens uns zu teil wurde? — Sagt der Ungläubige, daß er nichts davon finden könne, so fragt sich vor allem, ob er den Versuch — und zwar unter allen dazu erforderlichen Bedingungen, denn ohne diese gelingt auch kein wissenschaftliches Experiment — angestellt hat; wo nicht, so ist er unfähig zu beurteilen, ob etwas Wahres an der Sache ist. Und selbst wenn er sagen sollte, er habe es

probiert, und es sei nichts, so ist das immer noch ebensowenig ein Beweis dafür, daß ich mich täusche, als wenn ein Farbenblinder mir sagt, er habe auch schon oft durch ein Prisma hindurch gesehen, aber noch nie etwas von den herrlichen Farben bemerkt, von denen ich ihm doch gesagt, daß ich sie jedesmal dabei wahrnehme.

Der blinde Glaube! sagt der blinde Ungläubige, und weiß nicht, daß der Glaube ein helles Schauen einer höheren Welt ist. Glaube ist Intuition, und diese, das lehrt das tägliche Leben und die Weltgeschichte, ist höher als die Deduktion. — Aber der Glaube hat oft getäuscht? — Ja, der falsche, und der wissenschaftliche Beweis noch mehr. Wie viel Falsches und Unrichtiges, wieviel Unsinn wurde und wird noch täglich scharfsinnig und schön bewiesen. Denn, das wußten schon die alten Sophisten, es läßt sich alles und nichts beweisen.

Wie die Wolkenwelt hoch und schön, mild, weich, plastisch, biegsam, nicht greifbar und doch wesentlich da über der harten, festgebannten Erdoberfläche schwebt, frei dahin und dorthin ziehend, im Abendrot sich zu Palästen von Gold und Purpur auftürmend, so auch die Welt des Glaubens. Wohl schätzt mancher diese Luftgebilde gering und „in den Wolken leben" klingt dem in der harten Prosa des Kampfes ums Dasein versunkenen Weltmenschen ein wertloses Dasein. Aber tröpfelt diese obere Welt nicht über die harte, rauhe, unfreie, untere ihre wohltätigen Effluvien als befruchtenden Regen, was nützt auch die schwerste Arbeit des Landmannes? Ohne diese oberen Kräfte sind wir nicht lebensfähig, welken und verdorren. Brechen sie aber los, und es fahren unter Donnergetöse versengende Blitze herab, und die Wasser von oben sammeln sich an und brausen tobend durch Wald und Flur, den Menschen und seine Werke wegschwemmend, so erschrickt auch der Welt-

menſch vor dieſer hoch über ſeiner Alltagsklugheit thronenden Macht.

Nur ein geiſtig Blinder kann die ungeheuren Wirkungen des Glaubens als einer göttlichen, und des Unglaubens als einer teufliſchen Macht in der Geſchichte der Menſchheit überſehen. Die erſteren ſchildert uns ſchon Paulus begeiſtert im Römerbrief. Die letzteren haben die Verfolgungen der Chriſten zu allen Zeiten verurſacht und den Grimm und den Haß, mit denen auch heutzutage Materialiſten und Anarchiſten jeden Glauben auszurotten ſich beſtreben; auch eine Anerkennung! Beide, der Glaube und der Unglaube haben in ihrem Wogen und Toben von jeher die Menſchheit gegeneinander entbrannt; denn Chriſtus ſpricht: „Ich bin nicht gekommen den Frieden auf Erden zu bringen, ſondern das Schwert!“ Und führen wir dieſen welthiſtoriſchen Gegenſatz auf den Kampf von zwei mächtigen, geiſtigen Prinzipien zurück, ſo glauben wir damit wiſſenſchaftlicher zu verfahren, als wenn der Materialiſt den Glauben als bloßen Wahn darſtellt, folglich ſo große Wirkungen bloßen Wahnvorſtellungen zuſchreibt, als ob ein ſolches Unding Welt und Menſchen zu bewegen vermöchte.

Wir Chriſten erklären das Weltall durch Vorausſetzungen, die ſelbſt unſere Gegner als immerhin zuläſſig bezeichnen. So die von einem lebendigen und perſönlichen Gott, der als causa causarum dieſes Weltall aus ſich einſt geſchaffen hat. Wenn Prof. Häckel (Natürliche Schöpfung, S. 28) „auf die Erkenntnis des letzten und allerhöchſten Prinzips verzichtet“, ſo gibt er damit zu, daß es ein ſolches gibt, und eben dieſes allerhöchſte Prinzip nennen wir Gott. — Alb. Lange ſagt ferner: Profeſſor Häckel betrachtet die Urzeugung als eine unentbehrliche, wenn auch noch nicht beſtätigte Hypotheſe. „Wenn Sie,“ ſchreibt er, „die Hypotheſe der Urzeugung nicht annehmen, ſo müſſen

Sie zum Wunder einer übernatürlichen Schöpfung Ihre Zuflucht nehmen!" (Band II, Die Naturwissenschaften, S. 235.) Da nun Pasteur u. a. die Urzeugung gründlich widerlegt haben, so befolgen wir nun obigen Rat und verfahren streng wissenschaftlich, wenn wir zum Dogma einer übernatürlichen Schöpfung greifen.

Wir behaupten ferner, daß irgend wie und irgend wann eine Entzweiung zwischen Schöpfung und Schöpfer stattgefunden hat, und daß eben infolge dieser Trennung von der Quelle alles Lichts eine Trübung und Verfinsterung in unserem Seelenleben eingetreten ist, die einerseits uns hindert, den Urgrund der Schöpfung in uns und außer uns zu erkennen, anderseits als Bewußtsein des Nichtseinsollenden unser ganzes Leben überschattet. Zu derselben Erkenntnis kommt auch die Philosophie aus eigener Weisheit. Buddha sagt: „Dies ist Sansara; es ist die Welt der Geburt, der Krankheit, des Alters und des Sterbens; es ist die Welt, welche nicht sein sollte"; und der sonst über die Bibel spottende Schopenhauer gesteht: „Es ist allein die Geschichte vom Sündenfall, die mich mit dem Alten Testament aussöhnt; denn nichts anderem sieht unser Dasein so vollständig ähnlich, wie der Folge eines Fehltritts und eines strafbaren Gelüstens!" (Par. et Prol. Kap. XII.)

Als Haupturſache vom Elend des menschlichen Daseins, davon schon der alte Homer singt: „Denn nichts andres ist doch jammervoller auf Erden als der Mensch, von allem was Leben haucht und sich reget", stellen wir das Dogma der von der göttlichen Nemesis verfolgten Schuld auf. Auch hierin stehen uns alle großen, den Menschen und das Menschenleben durchschauenden Tragiker bei; sie alle gestehen: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Übel größtes aber ist die Schuld."

Die Furcht und Angst, von der Schelling sagt: „Angst ist die Grundempfindung jedes lebenden Geschöpfes", führen wir auf das Dasein einer bösen Macht zurück, die stets uns mit Verderben droht, die „umhergeht wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlingen könnte." — Der Materialist vermag diese Angst nicht zu erklären.

Die großartige, selbst vom Materialisten vielfach anerkannte Zweckmäßigkeit des Weltalls erklären wir aus dem Schaffen und Walten eines zielbewußten, allweisen Gottes. Ist das nicht natürlicher, befriedigender, entsprechender, also auch wissenschaftlicher, als sie wie Spiller aus dem Tun eines unbewußten und doch weisen, gerechten und unfehlbaren Weltäthers zu deduzieren?

Von dem Tod, dieser furchtbaren Erscheinung, von der schon der Grieche sprach: „Das Schrecklichste in der Welt ist der Tod", und welche die Wissenschaft nicht zu erklären vermag, sagen wir mit der Bibel: „Der Tod ist der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben!" Damit stehen wir im Einklang mit der Erkenntnis aller Völker, und auch hier gibt uns wieder Schopenhauer recht und bekennt: „Daß unser Dasein selbst eine Schuld impliziert, beweist der Tod" und fügt hinzu: „Nichts ist gewisser, als daß die schwere Sünde der Welt es ist, welche das viele und große Leiden der Welt herbeiführt." (Par. et Prol. Kap. XIV.)

Mit welchem Recht also bezichtigt uns die Welt, daß wir glauben ohne zu wissen, und rühmt sich, nicht zu glauben, sondern zu wissen; und weiß nicht, wie das Gras wächst! — Wie die Wissenschaft zur Erklärung der Formen der Körper, ihrer Eigenschaften und ihrer Erscheinung die Dogmen von mathematischen Axiomen, vom Atom, von Lebenskraft aufstellt, stellen wir zur Erklärung der ebenso unleugbaren, naturhistorischen,

absolut beglaubigten und sonst unerklärlichen Tatsachen von Reue und Gewissensbissen, Furcht vor dem Tod und Erlösungsbedürfnis, von Bekehrung, von Gebetserhörung und seligem Sterben die Dogmen von einem heiligen Gott, von der Sünde, von einem Heiland Jesus Christus, von einer Erlösung durch seinen Tod und von einer seligen Ewigkeit auf. Von diesen Dogmen haben Tausende von ernsten, klugen, begabten Männern, wie die oben erwähnten Naturforscher, wie ein Augustin, Calvin, Luther und so viele andere bezeugt, und andere bezeugen es noch, daß sie nach eingehender, lebenslang fortgesetzter Prüfung finden, sie allein erklären befriedigend die Welt, das Leben und den Menschen; ja sehr viele haben diese Überzeugung mit ihrem Blut freudig besiegelt.

Oder sind wir Christen etwa allein nicht berechtigt, Unbegreifliches zur Basis unserer Weltanschauung zu machen? Ja, sind wir nicht nach strengem, wissenschaftlichem Verfahren verpflichtet, an diesen Hypothesen, mögen unsere Gegner immerhin sie so nennen, festzuhalten, bis sie uns eine bessere Erklärung des Bestehenden geben?

Wie wenig aber sie imstande sind das zu tun, wie auch wissenschaftlich unbefriedigend ihre Weltanschauung, wie unsicher ihre Schlüsse und wieviel blinden Glauben sie erfordern, wie unfruchtbar ihre Lehren von jeher im Leben des Einzelnen und in der Geschichte der Völker geblieben sind, wird sich im nächsten Kapitel erweisen.

V.

Materialismus.

Gehen wir nun von der Wissenschaft zu der jetzt in gewissen Kreisen so verbreiteten, schon von Democritos gelehrten Weltanschauung über, die unter dem Namen „Materialismus" bekannt ist und von der viele heutzutage fälschlich meinen, sie sei die eigentliche naturwissenschaftliche Weltauffassung.

Der Materialismus behauptet, daß nur der ewige, unzerstörbare Stoff mit seinen Äußerungen oder „Kräften" existiere, und daß auch die höchsten Lebenserscheinungen nichts anderes seien als solche Äußerungen des Stoffs. Das Weltall ist somit nichts als Bewegung der Atome; alles Erkennen nur Erkennen der Mechanik dieser Atome. Der Stoff, sagen sie weiter, erklärt sich selbst, und dazu alle die fälschlich dem Geist zugeschriebenen Erscheinungen. Folglich ist die Hypothese des Geistes überflüssig, und wie alles Überflüssige schädlich. — Eine allerdings durch ihre Einfachheit bestechende Position! Ob sie aber der Welt der Tatsachen entspricht, ob der Stoff sich selbst erklärt und nicht vielmehr stets, schon beim Tier, so im Schmerz, so in der Mutterliebe, über sich hinausweist, ob er das ganze geistige Leben des Menschen und der Menschheit mit ihrem Dichten und Sehnen, Leisten und Streben erklärt, wollen wir nun untersuchen.

Sehen wir uns dieſe Weltanſchauung, wie ſie von Büchner, Vogt, Huxley, Moleſchott, Spiller, Häckel, v. Hartmann und vielen anderen gepredigt wurde und von ſo vielen noch geglaubt wird, an, ſo erkennen wir bald, daß wir es hier nicht mit der reinen Wiſſenſchaft zu tun haben, die ſich nur mit dem Gegebenen, mit der vorurteilsfreien Erforſchung der Natur innerhalb der von Dubois-Reymond angegebenen Grenzen beſchäftigt, ſondern mit einer Vermiſchung von Wiſſenſchaft und Spekulation, mit einem Weltſyſtem, das man die Religion des Unglaubens nennen kann, wie auch in den letzten Jahren zwei Vertreter dieſer Richtung ihre Weltanſchauung unter dem Titel: „Glaubensbekenntnis eines (modernen) Naturforſchers“ veröffentlichten.

Merkwürdigerweiſe ſtellt dieſe alle Religion bekämpfende Richtung an die Spitze ihrer ganzen Weltanſchauung den, wenn auch negativen, doch religiöſen Satz: „Ich glaube, daß es keinen Gott gibt!“ Daß dieſe Behauptung keine wiſſenſchaftliche, ſondern ein von keinen Tatſachen im Weltall bewieſenes, noch zu beweiſendes Glaubensdogma iſt, haben wir ſchon erwähnt. Man müßte wahrlich lange in der Chemie und Geologie, in der Aſtronomie und in der Zoologie, in der Spektralanalyſe und in der Mikrographie ſuchen, lange durch Fernrohre und Mikroſkop ſich die Welt anſehen, bis man eine Tatſache, eine Form oder Erſcheinung des Stoffes, — und der Materialiſt glaubt ja nur an den Stoff — fände, welche beweiſt, daß es keinen Gott gibt. Wie ſoll denn dieſe Tatſache beſchaffen ſein? Wie kann ein Poſitives und noch ſo Abſolutes durch ſein Daſein das Nichtdaſein eines anderen von ihm Unabhängigen beweiſen? Wunderbar wäre es, daß ſo manche ſcharfſinnige und zugleich chriſtliche Forſcher ſolche Tatſache oder Tatſachen nie gefunden hätten, und noch wunderbarer, daß noch nie ein Materialiſt eine beſtimmte, natur-

historische Tatsache zum Beweis obiger Behauptung anführen konnte.

Wir wollen hier nicht die zahlreichen Sprüche weiser und großer Menschen aufzählen, die wie W. v. Humboldt zu allen Zeiten erkannt haben, „daß die Weltgeschichte nicht ohne eine Weltregierung verständlich ist", sondern nur feststellen, daß der Satz: „Es gibt keinen Gott" sich wissenschaftlich nicht beweisen läßt.

Weil aber tief in der Menschenseele das Gebot geschrieben steht: Du sollst anbeten! so stellt der Materialismus sofort anstatt des lebendigen Gottes der Bibel einen toten Gott auf und spricht: „Ich glaube an den ewigen Stoff, von dem alle Kräfte ausgehen, der alles aus sich geschaffen hat, der nichts weiß und doch alles Wissen in sich schließt." Und mit der gleichen Intoleranz und dogmatischen Unfehlbarkeit, die er den „Pfaffen" vorwirft, fordert er für diesen seinen Götzen absoluten Glauben. Hören wir, wie der von Dr. K. Müller als „einer der größten Naturphilosophen aller Zeiten" bezeichnete Materialist Spiller über diesen seinen Gott, den Urstoff, den er Weltäther nennt, sich ausspricht: (Spiller unterstreicht) „Gott ist eine unendliche, ewige, d. h. unerschaffene und unvertilgbare stoffliche Substanz, nämlich der Weltäther. Dieser ist der Schöpfer des Himmels, d. h. der Weltkörper, und der Erde; er hat auch uns Menschen geschaffen; er regiert die ganze Welt: er ist ewig; er ist allweise; er ist gerecht; er irrt niemals und ist allein unfehlbar, weil er ohne Selbstbewußtsein und ohne vorgesetzten Zweck wirkt." (Gott im Lichte der Naturwissenschaften, S. 120.) Und S. 84 erklärt er: „Die Seele ist die Wechselwirkung zwischen den Atomen des organisierten Körpers und dem Weltäther." — Das wird einfach statuiert. Dabei spricht Spiller

die Hoffnung aus, durch diese Auffindung des Weltäthers „den Pfaffen das Handwerk gründlich zu legen", und schilt auf andere Materialisten, die den sichtbaren, groben Stoff zum Urvater machen. Büchners Ausspruch: Der Stoff ist die alles gebärende und alles wieder in sich zurückziehende Mutter, ist ihm durchaus unannehmbarer Materialismus (S. 67), und er meint: „Wenn Diderot aber sagt: der Stoff denkt, so vergehen einem die Gedanken" (Das Leben, S. 21). Er spottet über das allerdings unvorstellbare „Unbewußte" von Hartmann, „diesen seiner selbst noch nicht bewußten, substantiellen Geist, dem alles darauf ankommt, zum Bewußtsein zu gelangen," als über „nebelhafte Phantasiebilder" und ruft ihm zu: „Substantieller Geist, nimm doch die Maske ab!" (Das Leben, S. 11.) Hartmann seinerseits sagt: „Der Stoff ist eine Chimäre" (Philosophie des Unbewußten, Kapitel VII). — Also Dogmen gegen Dogmen.

Aber das Glaubensdogma des Materialisten von der Ewigkeit des Stoffes ist ebenso unwissenschaftlich als die erste Position vom Nichtdasein Gottes. Nicht nur kann es weder bewiesen noch begriffen werden, sondern es steht im Widerspruch sowohl mit unseren direkten Eindrücken als auch mit der Logik der Tatsachen. Denn das Weltall trägt vielmehr wie ein im Wachsen begriffenes Kind, wie ein vor wenig Tagen aufgekeimtes Pflänzchen das Gepräge des Unfertigen, noch Jungen, Wachsenden, einem noch nicht erreichten Ziel Zustrebenden an sich. Gerade der Materialist lehrt, daß nach der Hypothese von Herschel, Laplace und Kant vor einigen Millionen von Jahren aller Stoff in ungeheuer verdünnter Form als Weltnebel gleichmäßig verteilt war, und daß wir in den Tausende, vielleicht Millionen Jahre Lichtzeit von uns entfernten Nebelflecken den unentwickelten Ur- und Anfangszustand des Weltalls erblicken. Wie reimt sich solcher

Anfangszustand mit der Ewigkeit des Stoffes? Auch spricht der Materialist immer davon, daß der Mensch erst seit verhältnismäßig wenigen Jahrtausenden sich aus dem Tier entwickelt habe, daß die Erde ein noch relativ neuer, in der Evolution begriffener Weltkörper ist. Als ob ewiger Bestand und Entwickelung sich nicht gegenseitig ausschlössen! Zeigte man uns ein Kind und sagte: Dieses Kind wächst von Tag zu Tag und hat dies von Ewigkeit her getan, so frügen wir sofort: Warum ist es denn noch nicht ausgewachsen? Entwickeln wir uns schon ewig lang, warum sind wir noch nicht entwickelt? Ist der Stoff ewig, so müssen schon vor Ewigkeiten der Ewigkeiten alle Möglichkeitsformen und Erscheinungen dieses Stoffes erschöpft worden sein. Ja, es müßten alle Formen des Daseins sich unendlich oft wiederholt haben, und ich müßte schon unendliche Male, dasselbe denkend und schreibend, an demselben Tisch gesessen sein. Denn, mag man sich auch den Stoff quantitativ unendlich denken, so hat er doch nach den Naturgesetzen nur eine bestimmte Zahl von Qualitäten und kann somit nur in einer endlichen Zahl von Formen auftreten. Aber auch dieser vom Standpunkt des ewigen Stoffes aus logisch notwendigen, obgleich gänzlich zwecklosen ewigen Wiederholung widersprechen die Tatsachen. Das, was wir im Weltall Leben heißen, ist das Spielen von unablässig nach Ausgleichung strebenden Kräften. Diese Ausgleichung findet immerwährend statt, so z. B. dadurch, daß hundert Millionen Sonnen unaufhörlich in den eiskalten Weltraum eine Wärme hinausströmen, die nie zu ihnen zurückkehrt. Warum, wenn das von Ewigkeit her geschieht, ist nicht schon längst dadurch der Weltraum gleichmäßig erwärmt und haben nicht schon längst alle Wärmeerscheinungen aufgehört?

Auch das materialistische Dogma von der Entropie, dem endlichen Tod des Weltalls, steht im Widerspruch mit der Ewig-

keit des Stoffes. Denn diese Entropie müßte schon lange da sein, und hat sie je einmal stattgefunden, so ist es nach dem Gesetz des Beharrungsvermögens der Körper unmöglich, daß der Stoff von selbst aus dem Zustande der Ruhe und des Gleichgewichts in den der Bewegung trete.

Freilich schildern uns einige Kosmologen, wie endlich die zusammenstürzenden Sonnen eben durch die sich in Wärme verwandelnde Kraft ihres Zusammensturzes sich zu einem blendend glühenden Weltnebel vereinigen, und also die ursprüngliche Wärme wieder herstellen werden, worauf der weltenbildende Prozeß von neuem anfangen kann.

Aber das sind Trugschlüsse. Wohl ist eine Hauptquelle der Wärme die Vereinigung der Stoffmassen (ob die einzige ist sehr fraglich). Nehmen wir aber an, daß die Monde in ihre Planeten, die Planeten in ihre Sonnen und Sonnen in Sonnen zusammenstürzen, so geschieht das nicht auf einmal, sondern nacheinander. So fiele zuerst Merkur in die Sonne und würde diesen Wärmeherd auf 6 Jahre 219 Tage speisen (W. Thomson); aber am Ende dieser Zeit wäre diese Wärme durch Ausstrahlung im Weltraum verloren gegangen, hätte sich in demselben verflüchtet, ohne nur seine Temperatur um ein Tausendmillionstel eines Grades zu erhöhen. Dann käme Venus und würde die Sonnenwärme 83 Jahre 326 Tage lang unterhalten. Dann die Erde mit 95 Jahren 19 Tagen, der mächtige Jupiter aber mit vollen 32254 Jahren usw. Der Fall sämtlicher Planeten unterhielte die Sonnenwärme nur 45600 Jahre lang. Aber zwischen jedem Fall gäbe die Sonne weit mehr Wärme aus, als ihre Einnahmen betrügen. Setzen wir das in Gedanken fort, so verschwindet unaufhörlich im Weltraum die durch Verkürzung ihrer Abstände und Zusammenstürzen der Weltkörper erzeugte Wärme, und fallen schließlich nach Verzehrung ihrer

Monde und Planeten die schon sehr nahe zusammengerückten Sonnen zusammen, so ist der größte Teil des zur Gründung eines neuen Weltalls nötigen Wärmekapitals schon längst aufgezehrt und so gut wie verloren; und nun, nach kurzem Bouquetfeuer von einigen Millionen Sonnenbränden, wobei übrigens immer kleinere Nebelbildungen mit gleichem Ausgang nicht ausgeschlossen sind, wird schließlich das Weltall, in dem nunmehr anstatt (nach Spiller) — 273° C. nur noch etwa — 150° kalten Weltraum doch zur ewigen Ruhe im Eis erstarren! Ist das aber das logisch wissenschaftliche Ende des Alls und ist der Stoff ewig, so fragen wir wiederum: warum ist dieser Stoff nicht schon längst dieses seines natürlichen Todes gestorben?

Ganz so spricht auch der bekannte Astronom Secchi: „Wir haben es hier keineswegs mit einer wirklich unbegrenzten Zeitdauer zu tun. Wenn dies der Fall wäre, so würde die Tätigkeit der Welt längst erloschen sein. Die Ursache der Veränderungen ist die Verschiedenheit der Energie in den verschiedenen Regionen. Und da sich diese Energie stets auszugleichen strebt, so würde, wenn wirklich eine unbegrenzte Zeit bereits verflossen wäre, schon das allgemeine Gleichgewicht eingetreten und jedes Weltphänomen unmöglich sein" (Die Sterne, S. 335). Das gibt auch selbst E. von Hartmann zu: „So wenig es sich mit dem Begriff der Entwickelung vertragen würde, dem Weltprozeß eine unendliche Dauer in der Vergangenheit zuzuschreiben, weil dann jede irgend denkbare Entwickelung bereits durchlaufen sein müßte, was sicher nicht der Fall ist, ebensowenig können wir dem Prozeß eine unendliche Dauer für die Zukunft zugestehen; damit wäre der Begriff eines Zieles dieser Entwickelung aufgehoben, und der Weltprozeß gliche dem Wasserschöpfen der Danaiden" (Phil. d. Unbew. 4. Aufl. S. 747).

So gibt also selbst mancher Materialist zu, daß dieses Weltall das Resultat eines zeitlichen Prozesses, und daß der jetzige Zustand von Stoff und Kräften einen Anfang gehabt haben muß und ein Ende erwarten läßt. Das aber ist biblische Lehre; und wissenschaftlicher, weil mehr dem Gesamtbild des Universums entsprechend als der Satz von der Ewigkeit des Stoffes, ist die Position: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Dieser Gott ist uns Christen das Kraftzentrum, aus dem die Kräfte des Universums ewig fließen und stündlich angeregt werden. Es ist das Perpetuum mobile des Weltalls; weshalb wir das Eintreten eines Gleichgewichts aller Kräfte und den daraus folgenden Tod des Alls nicht zu fürchten brauchen.

Übrigens sollte logischerweise der Materialist, ehe er die Ewigkeit des Stoffes statuiert, uns sagen, was der Stoff sei, dieses wunderbare, allbekannte und unbekannte Etwas, sein Ein und Alles, ja nach ihm das einzig Seiende. Aber er kann es uns nicht sagen, weil er es gerade so wenig weiß, wie wir Nichtmaterialisten. Auch seine Altäre sind, wie die der Athener, dem „unbekannten Gott" errichtet. Zwar behaupten einige Gelehrte mit der eigentlich von Rob. Mayer schon entdeckten „Energetik" den Begriff des Stoffes ersetzen zu können und im „Begriff der Energie alles zu haben, wessen sie bedürfen, um die Dinge zu verstehen" (?). Aber der Mensch kann, so lange er auf Erden wandelt, den Begriff des Stoffes nicht entbehren. Er sieht und greift nicht Energie, sondern Stoff, und immer wieder fragt er: was ist dieser Stoff? Wir sahen, daß auch hier Dubois-Reymond als Fazit der Wissenschaft sein „ignoramus" spricht.

Sehen wir uns nun im Glaubensbekenntnis des Materialisten weiter um, so lautet der nächste Satz: „Ich glaube an

die Ewigkeit der Kräfte oder der Kraft!" Aber sie selber, die Materialisten gestehen, und jeder Naturforscher muß es auch zugeben, daß wir nicht wissen, was Kraft oder Kräfte sind. Ebensowenig ob sie dem Stoff angehören oder nicht. So sagt Spiller: „Mein Standpunkt ist nicht der falsche von Moleschott, Büchner u. a., nach welchen die gewöhnliche Materie in sich selbst das Prinzip der Kraft und Bewegung trägt" (Das Leben, S. 40). Anderswo sagt er: „Wenn Spinoza die unzertrennliche Einheit von Stoff und Kraft annimmt, so irrt er. Eine tiefer eindringende Untersuchung ergibt, daß die Kraft dem Stoff nicht als uranfängliche Eigenschaft angehört." Was ist denn Kraft? Dubois-Reymond glaubt, wie schon erwähnt, daß wir es auf Erden niemals wissen werden, ja er hält es für möglich, daß es weder Stoff noch Kräfte gibt, sondern daß dieses nur Abstraktionen sind. Wie kann man aber von einem Unbekannten, von dem man nicht weiß, was es ist, von einer Abstraktion, die nur als Vorstellung in meinem Hirn oder durch meine Sinne existiert, sagen, sie sei ewig? Freilich sehen wir, wie auf Erden und allem nach auch im Weltraum, eine solche Kraft unzerstörbar ist; aber damit ist doch nur für den Bestand des jetzigen Weltalls, nicht aber für die Ewigkeit etwas gesagt. Komisch nimmt es sich aus, wenn wir, die wir kaum eine Sekunde am Himmel, ein Nichts der Ewigkeit, da sind, kühn und dreist behaupten: der Stoff ist ewig, die Kräfte sind ewig! Wie können wir das wissen? Woher wissen wir es? Was wissen denn wir zeitliche und vergängliche Erscheinungen von der Ewigkeit, von diesem Etwas, das gar nicht in unsere Köpfe hineingeht? Mit dieser unbekannten, unendlichen Größe multipliziert, ist sofort alles möglich; und ein Mikrobe frißt das Weltall!

Auch dieses Glaubensdogma von der Ewigkeit der Kraft entbehrt, wie man sieht, der wissenschaftlichen Begründung, und

ist lediglich eine bequeme Ausflucht, ein Polster für den denkmüden Geist. Vermag man keinen Anfang zu finden, oder zu glauben, oder zu begreifen, so spricht man eben: „es ist ewig" und beruhigt sich.

Ebenso unbewiesen sind die Behauptungen des Materialisten über die Entstehung des Lebens. Schon auf die Frage: Was ist Leben? sind ihre Antworten höchst unbefriedigend. „Leben im weitesten Sinn des Wortes," sagt Spiller, „ist Bewegung oder örtliche Veränderung." Eine allerdings sehr weite Definition! Für Prof. Häckel ist die Lebenskraft „das einfache Kausalgesetz", oder: „die unmittelbare Wirkung der existierenden Materie des Individuums". — Wer versteht's? — Bernard (Rede in Chicago 1874) meint: „Das Lebensprinzip ist das Etwas, welches die Pflanzen wachsen macht." Einfach, aber keine Erklärung! Ed. von Hartmann will für die lebendige Entwickelung, „daß das metaphysische Subjekt des Entwickelungsplans dem Prozesse selber als Träger der gesetzvoll zweckmäßigen Entwickelung immanent sei!" Für Schopenhauer ist alles Leben nur „Wille". — Wessen? Definiert aber Herbert Spencer das Leben als „eine fortwährende Anpassung innerer Verhältnisse an äußere Verhältnisse", so könnte man ihm entgegnen, daß dasselbe viel eher in einem Kampf gegen diese Verhältnisse und in einer steten Überwindung derselben besteht. Aber, das fühlen wir alle, Leben ist weder eine bloße Anpassung, noch ein bloßer Kampf, sondern eine individuelle je nach eigener Idee individualisierende Kraft. Wenn endlich in der „Natur" (3. Febr. 1895) in Übereinstimmung mit Spiller auf die Frage: Was ist Leben? geantwortet wird: „Der auf der höchsten Stufe der Weltanschauung stehende Forscher wird sofort antworten: Das Leben ist nichts als Bewegung," und dazu weiter bemerkt, die Naturwissenschaft habe einen langen Weg zurücklegen müssen,

um diese Antwort geben zu können, so kann man nur bedauern, daß sie ihn ganz umsonst gemacht hat; denn Leben ist ebensowenig nichts als Bewegung, als Bewegung an sich Leben ist. Ein Dynamo, das voll Kraft, Wärme, Elektrizität, funkensprühend, viele hundertmal in der Minute herumwirbelt, ist dennoch tot. Das schwarze Samenkörnchen aber, das schon länger auf meinem Fenstergesims, völlig ohne Bewegung, wie tot daliegt, lebt. Und ebenso das Rädertierchen, das gänzlich bewegungslos, erstarrt, eingetrocknet, wochen- und monatelang scheintot in der Dachrinne bleibt.

Noch vor wenigen Jahren glaubten fast alle Gelehrten und Physiologen eine Lebenskraft als überflüssig entbehren zu können, und behaupteten, daß die in den Organismen tätigen Kräfte die gleichen seien wie die in der unbelebten Natur. Seitdem aber vollzieht sich ein Umschwung, und die Lebenskraft oder der Vitalismus kommt wieder zu Ehren. So sagt Prof. Carrière treffend (Vortrag, München 1892): „Robert Mayers Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist nicht gültig für die belebte Welt, wo die organische oder Lebenskraft und die geistige Kraft Energiequellen sind." Bunge sagt: „Je eingehender, vielseitiger und gründlicher wir die Lebenserscheinungen zu erforschen streben, desto mehr kommen wir zur Einsicht, daß Vorgänge, die wir bereits geglaubt hatten physikalisch und chemisch erklären zu können, weit verwickelterer Natur sind und vorläufig jeder Erklärung spotten." Und in der Tat vermögen Kapillarität und Endosmose die Nahrungsaufnahme der Pflanzen nicht zu erklären, noch ihre Unterscheidung des Schädlichen vom Zuträglichen, noch ihre Verarbeitung des letzteren zu wunderbaren Produkten aller Art, oder die jeweilige Umformung von Blättern zu Blüten von bestimmter Farbe. Warum blüht die Rose rot und die Kornblume blau? Oder es liegen da

zwei Weizenkörner; das eine ist noch keimfähig, also lebendig, das andere nicht mehr, also tot; wo ist der physikalische oder chemische oder sonstige Unterschied zwischen beiden? Wer hat die Kraft, das Seelchen, wie sie entwich aus dem einen, gesehen, gewogen, gemessen? Und so weiter. — Auch die gepriesene chemische Synthese mancher organischen Substanz, so die der Krappwurzel, läßt zu wünschen übrig. Im Jahre 1893 ließen sich bei dem Kongreß für rationelle Malverfahren in München Maler hören, welche verlangten, man solle Krapp anbauen, damit man wieder eine gute Krappfarbe bekäme, da die künstliche nicht haltbar sei. Somit ist die letztere nicht dieselbe, wie erstere, mag die chemische Formel bei beiden noch so gut übereinstimmen. Am wunderbarsten und gänzlich unerklärlich aber bleibt bei allen lebenden Wesen die Vererbung durch den Samen.

Fragt man den Materialisten, woher das organische Leben, so, und obgleich Liebig, Pasteur und Tyndall durch sorgfältige und oft wiederholte Versuche die alte generatio equivoca, die Urzeugung, endgültig aus der Wissenschaft geschafft haben, mutet er uns zu, zu glauben, sie habe einst auf Erden stattgefunden, und durch eine zufällige Kombination von unorganischen Stoffen seien Organismen entstanden, was allen wissenschaftlichen Tatsachen widerspricht, auch, wie Darwin zugibt, noch nie beobachtet worden ist, also ein regelrechtes Wunder. So haben wir im vorigen Kapitel gesehen, wie Prof. Häckel die „noch nicht bewiesene" Urzeugung als unentbehrlich bezeichnet, will man nicht zur Annahme einer übernatürlichen Schöpfung sich genötigt sehen. Seinen Unglauben an Gott kann also der Materialist nur durch den Glauben an ein Nichtbewiesenes, ja, an ein von der Wissenschaft als unmöglich Bewiesenes retten. Präsident Thomson in London meint,

wir brauchen auf Erden keinen Schöpfungsakt, denn Lebenskeime können ja ganz gut von anderen Weltkörpern auf die Erde gefallen sein. Als ob damit die Frage gelöst wäre! Wie sind sie denn auf anderen Weltkörpern entstanden? Und warum fallen Keime von neuen wunderbaren Organismen jetzt nicht mehr vom Weltraum auf die Erde herab? Spiller — wir überlassen es gern unseren Gegnern, sich gegenseitig zu widerlegen — sagt darüber: „Infusorienstaub kann nicht von einem Weltkörper zu einem anderen geschleudert werden. Meteorsteine konnten das organische Leben nicht mitbringen, weil sie in der Atmosphäre glühend werden. Hätte eine Besiedelung der Erde mit Organismen durch Meteorsteine stattgefunden, so wäre sie nur punktweise geschehen, was gegen alle Tatsachen spricht" (Das Leben, S. 27). Andere meinen dennoch, die Keime seien schon wie alles Leben im Urnebel in der Gestalt von Wasserstoffatomen enthalten; so glaubt Tyndall, wie schon früher angeführt, daß „Empfindung, Verstand, Wille in allen ihren Erscheinungen einst latent in einer feurigen Wolke enthalten waren". Und ebenso will O. Zacharias „den Ursprung des Lebens in den Schoß des Urnebels des Weltraums" legen. Hier entzieht sich das „Wie" jeder Vorstellung. Andere glauben, diese Lebenskeime hätten auf Erden unversehrt die 2000 Grad Hitze des geschmolzenen Granit Jahrtausende hindurch bestanden; wieder andere behaupten, gerade die große Kälte des Weltraums habe sie in gefrorenem Zustand lebensfähig erhalten. Woher sie aber kommen, sagen sie uns nicht. Ja, Fechner schreibt: „Die Organismen sind nicht von einem Protoplasma ausgegangen, sondern von einem gewaltigen Geschöpfe verwickeltster Struktur, welches von vornherein durch Trennung zu einer großen Mannigfaltigkeit der verschiedensten Geschöpfe als Stammeltern der gegenwärtigen führte" (Spiller, Das Leben, S. 49).

Also Rückkehr zum skandinavischen Riesen Ymir! — Welche gewagten Behauptungen!

Auch darüber, wie aus dem organischen Leben das Höhere, das Denken, das Bewußtsein sich entwickelte, weiß der Materialist nur unbewiesene und unbeweisbare Glaubenssätze aufzustellen. Ed. v. Hartmann stellt sich das Bewußtsein, also das Vorhandensein des Geistes im Stoff vor „als Stupefaktion des unbewußten Willens über die von ihm nicht gewollte und doch vorhandene Existenz von Vorstellungen." Wer es fassen mag, der fasse es! C. Vogt u. a. glauben, daß die Gedanken eine Sekretion des Stoffes, der Hirnmoleküle, ein Urin des Gehirns sind, obgleich der Gedanke auch nicht eine Eigenschaft des Stoffes besitzt, eine solche Erzeugung des Denkens folglich im Widerspruch mit allen Gesetzen der Chemie steht. Darüber schreibt Liebig: „Diese Kinder in der Erkenntnis der Naturgesetze behaupten und wollen ein ungläubiges und leichtgläubiges Publikum glauben machen, daß sie Aufschlüsse zu geben vermöchten über die Entstehung der Gedanken, über die Natur und das Wesen des menschlichen Geistes. Der geistige Mensch, sagen sie, sei das Produkt seiner Sinne, das Gehirn erzeuge die Gedanken durch einen Stoffwechsel und verhalte sich zu ihnen wie die Leber zur Galle. Entkleidet man die Schlüsse dieser Leute von dem geborgten Flitter und Tand, von allen ihren Scheinbeweisen, so bleibt nur übrig, daß die Beine zum Laufen und daß das Gehirn zum Denken da sei, und wir ohne Beine nicht laufen, ohne Gehirn nicht denken können. Aber das Fleisch und die Knochen bewegen sich nicht, sondern werden bewegt durch eine Ursache, die nicht Fleisch und Bein ist, sie sind Werkzeuge der Kraft. Das Gehirn ist das Werkzeug der Ursache, welche die Gedanken erzeugt" (Chemische Briefe, S. 369).

Weiter sind auch die modernen Biologen und Physiologen Huxley, Claude Bernhard, Bichat, Virchow u. a. bei allem wissenschaftlichen Aufwand, Experimentieren und Vivisezieren nicht gekommen. Was das Leben sei, warum und wie der Muskel Kraft entwickelt, der Nerv fühlt und das Hirn denkt, und wie und warum so ähnliche Zellen so unähnliche Tätigkeiten entwickeln, sind immer noch Mysterien. In der naturwiss. Wochenschrift, November 1895, schreibt ein Fachmann, Dr. A., nachdem er die Arbeiten von Golgi, A. von Kölliker, G. Retzius, Waldeyer, Forel in Zürich u. a. und auch die Theorie der „Neurone" (Nervenzentra und physiologische Einheiten) erwähnt hat: „Über den Ablauf der geistigen Prozesse im Gehirn sind wir noch völlig im Unklaren. Wir kennen einzelne spezielle Funktionen des Gehirns, die an bestimmte Zentra der Hirnmasse gebunden sind, z. B. den Sitz des Sprach- und Sehvermögens usw. Aber die Leitungsbahnen liegen uns nicht klar vor Augen und vollends unbekannt sind uns die Wege, auf denen sich die allgemeinen Prozesse des Denkorganes, die Empfindungen und Gedanken vollziehen."

Doch haben wir noch keineswegs die Glaubenssätze erschöpft, für die der Materialismus einen ebenso blinden Glauben von seinen Anhängern fordern möchte, als der, welchen er uns Christen vorwirft. War schon der Weltäther Spillers wunderbar, dieser überaus feine Stoff, der unbewußt logisch und zweckmäßig denkt und ohne es zu wollen, allweise und allgerecht ist, so ist doch über Spiller ein noch Stärkerer gekommen. Schon der Philosoph R. Avenarius meinte: „Wir werden uns entschließen müssen, selbst den Atomen Bewußtsein einzuräumen." Den kühnen Schritt hat nun Prof. Häckel getan. Er hat herausgebracht, daß mit dem seelenlosen Stoff nichts anzufangen sei, und daß damit weder die Welt

noch das Leben, weder das Bewußtsein noch die Vererbung erklärt sei. Sondern in seinem Werk „Die Perigenesis (Wellenbewegung) der Plastidule" verlangt er, man müsse alle Materie als beseelt sich vorstellen, und jedes Massenatom mit einer konstanten und ewigen Atomseele ausgerüstet sich denken. Also Rückkehr zur einst so verpönten „Seele", oder anders gesagt zum Geist! „Wie die Masse des Atoms unzerstörbar und unveränderlich," sagt er, „so ist auch die damit untrennbar verbundene Atomseele ewig und unsterblich" (S. 39). Die Bewegung der Atome bei Bildung und Auflösung einer chemischen Verbindung ist nur erklärbar, wenn wir ihnen Empfindung und Willen beilegen." Darauf stellt er kühn und keck folgende, gänzlich willkürliche Sätze auf: „Ist jedes Atom mit Empfindung und Willen begabt, so unterscheidet sich die Plastidule (organisches Molekül) von ihnen dadurch, daß sie Gedächtnis besitzt. Alle Plastidule besitzen Gedächtnis. Diese Fähigkeit fehlt allen anderen Molekülen (!) (S. 40). Das Vermögen der Vorstellung und Begriffsbildung, des Denkens und Bewußtseins, der Übung und Gewöhnung, der Ernährung und Fortpflanzung beruht auf der Funktion des „unbewußten Gedächtnisses" (!) (S. 41). „Die Erblichkeit ist das Gedächtnis der Plastidule, die Variabilität ist die Fassungskraft der Plastidule." „Jene bewirkt die Beständigkeit, diese die Mannigfaltigkeit der organischen Formen" (S. 69). — Lauter Glaubensartikel!

Ei, was wird da alles empfunden und gewollt in einem messingenen Stecknadelknopf, der, wie in Kap. II bemerkt, nach Gaudin so viele Atome enthält, daß ein Mensch 250000 Jahre brauchte, um sie zu zählen; was alles gedacht in einem Zündhölzchen, dessen Millionen und aber Millionen von Molekülen

sich unbewußt an alles erinnern, was sie erlebt haben, seitdem sie „Plastidulen“ geworden.

Auch hier gaukelt der Materialist mit Worten und Hypothesen, die nichts erklären. Wissen wir denn etwas mehr über das Denken im oder mit dem Stoff, können wir uns dasselbe besser vorstellen, wenn wir anstatt im Menschen in jedem organischen Molekül eine denkende und sich erinnernde Seele annehmen? Offenbar nicht; sondern wir haben willkürlich einige Billionen überflüssiger Seelchen hypothesiert und sind um nichts gescheiter.

Hierüber spottet Dubois-Reymond: „Die von mir behufs der reductio ad absurdum gemachte Annahme, daß die Atome einzeln Bewußtsein haben, stellt Herr Häckel als metaphysisches Axiom hin! Wenn Atome empfinden, wozu noch Sinnesorgane?“ (Die sieben Welträtsel, S. 78 u. 79.) Und auch Spiller erklärt: „Die Versuche, die organischen Lebensvorgänge aus der völlig unerwiesenen und unerweisbaren Beseelung der Atome zu erklären, erscheinen mir völlig aussichtslos“ (Das Leben, S. 9).

Liegt nicht eine göttliche Ironie, ein Spotten Gottes über seine Spötter darin, daß gerade die Menschen, die von ihm, als von einem großen, alle Himmel der Himmel erfüllenden Gott nichts wissen wollen, von ihrer eigenen Wissenschaft schließlich dazu gedrängt werden, das Atom, dieses kleinste Stoffteilchen, mit undenkbaren und unbegreiflichen Kräften auszurüsten, es als das Uranfängliche, Ewige, als die causa causarum aufzustellen und sich vor diesem winzigen Götzchen niederzuwerfen? — Und diese Männer, die uns zumuten an so Unvorstellbares zu glauben, sind es, die stets ausposaunen, daß sie nur glauben, was sie sehen, was sie greifen und begreifen können, was sich beweisen läßt, was im Einklang mit den Tat-

sachen steht, was vor dem Forum der reinen Vernunft bestehen kann!

Fürwahr, unser christlicher Glaube kann sich an Klarheit und logischem Zusammenhang, an Verständlichkeit und wissenschaftlicher Begründung keck und kühn mit dieser angeblichen Wissenschaft des Materialismus messen. Hypothese gegen Hypothese, Glauben gegen Glauben gehalten, will es uns dünken, als ob unser Glaube selbst dem gesunden Menschenverstand mehr zusage.

So verstrickt sich der Materialismus in Widersprüche und erweist sich als unzulänglich schon bei der Erklärung der materiellen Schöpfung. Darüber sagt Dr. Maximilian Klein (Die Natur Nr. 1894), merkwürdigerweise dabei doch ein Feind des Christentums: „Die Verbreitung des Materialismus in Naturforscherkreisen ist ein Zeichen für den leider nicht zu selten vorhandenen Mangel an logischer Durchbildung der Naturforscher. Logisch geschulte Köpfe müßten doch Anstoß nehmen an dem völlig unklaren Begriff der „Kraft" und der höchst unklaren Verkoppelung derselben mit der Materie, müßten insbesondere auch Anstoß nehmen an der völlig verworrenen Ableitung des seelischen Lebens aus der Materie. Wurden doch die seelischen Vorgänge bunt durcheinander, so z. B. von L. Büchner, bald als körperliche Bewegungen, bald als Wirkungen von Bewegungen ausgegeben! Man denke auch an das plumpe Übersehen des prinzipiellen Unterschiedes von körperlichen und seelischen Tatsachen in dem bekannten Ausspruch von Karl Vogt, daß die Gedanken vom Gehirn ebenso abgesondert werden, wie der Urin von den Nieren." „Der erstgenannte Einwand insbesondere trifft auch die unter dem Namen ‚Monismus' sich geltend machende Abart des Materialismus. Denn die von dieser Lehre angenommene Weltsubstanz (bezw. Materie oder Welt-

stoff) ist ja auch ein völlig unvollziehbarer, weil über die Erfahrung hinausgehender, metaphysischer Begriff. Es ist eine reine Konstruktion, und zwar eine wegen der ihr beigelegten Eigenschaften (absolut, unendlich, qualitätslos) eine widerspruchsvolle, unklare, unausdenkbare. Kurz: der Materialismus ist meines Erachtens in jeder seiner Formen eine durchaus dogmatische, metaphysische Anschauung."

* * *

Vermag der Materialist schon die Formen und Erscheinungen des Stoffes so wenig zu erklären, so tritt uns die Unzulänglichkeit dieser Weltanschauung noch viel klarer entgegen, wenn wir sie dem Leben der Welt und der Menschheit, den Erscheinungen der Weltgeschichte und den weltbewegenden Ideen und geistigen Kräften entgegen stellen.

Den Geist versucht der Materialist nicht einmal zu erklären, er leugnet ihn einfach. Denn wie käme dieser ewige Stoff dazu, einen Geist zu schaffen, der ihn sich ansieht, prüft und erforscht, und dann verächtlich ausruft: „Ich bin größer als du!" Und mit Recht, denn was man untersucht und erklärt, dem ist man über.

Liebe, Glaube, Hoffnung, Pflicht und Sittlichkeitsgefühl, Gewissen und Gewissensbisse, Gottesfurcht und Religiosität sind ihm sonderbare, nicht leicht zu erklärende, wertlose Produkte des Stoffes, die in ihrem steten Weisen nach oben und nach Gott etwas Verrücktes an sich tragen und ihren Ursprung und Vater, den toten Stoff, stets verleugnen. Gern möchte er sie, und ein Franzose hat es schon getan, als chemische Erzeugnisse ansehen, die einst der vorgeschrittene Mensch künstlich darstellen wird; denn sie genieren ihn ungemein, und bisher weiß er die Religionen aller Völker vom Süd- bis zum Nordpol, und seit

Jahrtausenden her, nur als Fabrikat von „volksverdummenden Pfaffen“ auszugeben. Eine armselige und auch geschichtlich nicht haltbare Erklärung! Vom Nord- zum Südpol, seit sechstausend Jahren, beugt sich der Mensch, gleichviel ob Inder oder Eskimo, ob Hottentot oder Tunguse, vor zwei Mächten, der des Guten und der des Bösen, deren dunkles Walten er in der Natur und in sich fühlt. Woher dieses allen Völkern gemeinsame Gefühl von einer Trennung von einem Großen, Unbekannten, von einer Verbannung aus einem seligen Ort, nie gesehen, stets geahnt? „Wer wagt,“ ruft schon Seneca aus, „zu behaupten, daß die Götter leben ohne sich um uns zu bekümmern? Hört er nicht alle betenden Stimmen, sieht er nicht alle Hände, die in der ganzen Welt sich flehend gen Himmel heben?“ „Des Menschen Gemüt,“ sagt Jak. Böhme, „forschet immer wieder nach seinem Vaterland, daraus es ist gewandert, und begehrt wieder heim zur ewigen Ruhe. Immer fragt es: Wo wohnt denn Gott mit den heiligen Engeln? und wo ist das liebe Vaterland, da kein Tod ist; es muß ja nicht in dieser Welt sein, sonst wäre es lange gefunden worden!“

Wie er das Entstehen des Lebens nicht erklärt, so erklärt der Materialist auch nicht das von ihm zu den stofflichen, von uns zu den geistigen Erscheinungen gezählte Vorhandensein des Todes. Denn dieser Tod, diese ungeheure, das ganze Leben überschattende und umnachtende Macht ist nicht ein Natürliches, von der Wissenschaft leicht zu Erklärendes, sondern ein Unnatürliches, erst Hinzugekommenes, ein Fremdes und von außen Hereingebrochenes. Das beweist uns schon die Angst der ganzen Schöpfung vor dem Tode, die Todesangst des Tieres und des Infusoriums, die stete Todesfurcht des Menschen. Ist der Tod nur die natürliche Auflösung des Körpers in die Atome — was liegt denn meinen Atomen daran, ob sie neue

Verbindungen und welche sie eingehen oder nicht? Davor sollen sich chemische Stoffe so entsetzen, daß sie nun zu anderen Stoffen werden?! Ja, wenn nach beliebtem Ausdruck der Tod das „von der Natur unserem Leben gesetzte Ziel" ist, so sollte er, wie die Erreichung jeden Zieles, vielmehr von einem Gefühl der Befriedigung stets begleitet sein.

Aber das ist eben nicht wahr, und selbst der Tod aus Altersschwäche, den wir wie alles, was täglich geschieht, „natürlich" nennen, ist nichts weniger als natürlich. So kommt es keinem Kinde in den Sinn, zu fragen: Warum lebt die oder der noch? Wohl aber fragt es: Warum ist er gestorben? So schreibt K. E. Yung von den Eingeborenen des unteren Murray (Australien): „Die Marrinjeri halten den Tod für etwas Unnatürliches. Sie meinen, das Leben des Menschen würde ungestört fortdauern, wenn nicht gewaltsame Ereignisse oder durch Zauberkräfte hervorgerufene Krankheiten ihm ein Ende machten" (Die Natur, Juni 1878). Und auch die medizinische Fakultät von Paris diskutierte im Jahre 1572 über die These: Ist die Notwendigkeit des Todes dem Menschen angeboren? Th. Schwann, der Gründer der Cellulartheorie, ruft ehrlich aus: „Ich weiß wahrhaftig nicht, warum wir sterben!"

Die gewöhnliche Vorstellung des menschlichen Körpers im Alter als einer abgenützten Maschine ist eine ganz irrige. Der Körper ist nicht eine tote, von einer äußeren, Dampf- oder Wasserkraft getriebene Maschine, sondern, wie die Eichel und das Ei ein Organismus, der in sich selber die Kräfte hat, die ihn stets neu bilden. So ist es schon unerklärlich, warum das Kind, nachdem es durch Nahrung groß gewachsen ist, auf einmal zu wachsen aufhört, da der Mensch doch gerade so weiter ißt und verdaut, wie bisher. Noch unerklärlicher ist es, wie er nach wenigen Jahren abnimmt, geradezu kleiner wird

und stirbt, das heißt, wie die Lebenskräfte in ihm erlahmen; denn wir haben in der Natur sonst kein Beispiel vom Erlahmen einer Kraft. Und spricht man von hart und brüchig werdenden Knochen und Sehnen usw., so ist auch das keine Erklärung, weil die Knochen und Sehnen eines alten Mannes gar nicht die Knochen und Sehnen sind, die er in seiner Jugend besaß. Bekanntlich erneuert sich der menschliche Körper nicht erst alle sieben Jahre, sondern noch schneller, durchschnittlich in drei Jahren, wobei bei verschiedenen Menschen, auch bei verschiedenen Körperteilen, der Stoffwechsel schneller oder langsamer geschieht. Demnach hat der fünfundsiebzigjährige Greis schon nicht mehr den Körper, den er im siebzigsten Jahre hatte. Warum vermag nun die gleiche Lebenskraft aus gleichen Stoffen und oft unter viel günstigeren Lebensbedingungen, als reichlichere und bessere Nahrung, mehr Ruhe und Schonung, nicht mehr denselben Körper wie in der Jugend zu erzeugen? Ja, warum weigert sie sich schließlich überhaupt, trotz genügenden Essens und Trinkens ferner einen Leib zu schaffen, und muß der Mensch endlich sterben, angeblich an Altersschwäche, als ob eine Kraft, oder der Stoff, Phosphate oder Kohlenstoffhydrate alt werden könnten? Würden die einzelnen Teile einer Lokomotive sorgfältig immer wieder ersetzt, sobald sie eine Spur von Abnützung zeigen, so wird niemand erwarten noch begreifen, daß diese Maschine allmählich immer weniger leiste und zuletzt stillstehe, weil die Dampfkraft erlahme!

Das beständige Leben, ja stete Anwachsen eines Organismus, der in seinem Entstehen die zum Wachsen nötigen Kräfte besitzt, ist bei genügender Zufuhr von Stoff das einzige „Natürliche". Das sagt auch die Bibel: Zum ewigen Leben hat der Gott des Lebens alle seine Geschöpfe erschaffen. Aber durch eines Menschen Schuld kam der Tod in die Welt. Er

ist der Sünde Sold. Und auf das Postulat unseres Geistes, welcher in uns fühlt, daß wir zum Leben und nicht zum Sterben geschaffen sind, verheißt sie uns: „Der Tod wird nicht mehr sein!“ (Offenb. 21.) Davon aber, warum der Mensch an Altersschwäche stirbt, sagt sie: „Abraham starb lebenssatt.“ Also weil die von Gott in die Welt gesandte Seele, wie Jakob Böhme sagt, „das Mysterium der Schöpfung durchsucht bis auf den Grund, findet aber, daß es nur ein Spiegel des Ewigen ist; alsdann zerbricht sie den Spiegel und verlangt in das Ewige wieder, woher sie gekommen ist“, deshalb sterben wir. Oder wie Culman sagt: „Ist die Gabe assimiliert, so geht es unaufhaltsam an die Assimilierung des Gebers.“ Diese Welt ist eine Gabe Gottes und des Teufels zugleich. Hat der Mensch sie durchgekostet und durchgemacht mit ihren Freuden und Leiden, ihren Ideen und Kräften, so wird sie ihm schal, und er verlangt eine höhere Potenz, sei es des Guten oder des Bösen; es verlangt ihn nach Himmel oder Hölle, nach Gott oder nach dem Teufel, und er stirbt, nicht weil seine Knochen nun hart und brüchig sind, sondern weil der Geist in ihm sich nicht mehr die Mühe nehmen mag, einen Leib, eine stoffliche Erscheinung sich ferner zu erbauen, weil seine Seele auch unbewußt der irdischen Speise satt ist. So vom subjektiven und menschlichen Standpunkt aus. Vom objektiven und göttlichen aus betrachtet sterben wir, weil wir durch beständiges Sündigen uns selbst immer mehr von Gott, der Quelle aller Lebenskräfte, absondern, wie ein von dem ihm Saft zuführenden Stamm sich immer mehr trennender Ast.

Vom normalen Tod, sowohl des Christen wie des Gottlosen, gibt uns der am Kreuz sterbende Christus und der sich erhängende Judas ein Vorbild. Das korrekte Ende des Christen ist der Märtyrertod, d. h. das Aufgeben seines ihm

von Gott verliehenen Lebens um dieses Gottes willen und diesem Gott zulieb, der ja selber in dieser Welt den Märtyrertod erlitt. Das korrekte Ende des Atheisten ist der Selbstmord, das sich freiwillig Stürzen in das vermeinte Nichts, in Wahrheit aber in die eisernen Arme Satans. Auch der Materialist und Philosoph Ed. v. Hartmann hat den Selbstmord mit anerkennenswerter Offenheit in seiner „Philosophie des Unbewußten" als letzte Konsequenz des Materialismus gezogen: Baldigster Selbstmord der Menschheit und überhaupt der Schöpfung, allgemeines Aufhören des „Lebenwollens" ist erwünscht! Der Mann hat von seinem Standpunkte aus vollkommen recht, und kein geringerer als der Apostel Paulus steht ihm darin bei. Denn einmal ruft dieser aus: „Ich elender Mensch! Wer wird mich befreien von dem Leibe dieses Todes?" Und ein anderes Mal gesteht er offen: „Wenn wir nur die Hoffnung dieses Lebens hätten, so wären wir die elendesten unter allen Menschen."

Freilich sieht es aus, als ob verhältnismäßig nur sehr wenige Menschen sowohl das eine oder das andere Ende gefunden hätten. Aber ist das nicht auch der Märtyrertod, wenn ein Mensch sein ganzes Leben in Gottes Dienst stellt und sich in diesem Dienst aufreibt? Und ist es nicht Selbstmord, wenn der Mensch durch verbotene Genüsse, Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben, im Sündendienst seine Lebenskräfte verzehrt und so seine ihm bestimmte Lebenszeit verkürzt? Sind nicht also die meisten, ja bei Licht betrachtet alle Menschen entweder Märtyrer oder Selbstmörder? Wie furchtbar wahr aber die Behauptung, daß Selbstmord das normale Ende des Gottlosen, zeigt die immer wachsende Zahl der Selbstmorde, die für Europa dreihunderttausend jährlich übertreffen soll; und wie viele verheimlicht wurden, weiß Gott

allein. Jedenfalls übertrifft sie, das ist konstatiert, für dieses Jahrhundert weitaus die der in den napoleonischen und allen seitherigen Kriegen Getöteten. Selbstmorde der Höchsten und Vornehmsten, der Gelehrtesten und Angesehensten, der Reichsten und scheinbar Glücklichsten! Kann man heutzutage seine Zeitung in die Hand nehmen, ohne darin sensationelle Selbstmorde, nicht nur von Verbrechern und verzweifelten Familienvätern, von betrogenen Mädchen und ehrsüchtigen Knaben, sondern auch von Fürsten und Generälen, Offizieren und Bankdirektoren, Gelehrten und Beamten zu finden? Wir fordern die Gegner des Christentums auf, uns eine ebenso lange, oder auch nur zehn-, ja hundertmal kürzere Liste der „Pietisten" und „Mucker" vorzuweisen, die in derselben Zeit Selbstmord begangen hätten. Und wollen sie sich damit ausreden, in den meisten Fällen sei geistige Umnachtung und Unzurechnungsfähigkeit im Spiel, was wir nicht gänzlich leugnen, so konstatieren wir hier die merkwürdige Tatsache, daß Christen von diesen traurigen geistigen Zuständen ganz auffallend verschont bleiben.

Denn noch weniger als den leiblichen, vermag der Materialismus den Seelentod, den anderen Tod, zu erklären. Der auch ohne besondere leibliche Schmerzen so furchtbare Tod so mancher verruchten Verbrecher und Gotteslästerer, die von wütenden Gewissensbissen geplagt, von gräßlicher Angst vor der Zukunft gemartert, es mit Gewißheit aussprachen, daß sie nun in die Hölle führen, ja schon Höllenqualen fühlten, dieses „schreckliche Warten des zukünftigen Gerichtes" ist eine nicht wegzuleugnende Erscheinung, welche die Theorie des „ewigen Stoffes" nicht zu erklären vermag. Der Conquistador, der die besiegten Indianer von seiner Dogge lebendig fressen ließ, dann, tödlich verwundet, auf die Frage seines Waffengefährten: „Wo tut's dir weh?" finster antwortet: „An der Seele!" ist Beweis genug

gegen den Materialismus. Aber ebenso das schöne harmonische, friedliche Ende des Christen. Er stirbt, wobei wir nicht sowohl den Akt selber im Auge haben, als vielmehr das oft länger dauernde Absterben, von da an, wo der Mensch merkt: nun muß ich fort! im Frieden mit seinen Mitmenschen, mit sich selber, mit Gott und der Welt versöhnt, eine gereifte Frucht; und oft leuchtet aus seinem Angesicht ein Widerschein eines nicht irdischen Lichtes, und oft tönt aus seinen Worten eine Wahrheit, die nicht von dieser Welt ist. Auch das muß seinen realen Grund haben.

Ebensowenig wie der Materialismus die Entstehung des Lebens und das Vorkommen des Todes erklärt, vermag er den Erscheinungen dieses Lebens gerecht zu werden, schon den einfachsten und materiellen. Wie können z. B. quantitativ und qualitativ, physikalisch und chemisch so geringe stoffliche Unterschiede, wie sie zwischen dem Hirn großer und dem unbedeutender Männer vorkommen, die ungeheure Differenz zwischen den Leistungen beider erklären? So sind ein Peter der Große, der ein Weltreich aus barbarischen, widerstrebenden Elementen mit seiner bloßen ungeheuren Willenskraft zusammenschmiedete, oder ein Bismarck, der vierzig Millionen Deutsche zwang, seine Pläne zu verwirklichen, doch geschichtlich eben deshalb auch millionenmal bedeutsamer, als mancher Brau-, Metzger- oder Bauersknecht, der mitunter ebensoviel Hirnstoff besitzt. Wo liegt die Ursache des Unterschiedes? Quantitativ müßte es sich hier um Hunderte von Kilo Hirnstoff handeln, und auch qualitativ genügt selbst die denkbar feinste Zellenorganisation zur Erklärung weit nicht. Oder sehen wir uns die Sache von einem anderen Gesichtspunkt aus an: Es stirbt in einer kleinen Provinzstadt ein dicker Hagestolz. Nicht nur die Welt, sondern auch das Städtchen, ja seine nächste Umgebung existiert ruhig weiter; das

stört ihre Kreise nicht. Es stirbt aber ein Alexander der Große, und die Welt droht aus den Fugen zu gehen. Und doch haben wir nach materialistischer Weltanschauung in beiden Fällen genau dasselbe, nämlich die Desaggregation von 1200 Gramm Hirnstoff und von 80 Kilo Fleisch- und Knochensubstanz, die nun statt organischen unorganische Verbindungen eingehen! Wenn das des Pudels Kern, woher und wozu denn bei Alexander der ganze Weltlärm?

Ist ferner die Existenz, wie ein bekannter Materialist es als Fazit seiner gesamten Weltanschauung behauptet, das größte aller Übel, dann sind ein Dschingiskhan, der Pyramiden aus 70000 Menschenköpfen errichtete, ein Torquemada, der sich rühmte, 8000 Menschen verbrannt zu haben, besser noch der chinesische General, der in der Taipingrebellion drei Monate lang täglich 1000 Gefangene köpfen ließ, größere Wohltäter der Menschheit als eine Heilige Elisabeth, oder Miß Nightingale, oder Kate Marsden, die edle Pflegerin der Aussätzigen in Sibirien, die durch Menschenliebe und gut organisierte Krankenpflege Tausende von Leidenden in diesem unzweckmäßigen Dasein länger erhalten haben! Dann ist die Mutter, die ein armes, verkrüppeltes, vielleicht dazu halb idiotes Kind jahrelang pflegt und dabei ihre Gesundheit aufs Spiel setzt, geradezu strafbar, denn einerseits verlängert sie nutzlos ein schmerzvolles Dasein und entzieht anderseits mit dieser Pflege dem Ganzen zweckmäßige Kraft.

So stehen wir bei der materialistischen Weltanschauung vor einer Welt, vor einem Dasein so voll Rätsel wie der tiefste christliche Mystiker sie nie erfand.

* * *

Unschön am Materialismus ist unter anderem auch sein Verhältnis zur Natur. Man vermißt darin jede Herzlichkeit und Sympathie. Natürlich! Denn diese Natur ist ihm ja nur das oft sehr unzweckmäßige, manchmal ärgerliche und schädliche Resultat von blinden Kräften. Über diesen mit zwingender Logik aus den Prämissen des Materialismus sich ergebenden Satz kann er niemals hinaus. Wie soll er sich zu derselben hingezogen fühlen? Auch für das Weib und das Kind hat der Materialist wenig Verständnis, was ebenfalls mit seiner Weltanschauung zusammenhängt. Wir wollen damit nicht sagen, daß er nicht auch ein ordentlicher Vater und Gatte sein kann; denn der Mensch ist ja nie so gut noch so schlecht wie seine Theorien; wenn aber ein bekannter Materialist die Frau als das Muttertier beim Menschen bezeichnet, und ein anderer darüber sich wundert, wie eine Mutter außer sich vor Freude geraten könne, weil einige Pfund Fleisch zu quieken und zu quaken anfangen, so spricht sich zum mindesten darin kein besonderes Verständnis für das Ewigweibliche, noch für das wunderschöne Leben des Kindes aus.

Der Materialist fühlt keinen Wunsch, die Natur zu verherrlichen, noch zu verbessern, sondern es ist interessant und traurig zugleich, wie er durch sein Loswerden von Gott auch immer mehr von der Natur los wird, und zuerst unbewußt, allmählich mit Bewußtsein, sie durch künstliche und erkünstelte Griffe zu ersetzen sucht. So wurde vor einigen Jahren auf einem Kongreß von Naturforschern als anzustrebendes Ziel die künstliche Fabrikation von Nahrungsmitteln festgestellt und dabei die Hoffnung ausgesprochen, daß der Mensch sich allmählich im Lauf der Jahrhunderte einen sechsten Finger aneignen werde, Ziele, beiläufig bemerkt, selbst einem Eskimo oder Tungusen zu gering! Denn nicht

ein halbes Dutzend Finger mehr und einige Tonnen chemischer Lebensmittel wünscht sich der Wilde, sondern daß er endlich einmal von der nagenden Sorge, von der ihn niederdrückenden Schuld, von dem vernichtenden Gefühl der Vergänglichkeit und der Sterblichkeit befreit werde!

In neuerer Zeit hat Professor Berthelot in Paris öffentlich ausgeführt, wie glücklich einst die Menschheit sein werde, wenn sie, des Landbaues und des Gärtelns los, anstatt sich von Fleisch, Gemüse und Obst zu nähren, nur noch ein Döschen bei sich zu führen brauche, mit Eiweißphosphaten und anderen vermittels der Elektrizität billig herzustellenden Nahrungsmitteln gefüllt! Ob er es ganz im Ernst meint, läßt sich freilich aus seiner Rede nicht klar ersehen; jedenfalls aber spricht er da die bewußten und ausgesprochenen Ziele materialistischer Chemiker und Forscher, so in Amerika, aus. Also die Gaben des lieben Gottes, die er in Millionen von Zentnern Tag und Nacht auf der weiten Erde wachsen läßt, Korn und Öl und Wein, schmackhafte Gemüse und köstliche Früchte, die wir nur einernten dürfen, Obstbäume, die, einst gepflanzt, während 50 bis 100 Jahren uns mit ihren Früchten laben, und Gras für das auch von selbst wachsende Vieh, dessen Milch und Fleisch uns ernährt, sollen wir ihm vor die Füße werfen; und dafür im Schweiß unseres Angesichts mit unermeßlichen Kosten, an allen Enden und Orten unzählige elektrochemische Fabriken errichten, mit Tausenden von kostspieligen Maschinen, die, stets der Reparatur bedürftig, ungeheure Werkstätten nötig machen? Und in diesen Nahrungsmittelfabriken sollen Tausende von Bauern, die nun Arbeiter geworden, Tag und Nacht mit diesen Maschinen die Millionen von Zentnern Nahrung und die hundert Millionen von Döschen fabrizieren und löten, deren die Menschheit täglich bedarf, mit Lärm und Getöse, mit

allerlei Betriebsgefahren und Unkosten, ringsum vielleicht Berge von häßlichen Abfällen und Seen von übelriechenden Flüssigkeiten? Und andere Tausende sollen beständig mit dem unaufhörlichen Verpacken, Adressieren und Absenden, mit dem Empfangen oder Kontrollieren und Einkassieren und Verteilen dieser Döschen beschäftigt sein? Und entsteht irgendwo eine Betriebs- und Verkehrsstörung, so ist gleich die Hungersnot da. Werden diese, wohl mit Anilin hübsch himmelblau und rosa gefärbten Pillen jedem Magen bekommen und nicht schon nach wenigen Wochen und Monaten manchen fürchterlich entleiden? Und das alles, damit einst die Menschheit, der für sie allergesündesten Arbeit, des Erdbaues, nunmehr enthoben, mit chemischen Döschen in der Hand müßig und gelangweilt über die von Dornen und Disteln überwachsene Erde wandle, oder gar, wie Professor Berthelot meint, durch die Wüsten, deren Luft ja viel gesünder als die der Wälder und Wiesen (!). Kein frohes Fest und Gastmahl, kein Band des täglichen, gemeinschaftlichen Familienessens mehr! Jeder greift stündlich in sein Zehnpfennigdöschen und . . . weiß sonst nicht, was er anfangen soll! Denn das ist erwiesen, sobald der Stachel der Notwendigkeit nicht mehr vorhanden, leistet der Mensch weder geistig noch leiblich etwas und versumpft, wie an den Fidschianern und Tahitianern zu sehen und an den Römern, sobald sie auf Staatskosten panem et circenses, Brot und Festspiele, bekamen. „Wo," sagt Wallace, „wie in Neu-Guinea aus einem Sagobaum 1800 Kuchen von 1/3 Pfund mit zehntägiger Arbeit gewonnen werden können, so daß die Jahresrechnung des Einzelnen auf weniger als 12 Schilling oder Mark kommt, lebt der Mensch in materiellem Elend, denn je weniger Arbeit die Natur von ihm verlangt, desto mehr haßt er dieselbe." In einem ägyptischen Grab steht über einer Ernteszene: „Wenn

der Mensch die Erde bebaut, bleibt er voll Sanftmut." Alte Weisheit! Moderner Wahn!

Diese ärmlichen Wünsche und Zukunftsbilder des Materialisten beleuchten ungünstig seine ganze Weltanschauung; denn am Wunsch erkennt man den Menschen. Frage einen, was er sich vor allem wünsche, frage ihn, was er anfinge, erbte er morgen zehn Millionen, so hast du an der Antwort ihn ganz. Einst stand in der Wüste am Sinai ein hundertjähriger Greis, den Jehova seiner Gnade versicherte. Ei! wie hätte er da, denn Gold und Silber waren ihm doch zu gering, Weltreiche, oder Macht der Vernichtung über jeden Feind sich erbitten können, oder zehntausendjähriges Leben, um in stolzer Sicherheit Menschen und Reiche im ewigen Entstehen und Vergehen an sich vorbeiziehen zu sehen! Aber er bat: „Herr, daß ich dein Angesicht schaue!"

Die Entfremdung des Materialisten der Schöpfung gegenüber geht so weit, daß er klagt, die so gepriesene Zweckmäßigkeit der Natur sei gar nicht vorhanden. Aber der Beweis, daß die Welt zweckmäßig eingerichtet, ist, daß sie existiert; wäre sie es nicht, so müßte sie in der ersten Stunde auseinanderfallen. Eine Kleinigkeit abgeändert, gefährdet unser aller Dasein. Ein bißchen mehr Kohlensäure in der Luft, oder Meer- anstatt Süßwasser überall, oder 100° Unterschied in der Temperatur, und wir sind nicht mehr, und die halbe oder die ganze Erde ist tot. Ein Buchstabe nur aus der chemischen Formel, nur eine Zahl aus der unendlichen Reihe herausgenommen, und die Weltallsgleichung stimmt nicht mehr. Läge der Welt kein wohlberechneter Plan zu Grunde, so wäre die Luft nicht zum Atmen geeignet und die Lungen nicht für die Luft; die Pflanzen ließen sich nicht von Tieren fressen und die Tiere hätten kein Maul dazu. Leugnen, daß die Schöpfung zweckmäßig ist, heißt leugnen,

daß der Fisch für das Wasser und der Vogel für die Luft, daß die Augen für das Licht, die Ohren für den Klang, die Hände zum Greifen und die Füße zum Gehen da sind.

Von der höheren Plan- und Zweckmäßigkeit der Welt sagt Schopenhauer: „In der gegenwärtigen, geistig impotenten Periode entblöden Pantheisten sich nicht, zu sagen, das Leben sei ‚Selbstzweck'. Wenn dieses unser Dasein der letzte Zweck der Welt wäre, so wäre es der albernste Zweck, der je gesetzt worden; möchten nun wir selbst oder ein anderer ihn gesetzt haben." Und ebenso Flammarion am Grabe seines Freundes Marpon: „Meine Herren, wenn dieses Grab das letzte Ziel der Existenz und das letzte Wort von allem ist, so ist die Schöpfung sinnlos, und das unendliche Weltall mit all seinen Sonnen und Monden, mit allen seinen Wesen, mit allen seinen Lichtern und Hoffnungen weniger zweckmäßig als die geringste Handlung des Hundes oder der Ameise; diese Handlung hätte einen Zweck und die Natur im ganzen hätte keinen!" Zweckmäßigkeit aber setzt einen zielbewußten Willen voraus, und das bekannte Wort bleibt zutreffend: daß diese so zweckmäßige Welt von selber entstanden, werde ich erst dann glauben, wenn die fünfundzwanzig Buchstaben in einigen Tausend Exemplaren gemischt und gehörig durchgeschüttelt sich von selber zur Ilias oder Odyssee ordnen.

Noch unhaltbarer als die Leugnung der stofflichen Zweckmäßigkeit des Weltalls erweist sich beim Materialisten die Leugnung der geistigen Zweckmäßigkeit derselben, der moralischen Weltordnung. Im Widerspruch mit der Erfahrung der gesamten Menschheit, mit alltäglichen und allbekannten Tatsachen, mit der inneren Stimme im Menschen, mit den grundlegenden Prinzipien aller Staaten, mit der Weisheit aller Völker und ihren Sprichwörtern leugnet er das Praktische und Profitable, das

Rentable, das Zweckmäßige der Tugend und des Rechts, und ebenso das Schädliche und Verderbliche, das Unzweckmäßige des Bösen und des Unrechts. Daß unrecht Gut nicht gedeiht, ehrlich am längsten währt; daß wie gewonnen, so zerronnen, daß Hochmut vor dem Fall kommt, daß das Leben der Güter höchstes nicht ist, das größte der Übel aber die Schuld, und daß alle Schuld sich rächt auf Erden; kurz, daß „Gerechtigkeit ein Volk erhöht, die Sünde aber der Menschen Verderben ist", diese große und stete Bestätigung und Rechtfertigung der ewigen Geistesgesetze durch den Tatbestand und die Geschichte, wie des Einzelnen, so auch der Völker, diese göttliche Logik und Charakteristik der Welt, die Hiob und seine Freunde bewunderten, die Salomo in seinen Sprüchen feststellt, darf er nicht glauben und kann er nicht erklären; das sind keine chemischen oder physikalischen Gesetze, das sind Tatsachen, die sich nicht auf Mechanik der Atome zurückführen lassen. — Und darin liegt ewig seine Schwäche und seine Ohnmacht, auch wenn es ihm gelänge, alle Erscheinungen des Stoffs zu erklären und alle seine Rätsel zu lösen.

Diese Blindheit erzeugt die Finsternis, die Nacht, die ihn umgibt. Es erfüllt sich an ihm Salomos Wort: „Der Gerechte wird essen bis zur Sättigung seiner Seele; aber die Seele des Gottlosen wird darben." Während der Christ, wo er geht und steht, aus der Gotteswelt Logik, Gerechtigkeit, Güte, Weisheit ißt und trinkt und dadurch wächst und zunimmt am inwendigen Menschen, ist dem Materialisten diese Welt verödet, dürr, unfruchtbar und ungenießbar, eine unzweckmäßige, sinnlose und sinnverwirrende Weltmaschine. Wozu noch das sogenannte Rechttun? Und ist Recht und Unrecht dasselbe, wozu noch leben? Und so wird er, und je edler er ursprünglich angelegt, desto bitterer und pessimistischer. Das hört man seinen

Worten und Schriften oft an; und mancher würde wohl, wenn er offen wäre, wie jener große deutsche Klassiker über „inneres Verdorren" klagen. Mit derselben höheren, intuitiven Logik, womit jener Grieche seinem Gegner zurief: „Du erzürnst dich, also hast du unrecht!" rufen wir dem Materialisten zu: Deine Weltanschauung macht dich unglücklich, folglich ist sie nicht wahr. Der einzige erträgliche Materialismus ist der des dicken Bonvivant, der ohne danach zu fragen, was Wahrheit sei, sein Leben nur nach dem ihm schon längst von Paulus empfohlenen Wahlspruch einrichtet: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!

Der Materialismus erklärt nicht die Wissenschaft und nicht die Kunst. Die erste nicht, weil es beim konsequenten, logischen Materialismus völlig gleichgültig ist zu wissen oder nicht zu wissen. Einziger vernünftiger Zweck eines so kurzen, aus dem Nichts auftauchenden, in das Nichts versinkenden Menschenlebens kann nur sein, die größtmöglichste Summe von Lust und die kleinmöglichste Summe von Unlust durchzumachen. Hat einer seine Lust an der Wissenschaft, so ist nichts dagegen einzuwenden, daß er auf diese Art seinen individuellen Genuß sucht; aber es ist von ihm nicht logisch, von mir zu verlangen, daß ich auch auf diese Art mich vergnüge oder gar der Wissenschaft irgend ein Recht oder einen Einfluß auf mein Leben einräume; und ich bin jederzeit berechtigt ihm zu antworten: Ich ziehe den rein materiellen Genuß vor. Für den unersättlichen Wissensdurst im Menschen, wie er sich schon im kindlichen: Was ist das? Wie heißt man das? ausspricht, hat der Materialist keine Erklärung.

Noch weniger erklärt er die Kunst. Ihm ist sie nur soviel wert, wie das sich mit Muscheln und Korallen Behängen der Fidschianerinnen und das Bemalen des Indianers; ein dunkler

und unbewußter Trieb des Stoffes sich auszuschmücken, weil es ihm eben gefällt. Auffallend ist es, daß dennoch die Menschheit diese Kunst so hoch schätzt. Wie kommt sie dazu, für ein bemaltes Stück Leinwand eine Million, für einige Triller, kaum gehört, so verklungen, einer Lucca oder Patti Tausende von Mark zu bezahlen, sie, die doch von ihrem Mammon so ungern sich trennt? Die Skizze eines Grenadiers vom verstorbenen Menzel ist tausend Mark wert, die gut getroffene, viel genauere Photographie desselben aber 1 Mark 50 Pfennig. Woran liegt es?

Aber, und hier rufen wir zu Zeugen alle die gottbegnadeten Künstler zu allen Zeiten, die mit fieberhaftem Studium, mit glühender Begeisterung, mit rührender Hingebung, mit Hintansetzung von Glück und Ehre, von Geld und Gut, ja oft vom täglichen Brot, der Kunst nachjagten und sich von ihr beglückt fühlten; die Kunst ist ein ganz anderes! Ein Maler ist nicht ein Mensch, der gelernt hat mit Asphaltlack ein Bild zu grundieren, um daraufhin mit Terra di Siena und Vermillon warme und mit Kobalt und Schweinfurter Grün kühle Töne aufzutragen und schließlich pastose Lichter anzubringen. Ein Musiker ist nicht einer, der nach jahrelangem Üben es dahin bringt, perlende Läufe vorzutragen und „die größten technischen Schwierigkeiten spielend zu überwinden". Ein Dichter nicht einer, der mit Geringschätzung seiner Wäsche und seines Anzugs, mit löwenartiger Mähne sonderbare Gedanken mit großer Geschicklichkeit in gereimten Versen schreibt oder vorträgt. Sondern immer und überall, ob er Marmor meißelt oder Terracotta modelliert, in Öl, Tempera oder Aquarell malt, Tempel oder Burgen baut, singt, geigt oder Orgel spielt, ist der Künstler ein Mensch, dem der an sich wertlose Stoff nur Mittel ist, um die ihm keine Ruhe lassenden ewigen Ideen der Schönheit

plastisch auszudrücken. Künstler ist der, der hinter dem Stoff den Geist, in der Form die Bedeutung, in der Farbe die seelische Stimmung, in allen Erscheinungen des Vergänglichen die Symbolik des Unvergänglichen schaut und nicht ruht, bis er auch anderen diese Schönheit und Wahrheit der ewigen und göttlichen Ideen anschaulich gemacht hat. Und die Menschheit ist ihm dankbar und zehrt jahrtausendelang von seiner Kunst, denn sie bedarf dieser Ideen zu ihrem geistigen Leben und sie fühlt es.

Gehen wir zur höchsten Kunst, zur Poesie über, so finden wir, daß diese ganz auf antimaterialistischer Weltanschauung gründet und nur bei einer solchen überhaupt möglich ist. Von Homer bis zum Faust sind es die ewigen und göttlichen Ideen der Götter als führende, erleuchtende und strafende Mächte, des Kampfes der beiden Prinzipien des Guten und Bösen, des endlichen Sieges des Rechts und der Tugend und der Unsterblichkeit der Seele, die in der Dichtkunst besungen werden, und ohne die es kein Drama gibt, sondern nur ein Marionettentheater; wie der arme Lenau ausruft: „Es gibt ewige Prinzipien! Darauf eben, daß es etwas gibt, von dem wir nicht lassen können, beruht alles Tragische!“ Diese Ideen aber weisen auf eine höhere und höchste Schönheitsquelle hin, wie schon an der Entsprechung aller Künste zu sehen, derart, daß das Nibelungenlied in Musik übersetzt und plastisch dargestellt werden kann. — Die Kunst ist eine ewige Protestierung gegen den Materialismus. Und so hat dieser nie einen Michel Angelo, einen Dante oder einen Bach, diese Fürsten der Kunst und des Geistes zugleich, hervorgebracht, noch wird er je solche Künstler hervorbringen.

* * *

Aber die wahre Schwäche des Materialismus haben wir noch nicht berührt. Diese Weltanschauung (?) ignoriert die drei gewaltigsten Kräfte des Menschen und der Weltgeschichte: Liebe, Glaube, Hoffnung! diese Imponderabilien, welche noch viel mehr als Anziehungskraft, Wärme und Elektrizität nicht die Körper, sondern die Geister beleben und ohne die das Leben der Menschheit nur ein tierisches Jagen und Rennen nach Essen und Trinken, nur ein sich Zerfleischen im Kampf um Wollust und Besitz wäre.

Die Liebe läßt der Materialismus aus der Welt. Er weiß nichts damit anzufangen; sie ist ihm höchstens eine magnetische, dunkle Anziehungskraft zwischen heterogenen Stoffen, eine chemische Wahlverwandtschaft. — Die Welt ohne Liebe? Wäre ja eine Mördergrube! Man könnte sie sich ebensogut ohne Licht denken! Ja! Was treibt denn Millionen und aber Millionen von Männern, von morgens bis abends im Schweiß ihres Angesichts, am Pflug und Schraubstock, in Bergwerk und Steinbruch, unermüdet Tag für Tag zu arbeiten, damit Weib und Kind daheim zu essen haben? Hätten sie es doch leichter, ein lediges, liebeloses Leben zu führen. Wie kommt es, daß Millionen und aber Millionen von Müttern Tag und Nacht, Monate, Jahre hindurch ihr Leben und ihre Kraft daran setzen, kleine Geschöpfchen zu nähren, zu pflegen, zu hüten, die gänzlich hilflos und unfähig sind, die Mühe heimzuzahlen, ja gerade kranke, verkrüppelte Kinder, von denen niemals ein Entgelt noch ein Nutzen zu erwarten, mit zehnfacher Liebe zu umgeben! Wie kommt es, daß diese Millionen von Kindlein, ohne zu sprechen, geschweige etwas Nützliches zu leisten, mit einem fröhlichen Lallen, mit einem Lächeln der Liebe und der Dankbarkeit, mit einer Liebkosung ihre Eltern überglücklich

machen, mit diesem bißchen Liebe hundertfältig alles an ihnen Getane vergelten und wie kleine Sonnen der Liebe ein Haus beleuchten und erwärmen? — Sollen das nur stoffliche, etwa chemische Wirkungen sein? — Wie ist es zu erklären, daß Tausende von edlen Männern und Zehntausende von edlen Frauen an Kranken- und Siechbetten, bei Verwundeten und Sterbenden, auf Schlachtfeldern unverdrossen, unermüdet wachen, die Wunden verbinden, den Todesschweiß abwischen? Und wie kommt es, daß solche, vom Standpunkt des Urstoffs aus nicht nur zwecklose, sondern zweckwidrige Vergeudung von Lebenskraft und Energie unser Herz stets rührt und die Achtung selbst der rohesten Menschen gefangen nimmt? Oder wie kommt es, daß, wie Blumen und Blüten im Frühjahr, alljährlich Tausende von lieblichen Bräuten am Altar von ganzem Herzen Liebe und Treue dem Manne ihrer Wahl geloben, und freudig sich vornehmen, ihr Glück fortan darin zu finden, ihn glücklich zu machen! Und was hat alles noch die Liebe bewirkt, seit es Menschen auf Erden gibt, Städte, ja Reiche gegründet und zerstört, Krieg geführt und Frieden geschlossen! Darüber weiß der Materialist nichts zu sagen, hat dafür nur ein geringschätzendes Lächeln und armselige Ausflüchte. Natürlich! denn sein Gott, der Urstoff, weiß nichts von Liebe; diese Schwäche kann man den Eisen- und Wasserstoffatomen doch nicht zumuten. Dann soll man aber entweder uns keine die Welt erklärende Weltanschauung bieten wollen, oder erkennen, daß über den materiellen Kräften noch höhere, geistige diese Welt bewegen.

Dazu gehört auch der Glaube. Wir haben schon im IV. Kapitel gesehen, wie er, und ebenso der Unglaube, weltbewegende Mächte von jeher sind und bleiben werden. Aber sehen wir uns denselben auch vom materiellen Standpunkt an. Von dieser Kraft des Glaubens bemerkt witzig ein bekannter

Naturforscher, daß sie zwar Berge versetze, aber bis jetzt in der Mechanik keine Anwendung gefunden habe. Wir meinen, wer mit offenen Augen die Weltgeschichte ansieht, werde finden, daß der Glaube noch ganz anderes als Berge versetzt habe. Was war denn das für eine mechanische Kraft, die in den Kreuzzügen Tausende von Schiffen und Galeeren mit schwerer Kriegsausrüstung und massenhaften Vorräten, Zehntausende von schwer bewaffneten Rittern mit ihren Pferden und Hunderttausende von Fußsoldaten mit Gepäck von Europa nach Asien fortbewegte, jedenfalls eine Kraftleistung, die nach vielen Millionen von Zentnern zu berechnen ist; was anderes als der Glaube: Gott will es! Und Gott wollte es; denn sie kamen hin und eroberten Jerusalem, und Millionen von Ideen flossen hinüber und herüber vom Okzident zum Orient, und Millionen von Menschen wurden durch die Kreuzzüge aus ihrem rohen, nur auf Kampf und sinnlichen Genuß ausgehenden Leben zu höheren und göttlichen Idealen erhoben, wie am schönen Kreuzfahrerlied „Schönster Herr Jesu" und anderem zu sehen. Was war es denn, daß anno 1492 drei Karavellen mit Mannschaft und Ausrüstung durch die noch nicht von Schiffen durchfurchten Wellen des Atlantischen Ozeans einem unbekannten Ziele zutrieb? Was anderes als der Glaube des Mannes, der stundenlang auf dem Vorderkastell hinausspähte, ob bald das von ihm, allen Gelehrten zum Trotz, geglaubte Land aus den Fluten emportauche! Und hat dieser sein Glaube nicht alle die an diese Entdeckung geknüpften, infolge derselben entstandenen Taten, Reisen und Ereignisse bewirkt, also eine neue Welt geschaffen und bewegt? So hat der Glaube an seinen Stern, an sein Schicksal, an seine göttliche Sendung oder an die eigene Kraft einen Alexander und Cäsar, Attila und Napoleon I. befähigt, Reiche zu vernichten und zu gründen,

die Oberfläche der Erde zu ändern und, um uns auf den materiellen Standpunkt zu stellen, mechanische Leistungen und Stoffversetzungen zu bewirken, wie alle Dampfmaschinen der Jetztzeit sie nicht zustande brächten.

Und welche Kraft hat die deutsche Reformation samt ihren materiellen, politischen, geschichtlichen, sittlichen und geistlichen Folgen und Erfolgen zustande gebracht? Was hat die Macht des Papstes gebrochen und die Armeen Schwedens, Deutschlands und Österreichs in 30jährigem Kampf zusammenstürmen lassen? Ist es nicht nach dem Willen Gottes der Glaube *eines* Mannes, der in Worms ausrief: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" Hätte Luther im Glauben gewankt, hätte er sich an jenem Tage feig versteckt und wäre dann durch Reichsacht gefallen, so wäre die Weltgeschichte andere Bahnen gegangen.

Dieser Glaube also, den der Ungläubige, der ihn nicht hat, sich als eine nebelhafte und kraftlose Einbildung vorstellt, hat sich tatsächlich und wiederholt in der Weltgeschichte als ein ungeheurer, auch mechanischer Faktor erwiesen. Das können nur Menschen leugnen, die noch nicht in folgerichtigem Denken dahin gelangt sind, die geistigen Imponderabilien als die wahren Ursachen alles auch mechanischen Tuns der Menschheit zu erkennen. Spricht doch überall die allwissende Sprache von einer Willens-*Kraft*, in richtiger Erkenntnis davon, daß wir hier eine wahre Kraft haben, die nicht von der Masse und Größe des Körpers, noch vom Gebrauch des Sauerstoffs in den Lungen abhängt, und doch notorisch bedeutende Nerven- und Muskelleistungen zu erzeugen imstande ist.

Übrigens macht auch, wie schon oben gesehen, der Materialist unter der Hand ausgiebigen Gebrauch vom Glauben. Er *glaubt* allerlei mehr oder weniger Unglaubliches, und ver-

langt, andere sollen es auch glauben. Sätze wie: „Immaterielles kann schlechterdings nicht auf Materielles einwirken“ (Spiller); „Der Gedanke ist eine Bewegung des Stoffs“ (Moleschott) oder: „Die Seele ist das in Tätigkeit begriffene Hirn und weiter nichts“ (Broussais) und andere sind Glaubenssätze, — denn beweisen kann sie niemand — und werden eben von solchen geglaubt, zu deren ganzer Lebensanschauung und Tendenz es paßt, solches zu glauben.

Von der Hoffnung dagegen weiß der Materialist nichts; das Wort fehlt in seinem Wörterbuch. Noch nie hat eine Weltanschauung, ein System, eine Philosophie oder Theologie das furchtbare Wort Dante's so sehr verwirklicht: Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate! Für die Hoffnung ist auch nicht der kleinste Raum im Leben des Materialisten gelassen, wie schon Paulus den Ephesern zurief: „Gedenket, daß ihr einst hoffnungslose Atheisten waret!“ Mag ich noch so reich und noch so geehrt, eine noch so wissenschaftliche Größe sein und mich davon noch so befriedigt fühlen, so kann morgen, heut noch ein Bankier mit meinem ganzen Vermögen durchgehen, oder schlimmer, es stirbt meine Frau am Herzschlag, oder mein Kind an Diphteritis, oder mein Hausarzt vertraut mir achselzuckend an: „Mein Lieber, Sie haben ein Kehlkopfleiden, oder sind an Herzwassersucht krank, da ist nichts zu machen!“ Dann verdunkelt sich meine ganze Zukunft, es steht mir nur noch Angst, Qual, Elend und vollends der Tod bevor. Da trösten keine Phrasen mehr von wissenschaftlichen Leistungen, von Anerkennung der Nachwelt usw. Alles schwarz, schwarz vor der Seele! — Vor Jahren besuchte ich einen befreundeten Gutsbesitzer und sprach zufällig vom Paradies. Da lächelte er und rief, zum Fenster hinaus auf sein weites Gut deutend: „Das ist mein Paradies!“ Und allerdings breiteten sich da aus im Sonnen-

schein Weinberge und Wiesen, von blühenden Obstbäumen umrahmt, in sanftem Abhang bis zum blauen See hinab, und am jenseitigen Ufer erhoben sich schöne Hügel und darüber die schneeigen Alpengipfel in die blaue Luft, ein prächtiges Bild! Nach wenigen Jahren kam ich wieder; immer noch lächelte der See im Sonnenschein und es grünten die Bäume; aber im Zimmer saß der Besitzer, gebrochen, finster brütend im Armsessel. Sein geliebter Sohn war vor seinen Augen im See ertrunken, eine Tochter unglücklich verheiratet, und er selber siechte langsam an einem unheilbaren Leiden dahin. Und als seine jüngere Tochter ins Zimmer kam und sagte: „Vater, ich fahre in die Stadt, was soll ich dir bringen?" antwortete der Mann finster: „Eine Pistole!"

Und diese Menschen, die am Himmel die Sonne der Liebe und die Morgen- und Abendsterne des Glaubens und der Hoffnung auslöschen, und der Menschheit nur noch die schwarze Nacht der Vernichtung vormalen, nennen sich die Aufgeklärten und Lichtfreunde! Und uns, die wir an einen leuchtenden Gott der Liebe glauben und auf ein ewiges Leben hoffen, wo auch wir leuchten werden wie die Sonne, nennen sie Dunkelmänner und Finsterlinge!

Aber sie wissen oder fühlen, warum sie die Liebe so geringschätzend behandeln; denn Liebe deutet auf das Gute, wird von ihm erzeugt und angezogen und setzt das Gute voraus, wie Haß, vom Bösen erzeugt, das Böse; und bei richtiger Deduktion kommt man von der Liebe auf einen Gott des Guten und vom Haß auf einen Gott des Bösen. Dem Guten und dem Bösen entrinnen wir nicht; wie unser leibliches Leben unabänderlich aus Tag und Nacht besteht, so unser seelisches aus Gutem und Bösem. Das weiß auch der Kaiser von China, der über alle seine Beamten und Mandarinen zwei

allerhöchste Minister setzt, die allein stets Zutritt zu ihm haben, den „vortragenden Rat des Guten", der die gute Tat erzählt und Belohnung beantragt, und den „vortragenden Rat des Bösen", der das Böse meldet und dafür Strafe verlangt. — Woher nun dieser nach materialistischer Naturanschauung unerklärliche, die Welt in zwei Hälften spaltende Gegensatz? Denn es ist nicht einzusehen, wie eine Atombewegung sittlich gut oder böse sein kann. Es ist noch keinem gelungen, das Prinzip der Moral im Stoff nachzuweisen; liegt es aber nicht darin, woher und wie kommt es in die Produkte dieses Stoffes? Oder stellen wir gleich lieber die Hauptfrage: wie kommt denn der nicht wegzuleugnende Begriff eines Gottes, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, in die Welt? Wie kommt der Urstoff oder der „unfehlbare und allweise" Weltäther dazu, einen Gott zu schaffen, welcher behauptet, daß dieser Urstoff nur seine Schöpfung sei? Denn, mag's einen Gott geben oder nicht, so ist der Glaube an ihn einmal da und beherrscht die Weltgeschichte. Ist alles nur Produkt des allgerechten und allweisen Weltäthers, so ist auch dieser Gottesglaube gerecht und weise, und all Fehd' hat nun ein Ende; umarmt euch, Atheisten und Pfaffen!

Weil nun der Materialist hier seine Schwäche fühlt, liebt er es, die Moral oft mit einseitiger und tendenziöser Darstellung der geschichtlichen und anthropologischen Tatsachen als ein allmählich entstandenes, stets wechselndes Produkt von Sitte, Klima, Lebensweise usw. darzustellen. Das ist sie eben nicht. Vor viertausend Jahren hatten die Inder und Chaldäer und Ägypter dieselbe Moral wie wir jetzt, wie aus ihren Religions- und Gesetzbüchern klar zu ersehen; nur großherziger aufgefaßt, wie das ägyptische Verbot beweist: „Beschimpfe nicht den Tauben, verlästere nicht den Sklaven bei seinem Herrn!"

und die gesetzliche Bestimmung: wer ein Verbrechen begehen sieht, ohne es nach Kräften zu hindern, ist dieses Verbrechens schuldig; und ebenso die griechische Anschauung: „Der Unglückliche ist heilig." „Dem Zeus gehört ein jeder Fremdling und Darbender an," ruft Eumäos. Und wie großartig und über die jetzige erhaben ist nicht die Sittlichkeit eines Hiob! Auf den Grabinschriften des Altertums wird stets dem Toten nachgerühmt, er habe Tugend und Gerechtigkeit geübt, Wahrheit gesprochen, Gutes getan und das Böse gemieden. Wie es nie ein atheistisches Volk gab, so auch nie eins, das nicht die Tugend geehrt und das Laster verachtet hätte, auch wenn es selbst lasterhaft war. Auch die unsittlichsten Völker haben die Keuschheit, die lügnerischsten und schlauesten die Wahrhaftigkeit, die grausamsten die Milde und Güte geachtet. Nie haben selbst die wildesten und verkommensten, so roh und gemein auch oft der Einzelne, so liederlich das ganze Volk sich mitunter betrug, nie haben sie Undankbarkeit gepriesen, nie die Verachtung der Götter oder der Eltern, oder die Auflehnung gegen die Gesetze empfohlen; nie die Mutterliebe lächerlich, die Frauentreue verächtlich, den Mannesmut entehrend genannt, die Feigheit dagegen, die Heuchelei, den Wortbruch geehrt. (Derartiges war aufgeklärten Modernen vorbehalten.) Schon Sokrates fragt Eutyphron: „Wie hast du jemals einen Menschen gehört, der bezweifelt hätte, daß wer ungerechterweise einen anderen getötet oder sonst etwas ungerechterweise getan, auch Strafe leiden müsse? Das wagte doch niemand, weder Gott noch Mensch." (Eutyphron, S. 69.) Nie war den Menschen der eigene Nutzen eine vollgültige Entschuldigung für die Übertretung des Sittengesetzes. „Möge das Andenken desjenigen untergehen," ruft der griechische Weise aus, „der zuerst wagte einen Unterschied zu machen zwischen dem, was gerecht, und dem, was nützlich ist!"

Unserer „aufgeklärten" Zeit war es vorbehalten, die Moral auf das schwankende, subjektive Prinzip der unmittelbaren Nützlichkeit zu gründen. Schlage deinen Nächsten nicht tot, damit andere dich nicht totschlagen! Stiehl nicht, damit man dich nicht bestehle! Wie ärmlich diese polizeiliche Menschenliebe! Und vollends gegenüber der großartigen christlichen: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte."

Aus Egoismus, sagt der Materialist, sind alle Tugenden entstanden. — Wer's glaubt? — Es müßte denn ein Uregoismus gewesen sein, wie der Urstoff, die Urzelle, die Urzeugung und der Urmensch, vom jetzigen wesentlich verschieden; denn daß der heutige keine Tugenden mehr zeitigt, wird ziemlich allgemein anerkannt. Übrigens ist der Egoismus materialistisch ebenso schwer zu erklären als die Liebe. Nichts ist an sich gut und nichts an sich schlecht, sagt er ferner. Also nur die Praxis entscheidet; der Zweck heiligt die Mittel; logisch konsequent muß man immer ein bißchen Böses tun, wenn dabei viel Gutes herauskommt. So liegt ein Geizhals krank; dieser Mann, eine Plage für seine Umgebung, die er hungern läßt, besitzt ein kolossales Vermögen, das durch seinen Tod seiner edlen Frau zufiele, die Hunderten von Armen damit aushülfe, und seinen Kindern, die der notdürftigsten Erziehung ermangeln. So löse ihn doch der Arzt mit einer tüchtigen Dosis Morphium in seine chemischen Bestandteile schmerzlos auf! Warum denn nicht? Hier geht doch das Wohl der Vielen über den Willen des Einzelnen und zugleich wird der Einzelne erlöst von allem Übel.

Und wie ist es mit den Gewissensbissen? Gesetzt, ich hätte vor Jahren, gänzlich mittellos, in einsamem Gebirgspaß einen schon älteren Touristen getroffen; der klagte, er sei so allein auf der Welt und lebensüberdrüssig; ließ dann unvorsichtig eine Brieftasche mit Banknoten sehen und schaute darauf in die Schlucht hinab; ich entriß ihm die Tasche und stieß ihn hinunter, wo der donnernde Bach ihn zermalmte. Niemand hat es gesehen, und kein Hahn hat seitdem nach ihm gekräht. Mit dem Geld aber habe ich mir eine Existenz gegründet und bin nun ein angesehener Mann. Wie kommt es, daß ich seitdem nicht schlafen kann . . . ? ja, daß ich die Welt voll Gold gäbe, könnte er nur wieder lebendig dastehen! Denn, sagt der Materialist: Das Zweckmäßige ist gut, das Unzweckmäßige schlecht.

Wer soll aber darüber entscheiden, was zweckmäßig und was nicht? Natürlich der, den es angeht, denn nur er kann es wissen. — Man sieht ein, zu welchen schönen, juridisch aber und auch sonst sehr unzweckmäßigen Konsequenzen diese Sätze führen. Wie schwach übrigens der von manchen so gerühmte Schutz der „Zweckmäßigkeit" als des Nützlichen für den Bestand der Welt ist, sieht man alle Tage an den Tausenden, die durch Trunksucht und Laster sich und ihre Familien zu Grunde richten, obgleich sie sich ganz klar darüber sind, daß ein solches Leben unzweckmäßig ist. So vermochte nie das Selbstinteresse der Römer und der Pflanzer an der Erhaltung und Schonung ihrer Sklaven sie von grausamer Behandlung und jeweiliger Ermordung derselben abzuhalten. Und was fragt etwa ein Nero oder Iwan der Schreckliche, dem es Vergnügen gewährt, seine Grausamkeit an seinen Mitmenschen auszulassen, und der die Macht dazu hat, nach Nutzen und Zweckmäßigkeit?

Weitaus zweckmäßiger als die jeweilige Zweckmäßigkeit, die doch nur unvollkommen und einseitig erkannt werden kann, ist schon von diesem Standpunkt aus der christliche sittliche Begriff, demzufolge es ein absolut Gutes und ein absolut Böses gibt, nach welchem einst die Welt gerichtet wird. Denn, das muß jeder zugeben, dieses Prinzip hat, seit die Welt steht, viel mehr Gutes gestiftet und Böses verhütet, ist also wahrhaft nützlicher und zweckmäßiger als der ganze Materialismus.

Wie wenig aber auch der Materialist sich von dem kategorischen Imperativ der Sittlichkeit, von dem inwendigen Gebot: „Tue das Gute" und „meide das Böse" zu befreien vermag, zeigt seine Entrüstung, wenn man ihm vorwirft, seine Weltanschauung sei unsittlich, und auch seine Versuche, ihr eine sittliche Bedeutung beizumessen. Konsequent müßte er auf obigem Vorwurf gelassen antworten: „Eine Sittlichkeit oder Unsittlichkeit gibt es nicht; sondern nur eine Zweckmäßigkeit." — Übrigens können wir uns mit dem Satz: „Was zweckmäßig ist, ist gut; und was unzweckmäßig ist, ist bös," einverstanden erklären, wenn man uns einräumt, daß die Furcht Gottes das Zweckmäßige und die Sünde das Unzweckmäßige ist. „Die Sünde," sagt die Schrift, „ist der Leute Verderben." Und ebenso mit dem Spruch: „Menschenliebe ist wahre Sittlichkeit"; nur schreiben wir über diese übrigens von der Bibel noch klarer und schärfer formulierte Forderung: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst," die noch höhere: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und von allen deinen Kräften."

In Verbindung mit seiner Morallehre, liebt es der Materialist, über den Christengott zu schmähen, der so grausam sei und soviel Leid, Elend, Kummer und Not, Hungersnot und Pestilenz, Erdbeben und Überschwemmungen, Orkane und allerlei

Unglück zur See und zu Land über die Menschen verhänge, wie nach dem Theaterbrand in Wien eine solche Zeitung mit Ingrimm schrieb: „Dieser Gott, der stets mit vollen Händen das Unglück über seine Geschöpfe ausschüttet" und beim Basarbrand in Paris andere über ihn als „den Moloch, der unschuldige Frauen verbrennt" schalten. Im nächsten Augenblick aber belehrt er uns, daß dieser Gott gar nicht existiert, und daß sein Gott, der Urstoff, alias Weltsubstanz, alias Weltäther oder Weltseele es ist, der alles das tut. Nun, dann ist sein Gott um nichts besser als der unsere, und wir sind ebenso berechtigt, über diesen dummen, taubstummen und dazu noch blinden Idiot, den Urstoff, zu schelten, der soviel Leid, Elend, Hungersnot und Pestilenz, Erdbeben und Überschwemmungen über uns bringt. Müssen wir Schläge erdulden, so wollen wir sie noch lieber von einem persönlichen Gott und zu einem bestimmten Zweck bekommen, als von einer blinden Natur, die nur in den Tag hinein haut und weiß weder warum noch wozu. Aber, und diesen gewaltigen Unterschied vergessen unsere Gegner stets zu berücksichtigen, während ihr Gott von jeher Leid und Schmerz über seine unglücklichen Produkte ausgoß und es auch so lange tun wird, bis er einst zum Glück für alles Seiende definitiv erstarrt, schickt der unserige nur vorübergehend, nur eine Sekunde der Ewigkeit lang zur Strafe und zur Besserung uns etwas Leid und Schmerz zu; und Er, der alles Verlangen und Sehnen des Menschenherzens, das Er selber geschaffen, kennt, verheißt uns: „Der Tod wird nicht mehr sein; noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen! Siehe, ich mache alles neu!"

* * *

Ganz inkonsequent ist der Materialist in seinem Widerwillen, sagen wir geradezu, seinem Haß gegen Gottseligkeit und Religion überhaupt. Obskuranten, Dunkelmänner, Lichtfeinde, Mucker, Pfaffen, Volksverdummung sind da seine Lieblingsausdrücke. So nennt Spiller die Leute, die an Wunder glauben, „die stupidesten aller Menschen" (wie an Luther, Goethe, Bismarck und einigen anderen klar zu sehen!) So behauptet der unbekannte Verfasser des „Bekenntnis eines modernen Naturforschers" . . . „alles Beten unter der Sonne hat noch nie ein Titelchen Elend oder Laster abgeschafft," obgleich Tausende von ehrlichen Menschen das Gegenteil aus eigener Erfahrung bezeugen, und die Heilsarmee, man mag sonst über sie denken, wie man will, tatsächlich durch Gebet Hunderte von Trunk und Laster kuriert hat. So ruft der bekannte Verfasser von „Kraft und Stoff" aus: „Es gibt keine Tischgeister noch andere Geister! Es ist noch nie ein Toter auferstanden!" — Woher er es nur weiß! Das nennt man exakte Naturforschung, vorurteilsfreie Wissenschaft. Dieser Haß, dieser Ingrimm gegen die Religion spricht nicht zu Gunsten der materialistischen Überzeugung, entspricht vielmehr dem Gefühl der eigenen Schwäche und Ohnmacht. Denn allerdings, wie soll der Materialist es anfangen, um mit Naturgesetzen das Gesetz Christi, mit Naturkräften „die Kraft aus der Höhe", mit noch so geistreicher Diskussion den Heiligen Geist, mit Differential- und Infinitesimalrechnung die Liebe, den Glauben und die Hoffnung zu bekämpfen, zu widerlegen und zu dämpfen? Er fühlt es selber, auch sein schwerstes Geschütz reicht nicht in den Himmel, und jeder Christ, der einer ist, steht ihm kugelfest gegenüber. Und wie soll er auch sonst ihm etwas anhaben? „Der öffentlichen Meinung," meinte selbst ein Napoleon I., „kann niemand widerstehen." Aber

der Christ ist auch über die öffentliche Meinung erhaben, und jeder Märtyrer hat es durch die Tat bewiesen. „Der in euch ist," spricht Christus, „ist größer denn der in der Welt ist!"

Mit diesem Vorurteil, mit diesem Widerwillen gegen alles Religiöse steht der Materialist in krassem Widerspruch mit seiner Weltanschauung. Ist alles Dasein, wie schon bemerkt, nur das notwendige und durchaus zweckmäßige Produkt eines zwar unbewußt, aber doch mit absoluter Logik arbeitenden Stoffes, so kann auch das Christentum, wie alle Religion keine Ausnahme machen, und diese die Weltgeschichte beherrschende Erscheinung soll der Materialist als eine der größten Leistungen seines geliebten ewigen Stoffes mit Interesse und Wohlwollen betrachten. „Was ist, ist vernünftig," diesen Hegelschen Spruch eignen sich ja Materialisten an, so Spiller. Also sind auch Religionen vernünftig. Wenn, wie Tyndall glaubt, die Keime der religiösen, wie aller Vorstellungen im brennenden Urnebel enthalten waren, was können wir Christen dafür, daß diese Keime sich ebenso, ja viel kräftiger entwickelt haben, als die der materialistischen Weltanschauung. „Wahnvorstellungen" gibt es im Reiche des Stoffes nicht, sondern nur Ursachen und Wirkungen. Oder wie kommt es, daß die metaphysischen Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele und der Auferstehung des Leibes, von einer unsichtbaren und doch mächtigen Geisterwelt, von Wundern und Wunderheilungen, von Besessenheit und Weissagung, bei den einfachsten und unentwickeltsten Naturvölkern, so bei den Korjäken, Tunguſen und Lappen, sich finden?

Aber selbst wenn Religionen sich nur auf Wahnvorstellungen gründeten, so müßte immer noch der Materialist, der ja glaubt, daß einst in der Entropie des Weltalls alle Vorstellungen, sei es Wahn oder Wahrheit, in Wasserstoffnebel sich auflösen,

selbst einem Wahn zum mindesten vollkommen gleichgültig gegenüberstehen. Sagt doch Hartmann: „Aller Glaube, und auch dieser mein Glaube, hat keinen Wert!“ Findet sich aber, — und die Weltgeschichte liefert uns zahlreiche Beweise dafür, — daß diese angeblichen Wahnvorstellungen Tausende, ja Millionen befähigt haben, geduldig zu leben und selig zu sterben, so müßte der Materialist dies als ein herrliches Opiat und schmerzstillendes Mittel gegen die Übel des Lebens begrüßen. Er sollte, logischerweise, es nicht nur jedem Leidenden gönnen, ja anempfehlen, sondern auch für sich dieses unschädliche, für Leben und Sterben von so Vielen erprobte Mittel anwenden, zumal es noch nicht vorgekommen sein soll, daß ein Materialist in freudiger Ergebung an den ewigen Stoff, in jauchzender Hoffnung auf die Entropie des Weltalls gestorben sei. Mit dem Tode, sagt er ja, hört alles auf. Folglich wird niemand es den nachherigen Verbindungen von Wasser- und Kohlenstoff usw., in die er sich baldigst auflösen wird, mehr ansehen, ob sie einst ein Materialist oder ein Pietist waren. Auch ist nach ihm aller Fortschritt und alles Licht der Wissenschaft nur ein unbewußtes Spiel des ewigen Stoffes, hört auch mit unserer Erde einst gänzlich auf; somit ist es vollkommen gleichgültig, wie man zu diesen nur stofflichen Erscheinungen sich verhält. „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot,“ bleibt trotz allem Widerspruch die einzige konsequente Lebensanschauung und das Schlußwort des Materialismus.

Fragen wir endlich dem Worte gemäß: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,“ nach den Früchten der zwei Hauptweltanschauungen, der theistischen und der atheistischen, so bleibt man verblüfft vor dem ungeheueren Guthaben der ersten und Manko der zweiten. Und schon diese einzige große Tatsache sollte genügen, um solche, die weder genügende Zeit noch Bildung

haben, beide Systeme auf ihren philosophischen Wert zu prüfen, von der Wahrheit des ersten und von der Wertlosigkeit und Unwahrheit des zweiten zu überzeugen. Wo ist etwas Großes, Gutes, Wahres, Schönes geschaffen worden, das nicht in letzter Instanz auf dem Glauben an Gott, Unsterblichkeit, Widervergeltung, kurz auf dem Glauben beruht, daß hinter dieser sichtbaren, greifbaren, materiellen und vergänglichen Welt es eine höhere und ewige gibt, von der die sichtbare nur ein Abbild und ein Symbol ist?

Wodurch sind Völker groß und glücklich, mächtig und geachtet worden; und wie lange sind sie es geblieben? Dadurch, daß sie über die materiellen Güter, über Genuß und Reichtum, ja über ihren eigenen Vorteil die idealen Güter der Gottesfurcht, der Gerechtigkeit und der Tugend, der Unsterblichkeit der Seele setzten und solange sie dabei beharrten. Wann gingen ihnen die kühne Tatkraft und die ernste Sittlichkeit verloren? Wann fingen sie an, an geistiger Überlegenheit und Macht, an Selbstvertrauen und Charakter abzunehmen, um bald in Geldsucht und Sinnengenuß zu versumpfen und zu verderben? Sobald sie Materialisten wurden! — Das sind weltgeschichtliche und weltbekannte Tatsachen, die kein noch so wissenschaftlich naturhistorisches, kritisches Gerede eines Materialisten umstoßen kann. — Wo sind die großen Männer des Atheismus, seine Patriarchen, Propheten und Apostel, seine Geisteshelden und Gesetzgeber? Hat er auch nur einen Menschen hervorgebracht, der wie ein Konfuzius, Buddha, Mohammed, seiner Weltanschauung hundert Millionen Menschen jahrhundertelang gewonnen hätte? Hat er einen Gesetzgeber wie Solon oder Lykurg, geschweige wie Moses, unter dessen eisernes Gesetz ein Volk sich seit dreitausendfünfhundert Jahren beugt, oder einen Dichter wie Homer, Dante, Shakespeare, Racine, Goethe, Klopstock? Kann er einen Künstler

aufweisen wie Michel Angelo, diesen gewaltigen Bildhauer, Maler, Architekt und Dichter zugleich, dessen Sonette zum Teil glühende Gebete; wie Bach, dieser so ernste Christ und majestätische Fürst der Töne, wie Händel oder Haydn, oder auch einen Charakterhelden wie Luther? Wie reimt sich damit die beliebte Behauptung des Materialisten, Religion wirke verdummend?

Nein! sondern diese materialistische Weltanschauung steht mit dem ganzen Weltall in Widerspruch; mit den Tatsachen außer uns und mit unserer Seele und ihrer Stimme in uns. Der Mensch sieht es ja diesem Stoff und allem Existierenden an, wie es in unaufhaltsamem Fluß und Lauf daher und dahin rauscht und braust und saust und rennt und strebt, als gälte es einen großen Wettlauf durch die Jahrmillionen der Zeit und die Abgründe des Raumes, irgend einem unbekannten, großen, festen, ewigen, alles Sehnen und Begehren stillenden Ziel zu; und auch sich sieht er, wie er, von dunklen Mächten gejagt, nach Licht und Wahrheit, nach Macht und Freiheit, nach Leben dürstend, wie ein Sturm über die Erde fegt und, aus einer Finsternis kommend, nach wenigen Jahren in einer anderen verschwindet; und er fühlt es tief im Herzen, da, wo die Quellen des Lebens sind, dieses Rennen und Jagen hat ein Ziel und einen Zweck, ist nicht sinn- und wertlos. Und sehen wir uns in der Geschichte der Menschheit um, so erkennen wir, wie ihr Leben von jeher aus den Ideen des Schönen, des Wahren und des Guten quillt, und wie alle Völker diese Ideen stets aus dem Dasein eines persönlichen Gottes herleiten. Wir sehen ferner, wie alles Große, Erhabene, Bleibende in der Welt von Männern herrührt, die an Gott glaubten und es in der Gottesidee getan haben, selbst wenn sie nichts weniger als Christen waren. Alle die Welteroberer und Feldherren, die Staatsmänner

und Gesetzgeber, die Dichter und Künstler, die Weisen und die Gelehrten, von deren geistigem Kapital die Menschheit seit 4000 Jahren zehrt, in deren Strahlen sie sich sonnt, die haben an einen Gott geglaubt! — Und diese Männer und die Gottesmänner alle, deren Namen mit diamantenem Griffel in der Geschichte der Welt eingegraben sind, die Propheten und Patriarchen und Apostel, ein Abraham und Moses, Elias und Christus selber wären nur arme, blinde Schwärmer, selbstbetrogene Toren gewesen? Denn, sagt der Materialist, es gibt keinen Gott! — Dann allerdings, wozu Religion und Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Ordnung, Kunst und Wissenschaft, Idealität und Poesie und auch Aufklärung und Fortschritt? Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!

Leidest du aber etwa an Magenkrebs, so daß Essen und Trinken dir nimmer schmecken, oder hast du so Schweres durchgemacht, daß alle Freude dir vergällt ist, oder stehst du siech und gebrochen vor deinem Grab, so weiß ich dir keinen Rat. Du hast es ja gehört, die Gelehrten sagen, sie hätten es wissenschaftlich untersucht, es gäbe keinen Gott. Verzweifle und stirb! Was fragt der ewige Stoff nach deinem Wohl und Weh? Weiß er ja nicht einmal, daß du existierst! Verzweifle und stirb! Denn das finstere Evangelium einer sogenannten Aufklärung lautet: „Wehe denen, die es hier nicht gut haben, denn ein anderes Leben gibt es nicht! Wehe denen, die hier Unrecht leiden, denn auch drüben soll ihnen kein Recht geschehen. Wehe allen, die da weinen, denn sie sollen nicht getröstet werden! Aus dem Nichts kommen wir, nichts sind wir und all unser Tun, und in das ewige Nichts werden wir bald hoffnungslos versinken!"

Vom Gottesglauben aus dagegen verbreitet sich auf einmal Licht über die ganze Schöpfung, über das gesamte Leben. „Am

Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Standen wir ungläubig und unbefriedigt vor der Behauptung, daß das Unbewußte das Bewußtsein, das Zwecklose die Zweckmäßigkeit, die Materie den Geist, der Tod das Leben geboren habe, so wird's uns warm ums Herz, und in uns jauchzt der Geist auf, und wir schauen es als Wahrheit, wenn wir die Kunde hören, dies Vergängliche sei aus einem Unvergänglichen, das Veränderliche und Werdende aus einem ewigen Sein entstanden, das Tröpfchen irdisches Leben rieselе von einem ufer- und grundlosen Ozean alles Lebens herab, das kleine Lichtlein leuchte uns von der ewigen Ursonne her, und das bißchen Freude und Glück, nach dem unser Herz so lechzt, sei nur ein kleiner, schwacher Schimmer von einer ewigen Seligkeit, in der wir einst satt werden sollen. In diesem Glauben ist Sinn und Harmonie und wahre Vernunft. Das Licht, wir sehen es ja, ist stärker als die Finsternis, das Ja als das Nein, die Liebe als der Haß, das Leben als der Tod. Dieser Glaube stimmt mit dem Weltall, mit dem Anblick der Sonnen am Himmelszelt und des Blümleins am Weg, mit dem Gesang der Lerche und der Vögel im Wald, mit allem, was wir Leben heißen auf Erden! Wir verstehen jetzt warum und woher in allem Erschaffenen das mächtige Sehnen nach Unendlichkeit, das Streben in die Höhe und in die Tiefe, die Freude am Licht und an der Tat, die in jedem Geschöpf zu finden sind und die wir „Leben" nennen. Alles Ding sehnt sich nach seinem Ursprung! Und an diesem mächtigen Sehnen in uns nach Licht und Lebensfülle schon können wir erkennen, daß wir aus einem lebendigen Gott im ewigen Lichte entsprungen sind, und nicht aus einem toten und finsteren Stoff, denn sonst würden wir uns nicht nach dem Leben, sondern nach dem Tode sehnen.

Wer es aber gesehen hat, und besser noch, an sich selbst erfahren, wie ein Christ, vielleicht an unheilbarem Leiden dahin

siechend und von Schmerzen Tag und Nacht geplagt, dazu schwere Existenzsorgen, die Gegenwart kaum erträglich, die Zukunft nach menschlicher Berechnung so trüb und hoffnungslos, menschliche Hilfe so ohnmächtig: dabei doch je und je selig innerlich aufjauchzen kann in der felsenfesten Zuversicht: „Ich werde mit diesen meinen Augen einst Gott schauen und ewig selig bei ihm sein!“ dem imponiert kein noch so wissenschaftliches Gerede des Materialismus mehr. Er sieht es ja mit Augen, er greift es mit Händen, er spürt es im Herzen, daß hier gewaltige Kräfte der zukünftigen Welt walten, vor denen Armut und Schande, Sorgen und Schmerz verschwinden, wie Nebel vor der Sonne, und über die Erklärung, daß dies eben Illusionen seien, kann er nur selig lächeln.

* * *

So verabschieden wir uns nun vom Materialismus, mehr enttäuscht und betrübt als entrüstet. Denn noch denken wir der Zeit, wo wir erwartungsvoll ihm nahten und glaubten, zwar einen Baalstempel, aber doch einen Tempel zu finden. Wir gedachten in eine imposante Halle einzutreten, von Riesensäulen als von festen Prinzipien gestützt, über uns kühne Gewölbe, fest geordnete Systeme, in die durch weite, vielfarbige Fenster das Licht der Aufklärung einströme, bis in den Chor, wo um den Altar der Wissenschaft versammelt, ehrwürdige Priester in weißem Gewand im polyphonen Chor eine Hymne zu Ehren ihrer Göttin anstimmten.

Aber wie ganz anders kam es! — Wir gerieten in ein Gewühl von streitenden, übereinander zankenden Menschen, von denen jeder den anderen zu überschreien suchte, und glaubten uns auf ein Volksfest oder einen Jahrmarkt versetzt, wo aus jeder Bude andere Rufe erschollen. Hier die wunderbare Ur-

zelle, die alles aus sich selbst entwickelt! — Hier der nichts wissende, aber allweise Weltäther! — Hier echte Lebenskeime, direkt aus dem Weltraum bezogen, garantiert zehn Millionen Jahre alt! — Hier die Plastidule oder das denkende Atom; neueste Erfindung! — Und auf einer Anhöhe, das Ganze beherrschend, stand ein stattliches, aber verschlossenes Gebäude mit der hieroglyphischen Inschrift: „Die sieben Welträtsel, oder das große ‚Ignorabimus!'"

Und diese Naturauffassung, die nur immer von Kraft und Stoff redet, alles darauf zurückführen will und dabei gestehen muß, daß sie nicht weiß, was Kraft noch was Stoff sei; diese Lebensweisheit, die für alles Sehnen und Fragen der Menschheit kein Verständnis und keine Antwort hat, der das Beste im Leben Wahn und das Tiefste Betrug, und für die Selbstmord Ziel und Zweck der Schöpfung ist; diese Philosophie, die weder Liebe, noch Glaube, noch Hoffnung kennt, für die es kein absolut Wahres, noch Schönes, noch Gutes gibt; die mir die Seele im Leib und das Herz in der Brust wegleugnet; dieses so unsichere, so hypothetische und willkürliche System, das weder Gott noch die Welt, weder den Geist noch den Stoff, weder das Leben noch den Tod, weder Kunst noch Wissenschaft, weder Schuld noch Recht, noch Sittlichkeit, noch Gewissen, noch Religion erklärt: das will noch eine wissenschaftliche Weltanschauung sein?

Von diesem Standpunkt behaupten freilich einige, er sei jetzt in der Wissenschaft überwunden. Aber sie täuschen sich. Das Wort ist nicht mehr beliebt; aber die Sache ist geblieben. Fängt auch die Naturwissenschaft an zu erkennen, daß sie sich mit dem groben Materialismus eines Moleschott, Vogt, Häckel und L. Büchner in eine Sackgasse verrannt hat, so hat sie doch noch nicht den rechten Weg eingeschlagen. Ihre willkürlichen

und unklaren, dualistischen und pantheistischen, atheistischen oder theistischen Vorstellungen vom All, von Geist und Stoff, Idee und Substanz, Wesen und Erscheinung, Energie, Vitalismus, bewußtem und unbewußtem Geist sind kaum besser als der Weltäther eines Spiller, der doch weidlich über den „Materialismus" anderer spottete. Haben wir es nicht erlebt, wie auf einem zahlreich besuchten Kongreß deutscher Naturforscher Prof. Ladenburg dreist behaupten konnte, die jetzige Naturwissenschaft beweise, daß es keinen Gott noch Wunder gäbe, ohne daß ein Widerspruch laut wurde? Ob Gebildete an den Übermenschen eines Nietzsche oder an das Unbewußte eines Ed. von Hartmann, an die Welt als Wille eines Schopenhauer oder an die Weltregierung der ewigen Naturkräfte, an den unpersönlichen, „in sich unbewußten" Gott einer immer mehr dem Christentum entfremdeten modernen Theologie oder an die Mechanik der Atome eines Demokrit und eines Dubois-Reymond glauben — sie alle verehren doch nur einen Götzen, ein hohles Gebilde ihres eigenen Geistes! Sie alle haben keinen Gott. Und nicht nur die Millionen der Sozialdemokratie lesen mit Andacht Büchners „Kraft und Stoff" und Häckels „Welträtsel". Solange eine Weltanschauung sich nicht bis zur klaren Position eines persönlichen, lebendigen Gottes als Zentrum und Sonne der Welt, als Quelle alles Lebens und Bewußtseins erhebt, bleibt sie im Grunde und ihrer Weltbedeutung nach, so wenig sie es Wort haben will, eine materialistische, und ist der religiösen entgegengesetzt, die von einem solchen Gott ausgeht.

Und was hülfe uns auch diese bloß theoretische und nominelle Überwindung des Materialismus in der Wissenschaft, wenn wir doch sehen müssen, wie er sich tatsächlich in der Praxis und im Leben der Neuzeit immer breiter macht! Was die neue Roman- und Bühnenliteratur und die neue Kunst ver-

kündigt; was Tausende von Gelehrten, Schriftstellern, Dichtern, Rednern lehren, schreiben, besingen, predigen; was man im Theater, auf der Straße, im Wirtshaus und in Gesellschaft einatmet; diese Aufklärung, die bei allen Gebildeten von vornherein vorausgesetzt wird, und wonach sie und eine gedankenlose Menge leben, was ist es anders als die Herrschaft des Stoffes über den Geist oder gar die Verneinung des letzteren und die Hinstellung der Selbstsucht und des Genusses, allenfalls neben einer platten Moral und anständiger Lebensführung, als des Lebenszweckes? — Ist nicht für sehr viele die grundlegende Anschauung: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot! wobei es ihnen freilich nicht auf Wahrheit ankommt; sondern geht das Geschäft gut und sitzen sie beim Bier, so ist ihnen der Gott der liebste, der sie am ehesten in Ruhe läßt!

Und dennoch ist und wird nie der Materialismus eine Weltmacht werden. Die Welt war noch nie materialistisch. Hundert Millionen Neger und Araber in Afrika und achthundertundfünfzig Millionen Asiaten, sie allein über die Hälfte der Menschheit, sind nicht Materialisten. Der die Erde bebauende Mensch, dieser eiserne Bestand der Menschheit, ist nirgends Materialist, und ebensowenig der Fischer und der Seemann, fünfzig Millionen russische Mujik und drei Millionen Australier, die Eskimo und die Tungusen, die Kaffern und die Indianer; der Wilde, der Naturmensch überhaupt ist nicht Materialist. Sie alle glauben an Gott und an den Teufel, an ein anderes Leben, an das Gebet und an eine Geisterwelt; sie alle, so verkommen und versunken sie sein mögen, möchten das Gute tun und das Böse lassen, fürchten eine jenseitige Strafe und hoffen eine jenseitige Seligkeit. Denn sie leben natürlich in der Natur und spüren den Hauch, den Lebensodem des unsichtbaren Schöpfers und sehen seine Fußstapfen. Und

wie das Kind kein Materialist, so auch nicht der Greis; und vor dem Sterben, das wußte schon Cicero, wird auch der Ungläubige gläubig. Nur da, wo die Menschen, künstlich zusammengepreßt wie die Zellen der Honigwaben, ihre ursprüngliche Gestalt verlieren, erblindet die Seele und verfällt in erkünstelte Anschauungen. Verpflanzte man sie aber aus der Weltstadt in die Wüste, auf den Berg oder auf den Ozean, so wären diese Menschen bald keine Materialisten mehr.

So war der Materialismus noch nie der normale Glaube des normalen Menschen und wird es nie. Denn er ignoriert die Lebensfragen der Menschheit. Er nimmt ihr alles, was sie befähigt das Leben und den Tod zu ertragen, und gibt ihr dafür bei aller Beteuerung, daß er nur bewährte Tatsachen zu Grunde lege, doch nur auf Luft und Nebel gebaute Vermutungen. Sondern stets trat er nur als Zersetzungs- und Krankheitsprodukt in den Zeiten geistiger Verkommenheit auf. Sobald die Welt, d. h. auch nach biblischer Anschauung das jeweilig das Haupt der Menschheit darstellende Volk, die ihm von Gott gezeichnete Bahn verließ und anstatt in der ganzen ihm geschenkten Natur natürlich zu leben, sich in eine einseitige und übertriebene Ausbildung einer Idee versenkte, so die Griechen in die Anbetung des vom Guten getrennten Schönen, so die Phönizier und Karthager in den Welthandel, so Rom in die mit Recht oder Gewalt erzielte Weltherrschaft, hat sich diese Einseitigkeit gerächt; bald trat Stockung der Säfte und gleichzeitig hochgradiges Fieber ein, und im Mittelpunkt entwickelte sich als periodisch wiederkehrende Erscheinung der krasse Materialismus, mit einer Korruption der Sitten, einer Lüge und Heuchelei, einer Käuflichkeit der Ämter und der Menschen, wie wir davon jetzt in Amerika und Rußland erst einen schwachen Anfang erleben.

Wohl klatschten die Römer, mit dem Raub der Welt gemästet, im Genuß verkommen, einst im Amphitheater Beifall als ein Schauspieler ausrief: „Nach dem Tod: nichts! Der Tod selber: nichts!“ Aber die Provinzen, von deren Korn und Arbeit sie lebten, ehrten noch die Götter, und als auch ihnen der Glaube verloren ging, da brach das Weltreich unter den Schlägen der Barbaren zusammen, so der Vandalen, deren König Geiserich seinem Steuermann auf die Frage: wohin? zurief: „Führe mich zu den Völkern, über die Gott erzürnt ist!“ — So auch vor der französischen Revolution. Einige tausend Pariser, Hof und Adel, spotteten witzig über Gott und die Welt, indes die Millionen in Tränen und Schweiß ihr elendes Dasein fristeten; da brach das Gewitter los. Wohl verwarfen die Empörer im Taumel Gott und Religion als zu den alten verrotteten Zuständen gehörig; doch bald setzten sie Ihn wieder ein; hatten erkannt, ohne Ihn drehe sich die Weltkugel nicht.

So wird der Materialismus es nicht zur Weltherrschaft bringen. Er hat nicht das Zeug dazu; für den Urstoff oder das denkende Atom lebt und stirbt man nicht. Überhaupt zu viel Negation und zu wenig Position; das gibt keine Kraft. Dem tiefer Denkenden ist er zu seicht; der gottentfremdeten Masse, den Anarchisten der Zukunft aber zu zahm und zu matt. Haben sie sich die Gabe, die Schöpfung, genug angesehen und dieselbe verachtet, so wird es ihnen mit der Zeit zum Bedürfnis, sich an dem Geber selbst zu vergreifen; denn es ist noch eine milde, konfuse, charakterlose Form der Gottlosigkeit, die sich hinter Urzelle und Atom verschanzt. Wohl sprechen die Toren in ihrem Herzen: „Es ist kein Gott!“ Satan aber ruft Gott zähneknirschend zu: „Was gilt's, sie werden dich ins Angesicht fluchen!“ (Hiob 1.) Und die Welt reift zu jenem

Abfall, von dem es im prophetischen 2. Psalm heißt: „Es treten auf die Könige der Erde und die Fürsten ratschlagen miteinander wider Jehova und wider seinen Gesalbten: Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!“ Und es wird sich ein Gotteshaß entwickeln, wie er nur in dem Bewußtsein möglich ist, daß es einen Gott gibt; denn wo nichts ist, da haßt man nicht.

Aber der Prophet und Sänger spricht: „Der im Himmel wohnt, lachet und der Herr spottet ihrer!“ (Ps. 2, 4.)

* * *

So erweist sich bei näherer und vorurteilsfreier Prüfung die christliche Welt- und Naturanschauung als natürlicher, reeller, wahrer und befriedigender als die unchristliche und antichristliche einer gedankenlosen und in Vorurteilen befangenen Menge. So ist die christliche Religion, weil die von der Bibel auf die Fragen des Daseins gegebenen Antworten am besten den Tatsachen entsprechen, auch zugleich wahrste und wissenschaftlichste Philosophie. Während von den Nichtchristen, wenn wir die Menschheit von einem Pol zum anderen dabei rechnen, kaum einer von Tausend sich ernstlich und eingehend mit den Problemen des Daseins beschäftigt, und weitaus die meisten keinen anderen Lebenszweck kennen als Erwerb und Genuß, — wie Christus spricht: „Was sollen wir essen, was sollen wir trinken, womit sollen wir uns kleiden, danach trachten die Völker!“ — ist jeder rechte Christ bewußt oder unbewußt ein rechter Philosoph, dessen Lebensaufgabe einerseits darin besteht, diese göttlichen Antworten Tag für Tag mit großem Ernst auf ihre Übereinstimmung mit dem Leben in ihm und außer ihm zu prüfen, durch welches echt philosophische Studium er wächst und zunimmt am inwendigen Menschen; andererseits und wie

schon Plato es von einem wahren Philosophen verlangt, mit eben solchem Ernst sein ganzes Tun und Lassen in Einklang mit dieser seiner Weltanschauung zu bringen. So befähigt ihn das Anschauen der ewigen Wahrheit in der Kraft Gottes das Richtige und Wahre zu treffen und gute Werke zu tun; und hinwiederum und in schöner Rückwirkung tragen diese seine Früchte in sich den Beweis, daß die Voraussetzungen, von denen er ausgegangen, wahr sind; denn nur Wahrheit erzeugt Gutes.

So glaubt der Christ nicht gegen die Wissenschaft und trotz der Wissenschaft; sondern er glaubt infolge der Erkenntnis, daß die Wissenschaft des Glaubens besser allem Seienden entspricht, also wahrer und wissenschaftlicher ist, als die Wissenschaft des Unglaubens.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

In demselben Verlage sind erschienen:

Natur und Gesetz. Von F. Vettex. Elftes und zwölftes Tausend. Preis in elegantem Kalikoband 5 Mark.

Symbolik der Schöpfung. Von F. Vettex. Siebentes und achtes Tausend. Preis in elegantem Kalikoband 5 Mark.

Urteile der Presse über die Bücher von Vettex.

Naturstudium und Christentum.

„Ein herrliches Buch voll idealen Schwungs, durchweht vom warmen Hauche persönlicher Frömmigkeit und Ehrfurcht vor dem Worte Gottes, ein Buch, das die Jungen begeistert und die Alten erquickt; ein Buch, das Gründlichkeit der Forschung mit Eleganz, Lebhaftigkeit und Plastik der Darstellung aufs glücklichste verbindet; ein Buch, in dem neben einem tiefen Ernste und dem heiligen Eifer um das Beste, was Christen besitzen, doch die Quelle frischen Humors, treffenden Witzes und feiner Ironie lebendig sprudelt — kurz ein Buch, das man von Anfang bis zu Ende lesen muß, da es auf jeder Seite fesselt, nirgends langweilt. Was uns der Verfasser hier in fünf Kapiteln: Fortschritt? — Evolution und moderne Weltanschauung — Christliche Naturforschung — Wissenschaft — Materialismus — bietet, zeugt von seiner ganz ungewöhnlichen Belesenheit auf den hier in Betracht kommenden Gebieten und einer seltenen Gabe glänzender, volkstümlicher, überzeugender Darstellung, selbst wo es sich um die schwersten Probleme der Wissenschaft handelt. Überwältigend erscheinen uns die im dritten Kapitel entwickelten großartigen Anschauungen und vernichtend für die Anmaßung einer immer hochmütiger sich gebärdenden und doch so öden, widerspruchsvollen materialistischen Wissenschaft die Zeugnisse, die er in den beiden letzten Kapiteln aus den Reihen ihrer eigenen Jünger, wie der namhaftesten Gelehrten gegenteiliger Richtung vorbringt. Wer ‚Naturstudium und Christentum' mit aufmerksamen Sinnen und ohne Voreingenommenheit studiert, der wird daraus einen tiefen Eindruck von der Herrlichkeit und dem ewigen Wahrheitsgehalt des Christentums bekommen."

Literaturblatt der Deutschen Lehrerzeitung.

„Wer das Buch in die Hand nimmt, wird es auch zu Ende lesen und es mit dem Eindrucke weglegen, daß er nichts Unbedeutendes oder Wertloses gelesen hat. Gleich der erste Abschnitt: ‚Fortschritt?' ist so originell und frisch geschrieben und an wertvollen Gedanken so reich, daß er unser besonderes Interesse rege macht. Der pharisäische Gedanke: ‚Wie herrlich weit haben wir es doch gebracht!' wird da sehr gründlich bekämpft. Wenn wir auch manches einseitig beurteilt finden, so scheiden wir doch von der Lektüre dieses Abschnittes mit der Befestigung unserer Einsicht, daß alles irdische Streben der Menschen nach Vervollkommnung wertlos ist, wenn nicht der innere Mensch sich vervollkommt, und daß alle so schön ausgesonnenen idealen Gesellschaftszustände Traumgebilde bleiben müssen, wenn nicht die Menschen besser werden und das Reich Gottes nicht in den Herzen zur Entfaltung kommt."

Christliche Welt.

Natur und Gesetz:

Endlich eine originale, neues Licht gebende Schrift in dem düsteren Nebel der heutigen Literatur. In der vorigen Nr. bemerkten wir, daß die Lehren von der Schöpfung und Weltregierung (Vorsehung) Gottes zu den dürftigsten der bisherigen Dogmatik gehören. Diesem Bedürfnis kommt die Vettex'sche Schrift entgegen mit dem in spannender, gedankenreicher Darstellung gegebenen Nachweise: daß die Schöpfung uns den Schöpfer (sein Wesen und Ordnungen) kennen lehrt; daß sie in sich das Gesetz enthält und selbst das Gesetz ist, wonach wir leben müssen, um zu leben, ja, daß sie schon in sich den Keim desjenigen Gesetzes enthält, nach dem wir einst droben leben werden.

Es ist eine Apologie, wie wir seit Pascal keine gehabt haben; denn die apologetischen Schriften unsers Jahrhunderts (Naville, Luthardt, Zetschwitz u. a.) waren nur Ausführungen des Pascal'schen Gedankten. Vetter aber macht sich die ganze, erst in unserer Zeit aufgeschlossene Naturwissenschaft mit einer Fülle mannigfaltiger Bilder und einer reichen Lebenserfahrung und Menschenkenntnis dienstbar, um die Schöpfungsgesetze in der Natur und im menschlichen Organismus zu zeichnen. Seine Schrift ist eine neue Gesetzespredigt.

Haben wir dies Buch eine neue Apologie und eine wissenschaftliche Gesetzespredigt genannt, so gibt es in dem Kapitel über den „Menschen" auch die Grund-

lage einer rechten „Seelenlehre“. Hegel mußte eingestehen, daß die Psychologie seit Aristoteles keinen Fortschritt aufzuweisen habe, und die theologischen Versuche, eine solche aus einzelnen Schriftworten zu konstruieren (Delitzsch u. a.) haben uns nicht weiter gebracht. **Kirche der Zukunft.**

Durch sein im vorigen Jahre veröffentlichtes Buch „Naturstudium und Christentum“ hat der Verfasser mit einem Schlage die gebildete christliche Leserwelt erobert und davon binnen Jahresfrist eine zweite Auflage veranstalten können. Er läßt diesmal eine neue Arbeit folgen, die ebensoviel Freunde finden wird wie die erste. Better ist ebenso ein Kenner der Natur wie der Offenbarung. Die Ordnungen beider Gebiete erkennt er an, wo sie wirkliche Realitäten sind; ihre Gesetze festzuhalten und durchzuführen, ist ihm Gewissenssache. Das macht seine Ausführungen so lehrreich, daß er nirgends furchtsame Konzessionen oder falsche Kompromisse macht, sondern unerbittlich auf Beobachtung des göttlichen Willens hält. Unserer Zeit, die alle ihre Erscheinungen über die gewiesenen Grenzen hinausgehen sieht, kann gar nichts Heilsameres gegeben werden als ein Buch, das so geistreich und so unerbittlich die Grenzen und Schranken der menschlichen Natur, der männlichen wie der weiblichen, zu beobachten zwingt. In fünf Kapiteln: Naturgesetze, Erbe und Organismen, Der Mensch, Mann und Weib, Der Geist — führt der Verfasser seine Gedanken aus, die im höchsten Maß eine Apologie der biblischen Gottes-, Lebens- und Weltanschauung zu heißen verdienen. **Deutsche Evang. Kirchenzeitung (Stöcker).**

Symbolik der Schöpfung.

Dieses neueste Geisteserzeugnis des geistvollen Stuttgarter Naturphilosophen hat uns noch mehr angesprochen als seine beiden Vorgänger. Und wir glauben, daß auch andere so urteilen werden. Sowohl ihrem Ideengehalt wie ihrer Darstellungsform nach gibt die neuere Arbeit ein Gereiftsein des Verfassers über das frühere Maß seines Könnens hinaus zu erkennen. — Es ist eine Weltanschauung aus einem Guß, durchtränkt mit biblischen Gedanken, getragen von echt christlicher Begeisterung und durchglüht von edlem, gerechtem Zorn wider die Afterphilosophen des modernen Unglaubens. Daß die ihr zu Grunde liegende Energie christlich frommer Gedankenbildung hie und da ins Üppige und Phantastische auswächst, kann und muß verziehen werden. — Im Schlußabschnitt faßt der Verfasser von vornherein auf einem festen und fröhlichen Bibelglauben Posto, indem er in gleich sehr antimaterialistischer wie antipessimistischer Kampfesstimmung sich zu einem derben und trotzigen Realismus seiner Jenseitsvorstellungen bekennt. Man nehme den Prüfstein des untrüglichen Gotteswort zur Hand, und man wird reichen geistigen Genuß und Gewinn von dieser geistreich und kraftvoll durchgeführten Symbolik der Schöpfung haben. **Beweis des Glaubens.**

In ähnlicher Weise urteilen: **Schwäb. Merkur, Kreuzztg., Leipz. Ztg. (wissensch. Beilage), Deutsche Lehrerztg., Westdeutsche Ztg., Deutsche Reichspost, Das Volk, Kirchl. Monatsbl. von Kühn, Bremer Kirchenbl.** u. a. m.

Bettex, F., Was dünket dich von Christo? **Sechste Auflage.** Preis kartoniert 1 M.

Balfour, Arthur James, Die Grundlagen des Glaubens. Einleitende Bemerkungen zum Studium der Theologie. Genehmigte Übersetzung und Geleitwort von Robert Koenig. Preis in Leinenband 5 M.

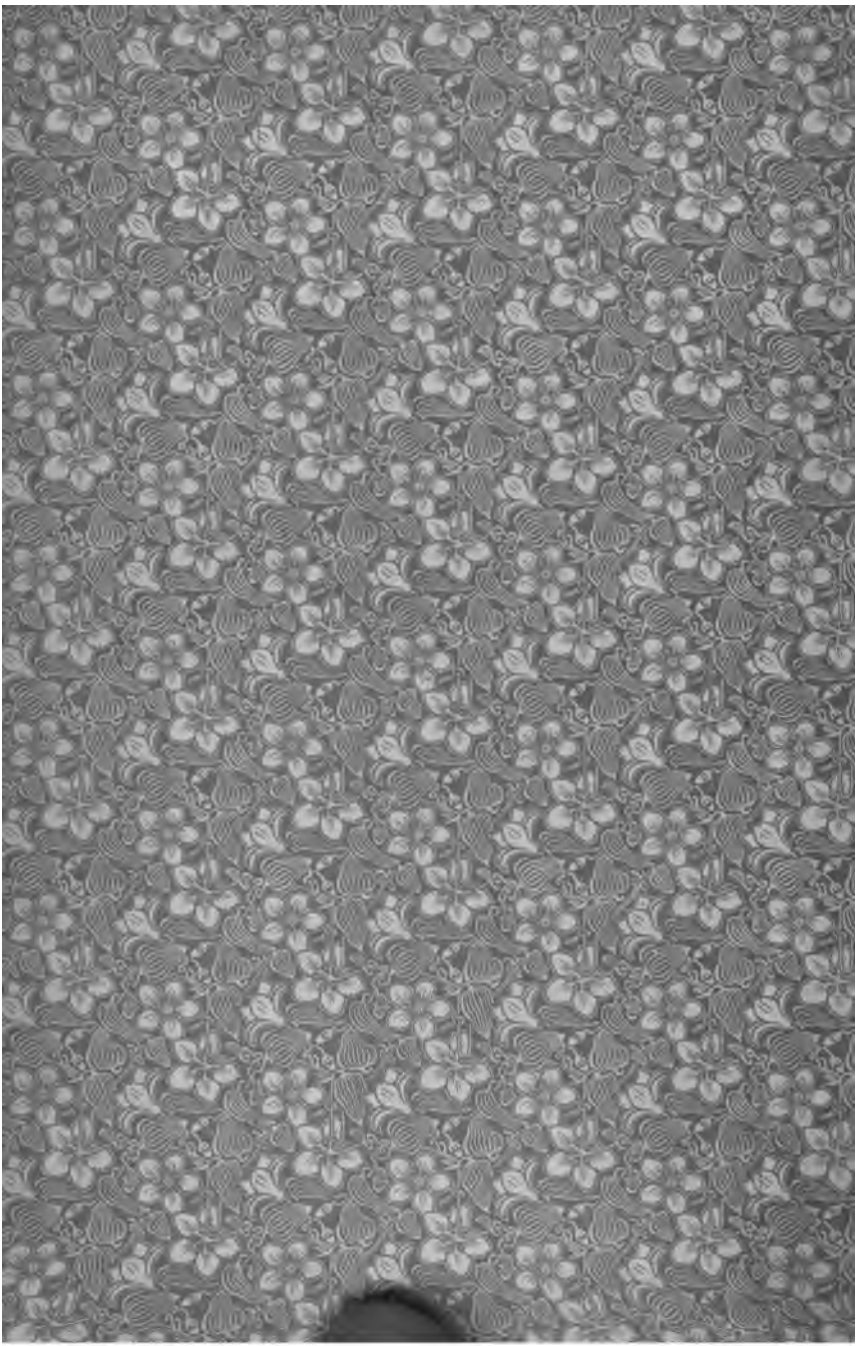
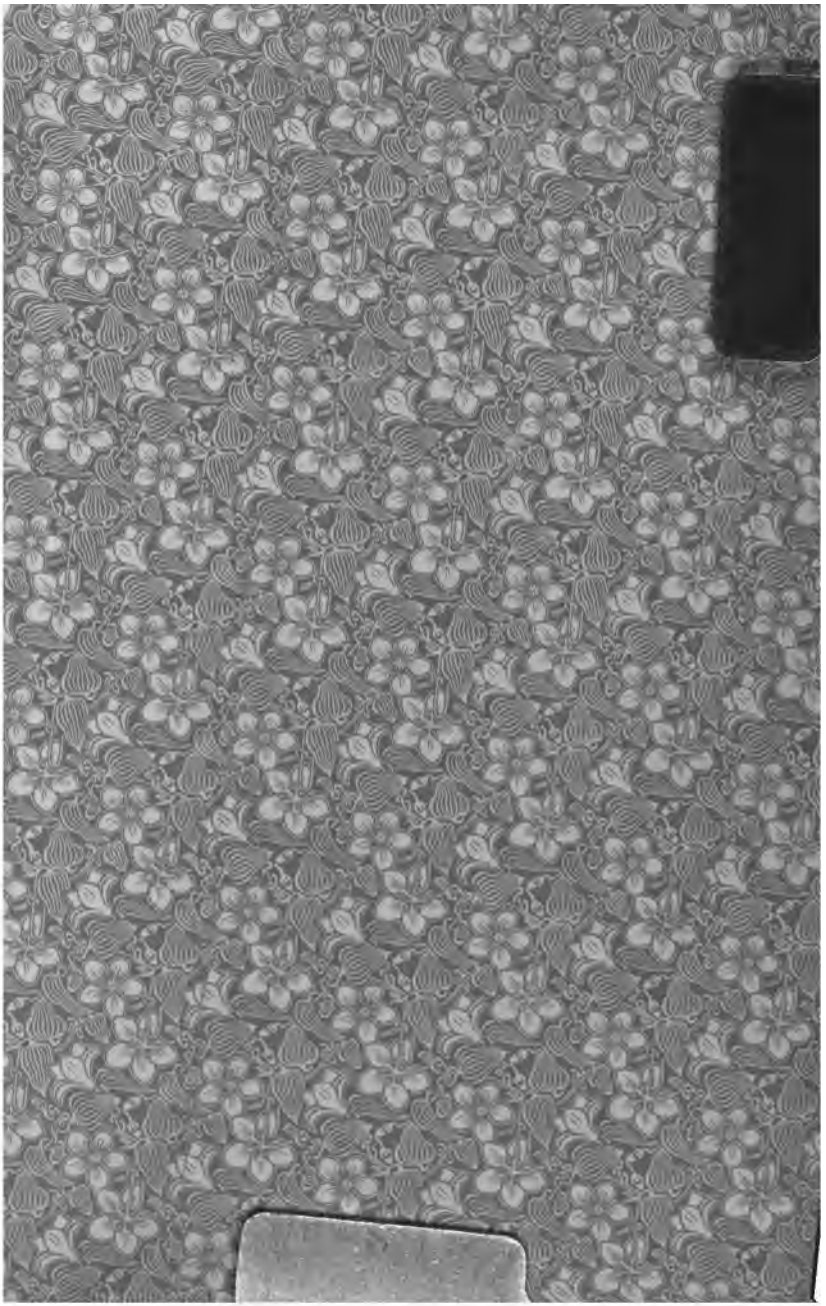
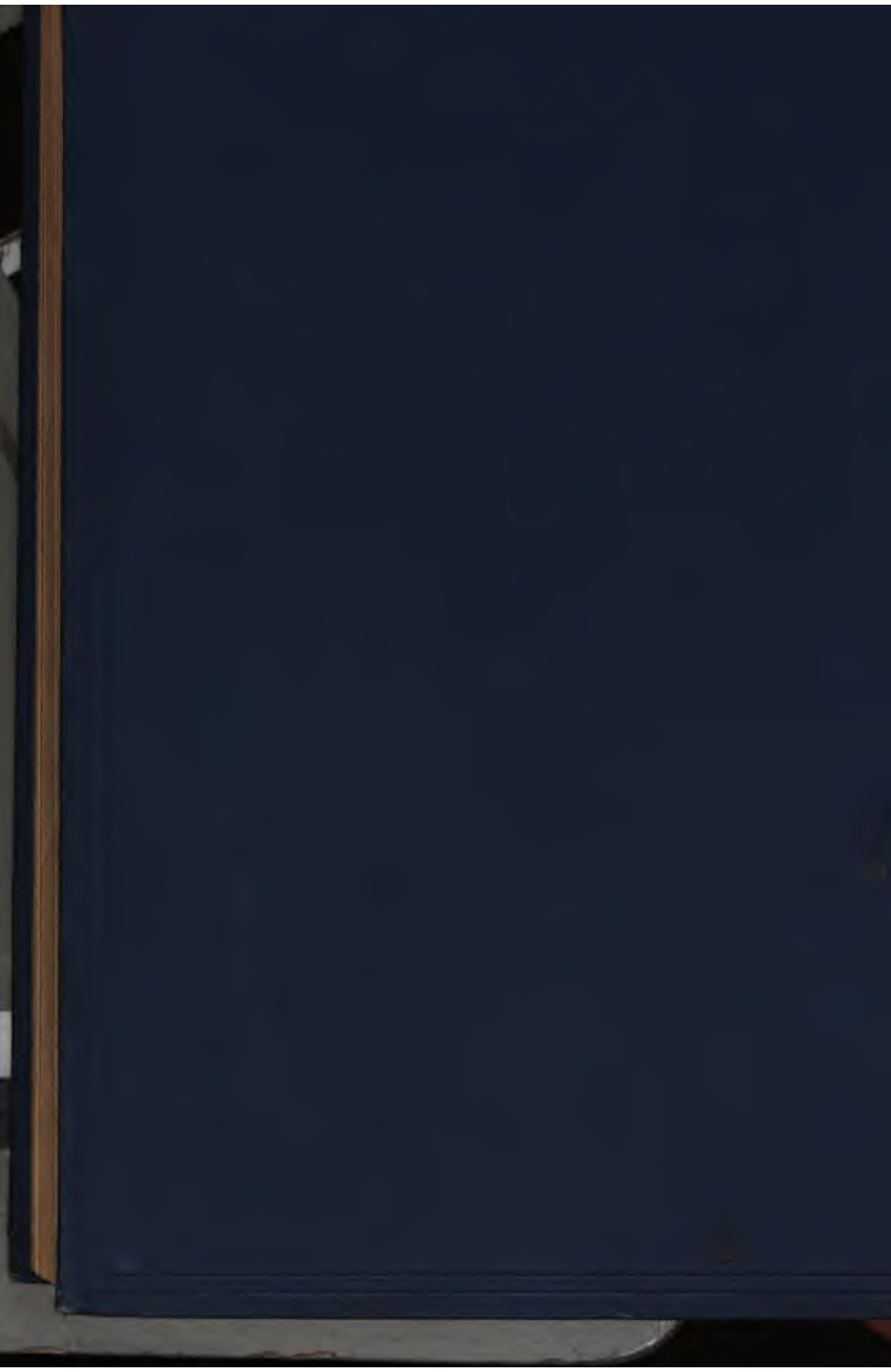
Drummond, Henry, Das Naturgesetz in der Geisteswelt. Autorisierte deutsche Ausgabe. Neu übersetzt von Julie Sutter. **Dritte Auflage.** (10. und 11. Tausend.) Preis gebunden 4,50 M.

— Das Ideale Leben und andere Ansprachen aus dem Nachlaß von H. Drummond. Autorisierte deutsche Ausgabe von Julie Sutter. Preis gebunden 4,50 M.

— Das Beste in der Welt. Deutsche autorisierte Ausgabe. **Sechsunddreißigste Auflage.** (127. bis 129. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

— Pax vobiscum. Deutsche autorisierte Ausgabe. **Zehnte Auflage.** (46. bis 50. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

— Das Schönste im Leben. Deutsche autorisierte Ausgabe. **Siebente Auflage.** (31. und 32. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

— Das Programm des Christentums. Deutsche autorisierte Ausgabe. **Fünfte Auflage.** (21. bis 25. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

— Die Stadt ohne Kirche. Deutsche autorisierte Ausgabe. (1. bis 10. Tausend.) Preis kartoniert 1 M., fein gebunden 2 M.